Drei Jahre.

Roman

von

George Hesekiel.

Dritter Theil.

(Separat-Abdruck aus der „Berliner Revue".)

Berlin.

Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

1857.

Inhalt des dritten Theils.

Dritte Abtheilung:

Hundert Tage.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

„Noch ein Mal und zum letzten Mal,
Umsonst, doch nicht vergebens,
Noch ein Mal zückt der Wetterstrahl
Durch Leid und Lust des Lebens,
Durch Zwang und Zank, durch Lug und Trug,
Es ist zu viel, doch nicht genug!“

Erstes Capitel.

Waldemare und ihre Ritter.

„Hör' ich denn von Weitem
Deiner Stimme Klang,
O, wie wird im Busen
Mir das Herz Gesang.
Bebend, wenn mich Deine
Zarte Hand berührt,
Wird auf Deiner Lippe
Mir der Geist entführt."
(Herder, nach dem franz. Liede: „Que le jour me dure.")

Das Wohnzimmer der Präsidentin von Lohmeier, wir haben unsere Leser schon oft dahin geführt, war behaglich erwärmt, wie das die alternde Dame liebte, und in jener bescheidenen Weise erhellt, die dem deutschen Gemüth am meisten zuzusagen scheint, weil sie ganz dunkle Winkel und halbdunkle Räume genug läßt, in denen das Auge sich ausruhen, die der Geist bevölkern mag mit eigenen Schöpfungen.

Das deutsche Gemüth fühlt das Bedürfniß, sich solche stille Plätzchen, solche kühle, dämmernde Oasen für das häusliche Leben zu erhalten, zu schaffen.

Die Zeit ist hin, da es in jedem Hause dunkle Winkel genug gab, in denen die Hausgeister lauschten, aus denen die Sage zuweilen einen Zipfel ihres luftigen Gewandes wehen ließ; Winkel, nach denen die Augen der Kinder halb ängstlich, halb selig späheten; einsame Treppen, über die man in der Dämmerung nur mit höher klopfendem Herzen schritt; geheimnißvolle Wandschränke, die sich nie öffneten, und abgelegene Zimmer, in denen Niemand gern allein schlafen mochte. Solche Häuser giebt es in unseren großen Städten nicht mehr, es giebt keine Winkel mehr in den Häusern, die jetzt erbaut werden, ist Alles hübsch regelrecht darin, überall kann das Licht hindringen; Wandschränke kommen nicht mehr vor, denn die Wände unserer pitoyabeln Häuser sind viel zu dünn dazu; die Treppen werden mit Gas erleuchtet — kurz, es ist Alles unendlich hell, bequem, nüchtern und reizlos.

Es ist dem Deutschen nicht leicht geworden, auf seine dunkeln Winkel zu verzichten, aber er hat sich, in den großen Städten wenigstens, wohl dem harten Zwang unterwerfen müssen; er läßt das zudringlich neugierige Licht überall hineinblicken in seine Wohnung, in die geheimsten Ecken, aber ganz hat er doch nicht lassen können von seiner heimlichen Freude und der angebornen nordischen Liebe zu geheimnißvoller Dämmerung, zu magischem Dunkel, kurz, am Abend, wenn der moderne Staatssclave, wenn die moderne Arbeitskraft ein wenig abgeschüttelt wird, und die Persönlichkeit einigermaßen wieder in ihre Rechte tritt, dann baut sich der Norddeutsche auch die dunklen Winkel wieder auf, in denen eine der Quellen deutschen Lebens im Verborgenen sprudelt und ihn stets mit ihrem leisen Plätschern lieblich lockt.

Und wie baut sich der Deutsche am Abend seine dunkeln Winkel auf?

Er stellt eine Lampe auf den Tisch, deren Licht nicht viel über die Tischplatte hinausreicht, um diese Tischplatte setzt er sich zusammen mit den Seinen, dicht hinter ihm beginnt die Dämmerung, und Dunkel herrscht in den Ecken selbst mäßig großer Zimmer. Da hat er seine lieben dunkeln Winkel wieder, dahin schickt er seine Augen, seine Sinne, er schickt sie auf die Weide da — ach, die Menschen wissen's oft selbst nicht, wieviel sie den lieben dunkeln Winkeln verdanken!

Die Präsidentin von Lohmeier wußte es auch nicht; wenn Cousine Minna, die Getreue, die Vorhänge niederließ und die Lampe auf den großen Tisch vor dem Sopha setzte, so daß sie gerade den Kopf des heiligen Georg bedeckte, der auf dem roth und grauen Damastteppich, mit dem der Tisch belegt war, seit vielen Jahren schon den Lindwurm mit einer Lanze erstach, die zweimal so lang war, wie er selbst, dann nahm sie ganz behaglich Platz in ihrer gewohnten Sopha-Ecke, ihre goldene Tabatière in der Hand, und überließ sich ihren Erinnerungen ein Viertelstündchen wohl, zuweilen länger noch, aber sie hatte keine Ahnung davon, daß es die von der Lampe schwachem Schein nicht erleuchteten dunkeln Winkel waren, denen sie einen guten Theil der Behaglichkeit verdankte, die sie fühlte.

Ihre Tochter hatte mehr Verständniß dafür.

Waldemare rückte ihr Tabouret so nahe an den Sopha, daß ihre Hand leicht den Arm der Mutter berühren konnte, ohne daß diese es merkte, oder daß sie die Berührung doch nur für zufällig halten mußte, wenn sie dieselbe bemerkte, und wenn sie so saß, dann ward es ihr so heimlich und lieblich zu Sinne; je lauter und lebhafter der Tag gewesen, desto linder und freundlicher diese Viertelstunde. Der sinnige Blick ihrer großen Augen schweifte dann langsam über die matte Helle in das Dunkel hinein, und stets erklang ihr der Ton der Klingel zu früh, welche die Ankunft von Verwandten und Freunden des Hauses verkündete, welche „ihren Abend" bei der Tante Präsidentin hatten. Beinahe wehe that

es ihr, wenn die Präsidentin die Stille früher brach und in ihrer scharfen Weise bemerkte: „Ich begreife nicht, wo Deine Schwester bleibt, Waldemare, es ist acht Uhr vorüber!“ Die alternde Dame wurde immer pünktlicher.

Auch heute saß Waldemare in gewohnter Weise neben ihrer Mutter und ihr weißes, ernstes Antlitz erschien ernster noch als gewöhnlich, denn sie trug einen schwarzen Schleier auf dem Haupt, der unter dem Kinn in einen leichten Knoten geschlungen war und so das liebliche Oval des Gesichtes wie von einem schwarzen Rahmen umgeben zeigte.

Waldemare und ihre Mutter waren in tiefer Trauer Beide.

Auch heute brach die Präsidentin das Schweigen früher, als Waldemare lieb war, aber sie sprach nicht, um sich über die Unpünktlichkeit ihrer Verwandten oder Freunde zu beklagen, sondern sie blickte fast wehmüthig, ein Ausdruck, den man in ihren scharfen, festen Zügen, in ihren großen grauen Augen nicht eben gewohnt war zu finden, auf einen bequemen Strohstuhl, der auf der andern Seite des Sopha's zwischen diesem und dem Ofen stand, und sprach: „Es ist heute sein Abend, Waldemare, liebes Kind, und er kommt nicht, er wird nie wiederkommen —“

Waldemare blickte ihre Mutter überrascht, aber lächelnd an, diese aber fuhr ohne das zu beachten fort: „— seit zwanzig Jahren war ich gewohnt, ihn dort sitzen zu sehen, er ist fast der Letzte in der Familie, der mich noch jung gesehen, ich werde ihn recht vermissen!“

Waldemare küßte die Hand ihrer Mutter in jener stillen Weise, die doch so unendlich viel sagt.

„Waldemare,“ fragte die Präsidentin plötzlich, „Du bist ein kluges Mädchen und hast den Muth, aufrichtig zu sein, sage mir, Deine Mutter bittet Dich darum, sage mir, bin ich nicht zuweilen zu hart, zu herbe mit Deinem seligen Oheim Hermann gewesen? Habe ich nicht oft zu wenig Nachsicht geübt mit seinen kleinen Schwächen, seinen unschuldigen Wunderlichkeiten? er war doch ein vortrefflicher Mensch, treu wie Gold, ohne Falsch, hätte ich nicht darum Alles übersehen müssen, Alles nachsehen? sprich, mein Kind!“

Die Präsidentin fragte hastiger, als sonst ihre gehaltene Weise zuließ, und heftete forschende Blicke auf das Gesicht ihrer Tochter, das leicht erröthete, denn es war das erste Mal, daß die Präsidentin ihre Tochter zur Richterin aufrief über sich selbst; vielleicht war es das erste Mal überhaupt, daß diese Frau einen Menschen zum Richter machte über ihr Thun.

„Liebe Mutter,“ entgegnete Waldemare, die Hand ihrer Mutter mit leichtem Druck in der ihrigen haltend, „Sie hätten vielleicht zuweilen etwas mehr Nachsicht haben können mit dem guten Oheim Hermann, doch wer irrt nicht mitunter? jedenfalls haben Sie es stets herzlich wohl mit ihm gewollt, das hat der Oheim auch immer gefühlt und mit der innig-

sten Dankbarkeit anerkannt, selbst da, wo seine Schwächen nicht geschont wurden. Wie oft hat er Ihnen nicht selbst erklärt, daß Sie die Pflicht hätten, ihn auf gerader Straße zu halten, wie er sich ausdrückte; Sie hätten die Pflicht, weil Sie allein das Recht dazu hätten. Ich glaube, daß Sie Unrecht haben, wenn Sie sich das freundliche Andenken an den guten Oncle durch solche Gedanken trüben, der Ihnen doch noch in seinem letzten Willen den größesten Beweis seiner Liebe und Verehrung gegeben. Er hat mich die Hälfte seines Vermögens erben lassen und Ihnen hat er die Vertheilung der andern Hälfte an die Familie ganz ohne Bedingung überlassen. Das ist mehr, viel mehr, als wenn er Sie zur Erbin des Ganzen eingesetzt hätte!"

„Ich danke Dir, mein Kind!" sagte die Präsidentin mit einer Weichheit, die so auffallend bei ihr war, daß Waldemare, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, fast bestürzt zu ihrer Mutter aufsah.

Mit ihren Gedanken beschäftigt, bemerkte diese die Bewegung ihres Kindes nicht, sondern fuhr fort: „Ich danke Dir, mein liebes Kind, aber ich will doch mich recht bemühen, so milde als möglich zu sein. Waldemare, ich weiß, Du zweifelst nicht an meiner Liebe zu Dir, zu Deinen Schwestern, zur ganzen Familie, aber Du hast mich auch nur als eine ernste und strenge, als eine feste und harte Frau gekannt, Du hast mit Deinen klugen Augen mir in's Herz gesehen, Du weißt, daß ich weicher und milder bin, als ich scheine, aber ich bin auch äußerlich einst sanft und mild gewesen im Leben, viel sanfter, viel weicher noch als Du, denn meine Mutter war weicher und zärtlicher, als die Deine Dir war. Ach, liebes Kind, ich habe zu oft und zu lange als Mann handeln, ich habe mich an die Spitze der Familie stellen, mit Eifer, Ernst und Strenge habe ich das gelockerte Band der Familie wieder befestigen müssen; es ist mir gelungen, aber ich fühle nur zu wohl, daß nur wenige der Eigenschaften, die den Mann zieren, der Frau wohl anstehen. Das, was ich anfänglich als Mittel gebrauchen mußte, eine gewisse Härte, sie ist in mein Wesen übergegangen; ja, mein Kind, ich bin wirklich hart geworden, härter als eine Frau sein darf!"

„Mutter, meine liebe Mutter!" rief Waldemare unterbrechend, sie hatte mit steigender Unruhe diese bis dahin unerhörte Sprache gehört.

„Sage selbst, mein Kind," fuhr die Präsidentin unbeirrt fort, „ist es nicht unbegreiflich, daß ich so manchem Manne, selbst einem Manne, wie Dein seliger Oheim war, Vorschriften machen konnte, daß ich mir herausnahm, diese Männer zu tadeln, wenn sie von meinen Vorschriften abwichen! Das darf eine Frau nicht, ich fühlte mich so ganz als Mittelpunkt, als Haupt der Familie, daß ich die Frau beinahe ganz vergessen hatte. Ein Mann hätte das Alles thun dürfen, ich durfte es nicht."

„Meine Mutter," unterbrach Waldemare, fest entschlossen, diesem Gespräch ein Ende zu machen, das sie im höchsten Grade beunruhigte,

obwohl sie sich nicht gleich Rechenschaft über den Grund zu geben wußte, „meine Mutter, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie nicht ganz Recht haben; Ihre Trauer um meinen Oheim macht Sie ungerecht gegen sich selbst, Sie haben ein strenges Regiment geführt und werden es hoffentlich noch lange führen in der Familie, aber Sie haben es stets nur auf dem Gebiet geführt, wo die Frau Herrin sein soll, auf dem Gebiet der Sitte; ich habe nie gesehen oder gehört, daß Sie sich in die Geschäfte der Männer gemischt hätten; wo Ihr Einfluß ungewöhnlich war, über die Grenzen hinausging, die der Frau gesteckt sind, da war derselbe ein erbetener, die besten Männer der Familie haben bei Ihrer Klugheit, Ihrer Lebenserfahrung sich Raths erholt, Sie haben Ihren Rath ertheilt, die Männer haben ihn befolgt und sich fast immer wohl dabei befunden. Ja, Sie haben die Männer auch zuweilen getadelt, hart getadelt in Dingen, welche Sitte und Anstand betrafen, das aber konnten Sie gerade eben nur als Frau. Ich habe es oft beobachtet, daß die Männer von einer Frau Lehren gern hinnehmen, die kein anderer Mann ihnen ungestraft geben dürfte. Nein, meine Mutter, Sie waren selbst da, wo Sie am härtesten waren, nie unweiblich, und auch da, wo Sie Unrecht hatten, und Sie hatten zuweilen Unrecht, obwohl nicht oft, selbst da nahmen die Männer Ihre Zurechtweisung auf, weil Jeder wußte, daß die Tante-Präsidentin wohl zuweilen gegen den Einzelnen hart sein konnte, aber nur aus Liebe zur ganzen Familie, nie aus Laune, oder einer persönlichen Neigung zu Gefallen. Das, meine liebe Mutter, ist die Wahrheit!"

Waldemare hatte heftig gesprochen, ihre Augen glänzten und ihre Wangen blüheten in dem feinen Incarnat, das ihnen die innere Aufwallung verlieh.

„Mein liebes, kluges Kind!" sagte die Präsidentin, die zarte Wange ihrer Tochter leicht liebkosend mit ihrer Hand berührend; sie bewunderte das, was ihr Waldemare gesagt, sie bewunderte es um so mehr, als sie fühlte, daß es wirklich Wahrheit war. Sie hatte sich von Gefühlen fortreißen lassen, welche das Andenken an den vor einigen Tagen verstorbenen Oheim Waldemare's, die Erinnerungen an die Jugend, die sie mit diesem Familienmitgliede gemeinsam hatte, in ihr aufgeregt, sie fand sich bald wieder von den Worten ihres Kindes auf das Uebermaaß in ihren Empfindungen aufmerksam gemacht.

Aber es war allerdings nicht ohne Bedeutung, daß die Präsidentin sich einer solchen Weichheit überlassen konnte, und die unbestimmte Unruhe, in welche sich Waldemare durch die Rede ihrer Mutter versetzt fühlte, hatte ihren guten Grund in der Ahnung, daß ein Ereigniß der Art bei einer solchen Frau auf eine Abnahme der geistigen oder körperlichen Spannkraft, vielleicht beider, deute.

Uebrigens hatte Waldemare nicht gleich Gelegenheit, dem weiter nachzudenken und dem Grund ihrer so plötzlich aufgestiegenen Unruhe

nachzuforschen, denn die Präsidentin, die ihr Gleichgewicht völlig wieder gewonnen hatte, nahm jetzt ganz in ihrer gewöhnlichen Weise das Wort wieder und fragte: „Muß ich nicht mit dem Lieutenant Ruitsteen reden, liebes Kind?"

Waldemare entgegnete einfach: „Nein, wir dürfen es nicht!"

„Aber das Benehmen seiner Schwester ist empörend?" fragte die Präsidentin weiter.

„Das arme Mädchen ist in sehr schlimmen Händen," sagte Waldemare traurig und ließ das Haupt sinken, „aber wir können nichts, vermögen nichts; Sie wissen, liebe Maman, daß Herr van Ruitsteen zwei sehr heftige Scenen mit seiner Schwester gehabt hat, daß er sie nicht mehr sehen will —"

„Das darf er nicht, er muß doch für seine Familie etwas thun!" rief die Präsidentin, in der sich sofort das Gefühl der Familiengemeinschaft regte.

„Er kann nur dann etwas thun," erwiderte Waldemare einfach, „wenn er sich durch einen Prozeß zu ihrem Vormund gemacht hat; die Verhältnisse sind aber so eigenthümlich, daß es nicht sicher ist, ob er den Prozeß gewinnt. Ich habe mit meinem Vetter Rudolph über diese Angelegenheit gesprochen, er hat die nöthige Auskunft eingezogen und räth von einem solchen Schritt ab, selbst für den Fall, daß sich Herr van Ruitsteen dazu entschließen könnte. Es wäre also nur ein Schmerz mehr für diesen armen unglücklichen Menschen, dem ich so gerne helfen möchte, der aber von Tage zu Tage trauriger wird und unglücklicher."

„Ich fürchte, liebe Waldemare," sagte die Präsidentin plötzlich ziemlich scharf, „daß Dein Mitleid den Lieutenant noch unglücklicher macht."

Das junge Mädchen blickte auf, sah ihrer Mutter voll und offen ins Gesicht und sprach ernst: „Es ist eine Liebe zu mir in dem Herzen dieses Mannes, die ich wissentlich wenigstens nicht hervorgerufen habe, eine Liebe, die mich aus seinen Augen zuweilen mit einer Gluth anblickt, die mich erschreckt, die sich zuweilen verräth in scheinbar gleichgültigen Dingen, die mir aber eben so wenig zum Vorwurf gereichen, als ich sie jemals erwidern kann. Selbst wenn mein Herz" — Waldemare stockte etwas und blickte mit lieblich jungfräulichem Erröthen vor sich nieder, dann fuhr sie leiser fort: „selbst wenn mein Herz noch frei wäre, würde ich die Liebe dieses Mannes nicht erwidern können, es steht etwas zwischen uns."

Waldemare hielt inne, da aber die Präsidentin sie fragend ansah, sprach sie weiter: „Wir sind nicht eins im Glauben, ich liebe die Kirche, in der ich erzogen bin, ich will in der Kirche beten, in der meine Väter gebetet haben vor mir, ich will in dem Bekenntniß sterben, das ich abgelegt habe vor dem Altar!"

„Aber," warf die Präsidentin ein, „glaube ja nicht, daß ich Dich irgend

bestimmen will, ich denke nicht daran, Du weißt, auf welcher Seite meine Wünsche sind, aber der Lieutenant ist ja im Begriff, aus der Gemeinschaft der Mennoniten auszuscheiden, er ist es schon, das wäre also kein Grund."

„Herr van Ruitsteen," entgegnete Waldemare ruhig, „ist aus der Gemeinschaft der Mennoniten ausgeschieden, aber er wird unserer Kirche nie angehören, auch trägt er viel mehr Verlangen zurückzukehren, obgleich das unmöglich ist, wie man mir gesagt hat, als seinen Gott in unserer Kirche zu suchen. Ich habe viel mit ihm gesprochen darüber, ich thue, was ich kann, um ihn zu beruhigen, aber es gelingt nur auf kurze Zeit. Er besucht unsere Kirchen fleißig, auf meinen Wunsch hat ihn der selige Oheim Hermann zu dem Prediger Wilmsen geführt, er rühmt sehr die Milde und Freundlichkeit Wilmsen's, er hört ihn oft, aber er bleibt fest in der alten Sehnsucht nach dem Altar seiner Väter. Ja, der arme unglückliche Mann liebt mich, aber ich glaube nicht, daß ihn diese Liebe unglücklicher macht, denn ich habe ihm mehrmals meine Ansichten deutlich ausgesprochen, er hat sie selbst gebilligt, und dennoch bin ich, wie ich glaube, die einzige Person, mit der er offen von seinem Seelenzustande spricht. Mag sich auch zuweilen etwas einmischen von Leidenschaft, so liegt das wohl mehr in der eigenthümlichen Fügung, die ein junges Mädchen, wie ich bin — Waldemare sagte das nicht ohne Selbstgefühl, aber ohne Eitelkeit — zur Vertrauten der religiösen Zweifel eines jungen Mannes gemacht hat. Ich glaube aber nicht, daß die Liebe des Herrn van Ruitsteen zu mir eine solche ist, wie sie sonst zwischen einer Frau und einem Manne stattfindet, sie ist es nicht, ich bin überzeugt davon, aber ich weiß, daß sie es unter andern Verhältnissen werden könnte!"

Waldemare sagte das mit einer Ueberzeugung und einer Offenherzigkeit, gegen die sich schwer etwas sagen ließ, aber die kluge Präsidentin schüttelte den Kopf; sie mochte nicht widersprechen aus mehr als einem Grunde, aber nach ihrer Erfahrung war die Ansicht ihrer Tochter nicht ganz richtig.

„Es ist merkwürdig," fuhr das junge Mädchen fort, mit dem Gedanken an die religiösen Zweifel Ruitsteen's beschäftigt, „dieser junge Mann, der wirklich fromm ist, kann nichts gegen unser Bekenntniß sagen, er sagt auch nichts dagegen, er billigt Alles, und dennoch fühlt er sich in unserer Kirche heimathlos, verlassen, unbefriedigt!"

Die edle Jungfrau wußte nicht, daß die weitere Religionsgemeinschaft diejenigen, welche einer engeren angehört haben, stets unbefriedigt lassen muß, wenn sie nicht mit dem Bekenntniß derselben dem Glauben überhaupt zugleich Valet gesagt haben.

Die Präsidentin war froh, daß es in diesem Augenblick klingelte, sie liebte Gespräche in dieser Richtung nicht, sie war nicht weniger ihrer Kirche zugethan, als es Waldemare war, aber ihre religiöse Erziehung

war eine andere gewesen, als die ihrer Tochter; sie hielt sich zur Kirche, mehr einer guten Sitte folgend, als aus Bedürfniß des Herzens. Sie hatte christliche Bildung genug, um ihre Tochter zu verstehen, aber sie vermochte nicht, ihr überall hin zu folgen. Die eigene ruhige Sicherheit im Glauben und die liebenswürdige Naivetät Waldemare's hatten sie nie auf diesen Unterschied, der in religiösen Dingen zwischen ihr und ihrer Mutter war, aufmerksam gemacht. Es war das auch fast unmöglich, denn Waldemare sprach sehr wenig von ihrem Glauben und erfuhr, wenn sie es that, nie einen Widerspruch von ihrer Mutter.

Was dem Menschen wahrhaft heilig und innerlich so recht theuer, das kann er nicht immer auf den Lippen haben, das wird er nur mit einer Scheu aussprechen, die selbst etwas Heiliges hat.

Vetter Rudolph mit seiner Frau Anna waren es, die an diesem Abend zuerst die Zimmer der Präsidentin betraten; sie wurden von der alten Dame mit größerer Freundlichkeit, als je, willkommen geheißen, und als Frau Anna, welche immer noch der Liebling der Präsidentin war, ihren Ehrenplatz auf dem Sopha eingenommen hatte, sagte die Dame, indem sie die etwas hülflose junge Frau, welche bald Mutter werden sollte, freundlich anlächelte und ihr ein Kissen zuschob: „Rudolph, lieber Neveu, setze Dich da neben Deine kleine Frau, der Stuhl Deines guten Oheims Hermann ist leer, der Selige hat Dich so lieb gehabt, daß er Dir gewiß seinen Platz an meinem Tische vor allen Andern gönnt; ich kann in meinem Alter nicht hoffen, daß Du so lange wie er auf diesem Stuhle bei mir sitzest, aber so lange es der Fall, hoffe ich, wirst Du eben so gern bei mir sein, wie der wackere Hermann!"

Rudolph küßte die Hand der Präsidentin, und diese präsentirte ihm ihre Dose; Rudolph schnupfte nicht, aber der selige Oheim hatte die Dose der Tante stets als höchste Gunstbezeigung empfangen, darum nahm auch er die Prise, er nahm sie wirklich, nicht nur zum Schein, obwohl sie ihm einige Unbequemlichkeit verursachte, die nicht vermindert wurde durch den schalkhaften Blick, mit dem ihn Anna ansah. Er nahm sich fest vor, sich vom andern Tage an zu Hause im Schnupfen zu üben, damit er die Tante nicht durch eine Weigerung in ihren Gewohnheiten störe, wenn sie ihm ihre Dose anbieten sollte.

Waldemare warf ihrem Cousin einen dankbaren Blick zu, die Präsidentin schien nichts zu bemerken, sondern befragte Rudolph wegen seiner Ansichten über die Vertheilung jener Hälfte des von Oncle Hermann hinterlassenen Vermögens, das sie an die verschiedenen Familienglieder zu vergeben hatte. Der einarmige Held von Culm fühlte sich nicht wenig geschmeichelt und meinte, da sich die meisten Mitglieder der Familie in Verhältnissen befänden, die eine kleine Summe nicht erheischten, so möchte er vorschlagen, daß jedem Familienmitgliede ein Silbergeschirr zum Andenken an den Oheim verehrt werde, daß für das Capital selbst

aber ein Grundbesitz, ein Haus in Berlin, erworben werde, das ein gemeinsames Eigenthum der Familie bleibe. Ferner, meinte er, der Aelteste der Neffen des Erblassers möge darin wohnen gegen einen mäßigen Canon und die Einkünfte verwalten. Daraus lasse sich dann ein Capital bilden, aus dem bei Unglücksfällen einzelnen Familienmitgliedern beigesprungen werden könne.

Das war ein Gedanke ganz nach dem Sinne der Präsidentin, ganz in ihrem conservativen Geiste, sie verabredete sofort mit ihrem Neveu eine Sprechstunde für den andern Tag.

Unterdessen war auch Tante Agnes mit ihrem Manne und ihren Töchtern gekommen, und gleich nach ihnen trat der Lieutenant van Nuitsteen ein, der jeden Dienstag und Freitag Abend im Familienkreise der Präsidentin zuzubringen pflegte.

Der Sohn des Mennoniten hatte sich äußerlich durchaus nicht verändert, nur hatte sein Gesicht einen fast noch schwermüthigeren und ernsteren Ausdruck als früher, der indessen sofort wich, als ihn die Präsidentin sowohl als Waldemare mit großer Freundlichkeit begrüßten. Fast kindlich heiter erschien er einen Moment, dann zogen wieder die Wolken innerer Unruhe und geheimer Schmerzen über sein Antlitz; Waldemare wußte ihn auf eine geschickte Weise in's Gespräch zu ziehen, und so erzählte der Lieutenant mancherlei, was ihm in den letzten Tagen vorgekommen. Mit vieler Liebe namentlich sprach er von dem Prediger Wilmsen, in dessen Familie er den Abend zuvor zugebracht, und rühmte die anmuthige Art, mit der ihn dessen ältestes Töchterchen Julie unterhalten. Da der Prediger Wilmsen, der später besonders durch seinen Kinderfreund und zahlreiche andere Kinderschriften einen wahrhaft nationalen Ruf sich erworben, allen Familienmitgliedern bekannt war, so fanden die Mittheilungen des Lieutenants aus dem schönen häuslichen Leben des Predigers an der Parochialkirche die freundlichste Aufnahme.

Es klingelte wieder, aber die Klingel verkündete keinen Gast, sondern Cousine Minna brachte einen Brief herein. Das war ungewöhnlich, denn die Tante Präsidentin empfing und las keine Briefe in Gesellschaft Abends, sie mußten ihr auf ihren Nachttisch gelegt werden. Sie sah deshalb auch ihre getreue Minna mit verwundert mißbilligendem Blicke an, aber das alte Mädchen wußte wohl, was es that, und sagte den Brief überreichend: „Schelten Sie nicht, der Brief ist von dem Herrn Vetter Philipp aus Paris."

Ein allgemeiner Jubel erscholl, und Waldemare, erbleichend, wandte sich ab und drückte verstohlen die Hand aufs Herz, Niemand hatte es bemerkt, selbst der Lieutenant Nuitsteen nicht; mit einer leichten Neigung gegen diesen Letztern, mit der sie sich Entschuldigung erbitten wollte, die er aber nicht verstand, erbrach die Präsidentin hastig den Brief ihres Neffen, dann erst besann sie sich etwas, hielt inne und setzte die goldene Brille auf, die in dem Körbchen vor ihr auf dem Tische lag.

Man mußte die Familie in diesem Augenblick sehen, um sich zu überzeugen, wie sehr Philipp von Krummensee von den Seinen geliebt wurde; selbst Cousine Minna that, was sie in ihrer demüthigen Bescheidenheit sonst nie that, sie blieb an der Thür stehen, sie mußte wissen, ob der Herr Vetter gesund war und ob er bald komme. Er war der einzige Mann, für den das alte Mädchen je eine Schwäche gehabt zu haben sich bewußt war.

„Nun," sagte die Präsidentin, auf das Blatt blickend, mit einem Anflug von verdrießlicher Rührung, „der Brief lohnt auch nicht der Mühe, da hört: „Geliebte gnädige Tante, mütterliche zärtliche Freundin," Freundin, hm! das scheint französisch zu sein! so hat er noch nicht geschrieben, also „diese Zeilen sollen nichts, als Sie benachrichtigen, daß ich Paris morgen verlasse und nach Berlin zu Ihnen komme, um Ihnen und der lieben Waldemare die Hand zu küssen, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich so lange nicht geschrieben, endlich, um bei Ihnen Trost und Ruhe und Frieden zu suchen. Ich denke kurz nach meinem Briefe zu Ihren Füßen zu liegen. Ach, Tante, ach, Waldemare, ich sehne mich nach Euch, wie nie, wie nie! Gnädige Tante, Ihr getreuester Philipp. Nachschrift: Meine gute Cousine Minna setzt wohl die blaue Stube für mich in Bereitschaft!" Das ist der ganze Brief!"

Die Präsidentin bebte vor Vergnügen, daß der einzige Sohn eines geliebten Bruders, ihr Liebling, der Mann, den sie als Sohn betrachtete, da Gott einen Sohn ihr versagt hatte, der Mann, durch den sie ihr geliebtes Kind glücklich sehen wollte, daß der komme; aber sie glaubte zurückhaltend sein zu müssen und meinte: „Seltsamer Brief! Das sind Pariser Sitten, die mir nicht sehr gefallen!"

Alle sprachen ihre Freude aus, daß Philipp komme, nur Waldemare nicht, Waldemare hatte still das Zimmer verlassen und hatte die Einsamkeit gesucht. Die Mutter verstand sie und störte sie nicht.

Etwa eine Viertelstunde später kam Waldemare aus ihrem kleinen Zimmer in die Küche zu Cousine Minna; sie wollte eigentlich sich erkundigen, ob auch das kleine blaue Zimmer für Philipp in Bereitschaft gesetzt sei; sie wußte nur nicht, wie sie die Frage stellen solle, aber Cousine Minna überhob sie der Mühe. „Uns Beide hat er allein erwähnt in seinem Briefe," rief das alte Mädchen glückselig, „ja, er hat immer etwas auf die alte Cousine gehalten, ach, Du liebes, liebes Waldemarchen, ich erlebe es noch, wahrhaftig, der liebe Gott läßt es mich noch erleben, aber was? sage ich nicht. Nein, Waldemarchen, ich sage es nicht, aber Feuer habe ich in der blauen Stube gemacht und die rothen Betten habe ich heruntergetragen."

„Meine gute Minna!" sagte Waldemare herzlich und kehrte zu der Gesellschaft zurück.

Sie flüchtete von der Cousine fort, aus Furcht, sich zu sehr zu verrathen, aber bei der Mutter war's nicht besser, es wurde nur von

Philipp gesprochen. In einer Verlegenheit, der sie nicht Herr zu werden vermochte, stürzte sich Waldemare in's Gespräch und erzählte mit erzwungener Heiterkeit, daß Cousine Minna in ihrem Enthusiasmus für Philipp schon die blaue Stube geheizt habe, obwohl der Vetter — sie sagte das mit bebender Stimme — doch aller Berechnung nach frühestens am andern Tage zu erwarten sei.

Rudolph meinte, er könne doch früher kommen, was Waldemare erröthen machte.

Tante Agnes lobte Minna's Vorsicht und versicherte, es sei nothwendig, in dieser Jahreszeit ein Zimmer vorher zu heizen.

Cousine Anna erklärte, dieser Phönix der Familie mache ihr eine schlaflose Nacht, wenn er nicht gleich ankomme, und ihr Gemahl sah sie schon mit liebender Besorgniß an, als ein kräftiger Klingelzug ihm verkündete, daß Philipp's Ausbleiben nicht die nächtliche Ruhe seiner Frau stören werde.

Alle Versammelten waren überzeugt, daß es Philipp sein müsse, der geklingelt habe, und der laute Freudenruf der Cousine Minna, welche geöffnet hatte, versicherte sie, daß sie sich nicht getäuscht.

Die beiden Töchter der Tante Agnes stürzten nach der Thür.

Die Präsidentin erhob sich, alle Anwesenden folgten ihrem Beispiel.

Waldemare stand mitten im Zimmer, sie lächelte mit einem engelhaft lieblichen Ausdruck und kreuzte die Arme unter der jungfräulichen Brust, der Lieutenant Nuitsteen hatte sich in ein Fenster zurückgezogen und verließ Waldemare nicht einen Moment mit seinen Augen. Hatte er wirklich jemals Hoffnungen irdischer Liebe gehegt in Bezug auf dieses Mädchen, er mußte sie von diesem Augenblicke an schwinden lassen.

Man hörte Philipp's Stimme, Waldemare zitterte bei ihrem Klang, es war die alte, liebe, wohlbekannte Stimme, aber es vibrirte in ihr etwas, was sie noch nicht gehört hatte.

„Laßt mich doch, Ihr lieben Engel!“ sagte der Rittmeister, wahrscheinlich sich den Umarmungen der kleinen Cousinen entziehend.

„So, liebe Minna, also eine Todesnachricht ist es, mit der Ihr mich empfangt!“ tönte die Stimme wieder, und sie tönte so ernst und fernig.

Die Stimme schnitt in Waldemare's Seele, sie wußte, ohne es gehört zu haben, daß die kleinen Mädchen in natürlicher Plauderhaftigkeit Philipp sofort das Wichtigste erzählt hatten, was ihnen in der letzten Zeit vorgekommen war, den Tod des guten Oheims.

Alles das hatte viel kürzere Zeit in Anspruch genommen, als wir gebraucht haben, es zu erzählen; die Tante Präsidentin hatte kaum Zeit gehabt, um den Tisch herumzukommen, da trat Philipp in das Zimmer. Hinter ihm Minna und die kleinen Mädchen.

Mit einem rapiden Blick sah er, wer zugegen, dann trat er auf seine Tante zu, die ganz erschrocken einen Augenblick in das Angesicht ihres Lieblings sah.

Ja, das Antlitz des jungen lebhaften Offiziers, das sonst immer von Heiterkeit und Jugendmuth strahlte, es war bleich und ernst, und der Strahl von Freude des Wiedersehens, der darin glänzte, war wie ein verklärendes Abendroth am Sturmhimmel eines Regentages.

Weinend umfing die Präsidentin ihren Liebling; sie erlag zum zweiten Male an diesem Tage einem Anfall von Weichheit, sie fühlte, daß ein schweres Geschick den jungen Mann betroffen, daß sie die Pflicht habe, die Last dieses Geschicks lindern zu helfen. Waldemare aber ließ beim Anblick des geliebten Mannes die verkreuzten Arme auseinander sinken und langsam niederfallen, ihr Busen hob sich mächtig, ihre Augen leuchteten doppelt hell auf, denn vor ihr stand der Mann, von dem sie geträumt, den sie gehofft und ersehnt, den sie in dem lustigen Ulanen geahnet, er stand jetzt vor ihr, der ernste Mann, ihr Ideal. Was kümmerte sie seine bleiche Wange, was kümmerte sie der Schmerzenszug um den Mund, sie wußte, daß sie, daß sie allein die Wunde heilen könne, an der dieser Mann litt; sie trat entschlossen vor einen Schritt, so stolz und selbstbewußt, wie sie nie zuvor gewesen, und mit lieblicher Stimme sagte sie: „Philipp!"

Sie sprach nicht laut und nicht leise, aber ihre Stimme klang, wie wenn der Hammer an eine silberne Glocke schlägt, Alle vernahmen den durchdringenden Klang, aber der Rittmeister riß sich ungestüm fast los aus den Armen seiner Tante, er nahete dem theuern Mädchen mit einem Schritt, er umfaßte sie und drückte sie an sein Herz, er drückte sie an sein Herz, als wolle er sie erdrücken, sie schlang ihre Arme um seinen Hals und in wortloser Umarmung hielten sie sich lange fest umschlungen.

Niemand sprach ein Wort, die Tante Präsidentin kämpfte gewaltig mit ihrer Rührung.

„Weißt Du noch, mein Rudolph!" flüsterte Anna mit bethräntem Antlitz.

„In der Försterei unter den Eichen!" entgegnete der Wackere mit selig leuchtenden Augen.

Die Thür klingelte leise, Niemand achtete darauf, Lieutenant Ruitsteen war verstohlen hinausgegangen, Niemand vermißte ihn.

Das waren die drei Ritter der schönen Waldemare.

Der Eine, der einsame Sohn der Mennoniten, ging hinaus allein mit seinem Schmerz. Er hat Niemandem gesagt, wie weit er sich in seinen Hoffnungen auf Waldemare getäuscht fand, schwerlich ist er sich je selbst ganz klar darüber geworden; dennoch war der Himmel voll Liebesseligkeit, der aus den Augen des Mädchens dem Rittmeister entgegenstrahlte, für ihn ein Kelch voll bitterer Schmerzen, aber als er ihn überwunden, fand er seine Liebe und sein Vertrauen zu Waldemare nicht geringer als vorher. Wohl hatten sie einen bittern Zusatz, aber sie gereichten ihm doch zur Freude.

Und der andere Ritter Waldemare's, der tapfere Rudolph, der seinen Arm auf dem Culmer Felde für König und Vaterland ließ, er fand im eigenen Liebesglück einen Maßstab für das Glück seines Vetters, und glückselig blickte er auf das Mädchen, das er nun ein Glück finden sah; das er ihr nicht hätte bereiten können, wie er in bescheidener Selbstwürdigung anerkannte.

Der dritte Ritter Waldemare's, der den Preis errungen, den köstlichen Preis, den er in seinen Armen hielt, er fühlte, daß in der Liebe des edlen Mädchens, daß an dem Herzen seiner Waldemare seine rechte Heimath sei; er fühlte sich umgeben von einer andern Atmosphäre, der Hauch der Liebe umspielte lind seine heiße Schläfe, die Liebe leuchtete mit mildem Schein tief hinein in sein Herz, die Liebe legte ihre weiche Hand wie einen Wunderbalsam auf die brennenden Wunden seiner Seele.

Als Waldemare den holden Liebesknoten löste, den sie mit ihren weichen Armen um Philipp's Nacken geschlungen, als er sie ließ aus seiner Arme kräftigem Druck, da wich sie in mädchenhafter Scheu einen Schritt zurück von ihm und senkte die Augen, im selben Moment aber hob sie auch wieder ihren Blick auf und sah ihm in's Gesicht voll und ganz, sicher und stolz, dann neigte sie leicht grüßend das Haupt gegen ihn und verließ das Gemach.

Philipp machte eine Bewegung, als wolle er ihr folgen, er streckte nur die Arme der Enteilenden nach, den Fuß hob er nicht, denn wahre Liebe zeigt sich eben so feinfühlend da, wo sie Erwiederung gefunden zu haben sich bewußt ist, wie sie ungeschickt und befangen sich giebt, wo sie der Gegenliebe nicht sicher ist.

Als sich die Thür hinter Waldemare geschlossen, wendete Philipp sich mit ernstem Lächeln der Gesellschaft wieder zu, er küßte seiner Tante nochmals die Hand, er begrüßte jeden Einzelnen, namentlich aber den wackern Rudolph mit großer Herzlichkeit, zugleich aber doch in so ganz anderer Weise, als man sonst bei ihm zu finden gewohnt war, daß sich Jedem der Anwesenden unwillkürlich die Ueberzeugung einer großen Veränderung, die in seinem Wesen vorgegangen, aufdrängen mußte. Dieser ernste Mann war trotz aller Herzlichkeit und Freundlichkeit nicht mehr der lustige, übermüthige junge Offizier, der achtzehn Monate früher in's Feld gezogen.

Außer Waldemare freute sich vielleicht die Präsidentin allein bei diesem ersten Beisammensein wenigstens dieser Veränderung, die Andern, selbst Rudolph, hatten den lustigen Lieutenant so lieb gehabt, sich in seine Späße und Eulenspiegeleien so verliebt, daß sie in der That mit diesem ernsten Rittmeister nicht recht zufrieden waren. Ganz besonders schienen die beiden Töchter der Tante Agnes verwundert über diese Veränderung, denn als der Rittmeister sich in den Kreis gesetzt und sich eine ziemliche Weile schon an der Unterhaltung betheiligt hatte, sahen

ihn die beiden Mädchen mit immer noch so unverhehltem Erstaunen an, daß er es selbst endlich bemerken mußte und sie fragte: „Warum seht Ihr mich so verwundert an, Ihr lieben, kleinen Mädchen?"

Die Kinder wurden roth und schlugen verlegen die Augen nieder.

„Antwortet, wie es sich ziemt, wenn Ihr gefragt werdet!" befahl die Mutter, den mißbilligenden Blick rasch übersetzend, den die Präsidentin auf ihre Enkelinnen warf.

„Ach, Oheim Philipp sieht ganz anders aus, wie sonst!" antwortete jetzt die Aelteste schüchtern.

„Und er hat noch nicht ein einziges Mal gesagt: Discretion ist Parole bei Ulanen! wie er sonst immer sagte!" fügte die Jüngere hastig hinzu.

Alle, selbst die Präsidentin, lachten; die Kinder hatten ausgesprochen, was sie Alle fühlten.

Der Rittmeister strich sich das Haar aus der Stirn und sagte dann freundlich: „Ja, meine lieben Kinder, ich bin wohl etwas anders geworden im Kriege, unter fremden Leuten, aber glaubt mir, es ist Philipp's altes, treues Herz, was in mir schlägt, das hat sich nicht verändert, das liebt Euch Alle wie zuvor und noch mehr, ja noch viel mehr, als vor dem Kriege. Man muß lange fern gewesen sein, wenn man die Heimath und die Lieben daheim recht schätzen lernen will." — Der Rittmeister sprach das sehr ernst, dann wendete er sich wieder an die kleinen Nichten und sprach leichter und scherzend: „Im Kriege ist was Anderes Parole gewesen bei Ulanen, als Discretion, mein Backfischchen, aber warte nur, wenn Frieden bleibt, so wirst Du vielleicht zuerst in der Familie die Erfahrung machen, daß Discretion noch immer Parole bei Ulanen ist."

„Aber Philipp!" mahnte die Präsidentin.

„Da ist wieder der alte Ulanen-Lieutenant!" lachte Tante Agnes.

„Nun," fuhr Philipp scherzend fort, „ich bin doch, so lange ich denken kann, bei allen zarten Verhältnissen in der Familie der Vertraute gewesen, sollte ich das Vertrauen gänzlich verloren haben?"

„Waren Sie auch Rudolphs Vertrauter, Herr Vetter?" fragte Anna auf den Ton eingehend.

„Ach, schöne Frau," entgegnete der Rittmeister lachend, „da mahnen Sie mich an den tollsten Streich, den ich je begangen; weißt Du noch, Rudolph, wie Du mich oben auf der blauen Stube zu Deinem Vertrauten machtest, und ich bei Deinen Confidencen einschlief?

„Die Bekenntnisse müssen sehr interessant gewesen sein!" rief Anna, „in der That!"

„Sei großmüthig, Philipp," vertheidigte sich Rudolph, „bekenne, daß Du eben aus Rußland als Courier angekommen, daß Du todtmüde warst und deshalb bei noch viel interessanteren Mittheilungen eingeschlafen sein würdest."

„Ich bekenne Alles, guter Rudolph," erwiederte Philipp freundlich, „Du brauchst auch nicht zu fürchten, daß ich etwas verrathen werde."

„Oh! sie weiß Alles!" versetzte Rudolph sicher, indem er seine Frau zärtlich anblickte.

„Jedenfalls," meinte Anna, „hast Du es verstanden, die passendste Stunde zu Deinen Mittheilungen zu wählen."

„Für andere Mittheilungen wußte ich indessen meine Zeit gut genug zu wählen!" triumphirte Rudolph.

„Rudolph sitzt auf Oheim Hermann's Platz," sprach der Rittmeister plötzlich, „mit der Nachricht von seinem Tode haben mich Ihre kleinen Mädchen empfangen, liebe Agnes, sagt mir doch etwas von ihm; gnädige Tante, das ist eine Lücke im Kreise der Familie, die —"

„Du auszufüllen Dich bemühen mußt, mein theurer Philipp," unterbrach die Präsidentin, „der gute Hermann war der Letzte in der Familie, der noch aus meiner Jugend war, die andern Alle habe ich groß werden sehen; Dein Oheim war müde und ist eingeschlafen, mein Philipp, er war längere Zeit schon schwächer geworden, wir Alle konnten nicht hoffen, ihn noch lange Zeit bei uns zu behalten, wir mußten auf seinen Heimgang vorbereitet sein, wir waren es auch, und doch, als er starb, kam uns sein Tod unvermuthet und plötzlich. Heute vor acht Tagen saß er noch da auf dem Stuhl, er war ganz wie sonst und scherzte mit Anna, am andern Morgen gegen neun Uhr schickte er seinen Diener, er ließ mich und Waldemare bitten, zu ihm zu kommen, er wolle gern Abschied von uns nehmen für dieses Leben. Du kannst denken, mein Philipp, daß wir uns beeilten, sein Arzt, Dr. Heim, und sein Beichtvater, Prediger Wilmsen, waren schon bei ihm. Er lag in einem großen Stuhl, mit einem bunten Umschlagtuch von mir zugedeckt, das ich ihm vor einigen Jahren auf seine Bitte geschenkt; er schien mir zwar sehr schwach, aber doch nicht eigentlich gefährlich krank, aber der Tod hat mancherlei Gestalten. Mit matter Stimme bat er Waldemare und mich, wir möchten ihn nicht verlassen, bis er todt sei, und ihm die Augen zudrücken, wenn er vollendet. Gleich darauf sagte Dr. Heim: „Lieber College, wenn Sie noch etwas zu sagen haben, so eilen Sie, ich fürchte, Sie werden bald die Sprache verlieren!" Hermann bat nun den Prediger, ihm vorzubeten, trug an Alle in der Familie uns die herzlichsten Grüße auf und betete dann mit schon verlöschender Stimme das Vaterunser. Das waren die letzten Worte, die wir von ihm vernommen haben. „Sprechen Sie lauter, Herr Prediger," sagte Heim bald darauf, „er hört Sie nicht mehr," und gleich darauf setzte er hinzu: „Er hat vollendet!" Waldemare hat ihrem Oheim die Augen zugedrückt. So ist er wirklich so sanft hinüber gegangen in den Tod, ich habe nie vorher einen Menschen so leicht sterben sehen, wie meinen guten Hermann, und recht sehr werde ich ihn vermissen."

„Er ist mitten unter uns, denn sein Andenken lebt freundlich in unseren Herzen!" sagte da eine liebliche Stimme.

Waldemare war leise eingetreten und stand wie ein freundliches Bild auf der Schwelle.

Der Rittmeister erhob sich und führte sie anmuthig zu ihrem Sitze. —

An demselben Abend fand der verlassene Sohn des Mennoniten bei seiner Rückkehr in sein einsames Zimmer einen im solidesten Kaufmannsstyl abgefaßten Brief, in welchem ihm mit der Unterschrift „per Rost und Pillersberg" mitgetheilt wurde, daß seine Schwester mit der Familie Rost eine Reise nach Italien angetreten habe und es sehr bedauere, von dem Herrn Bruder nicht Abschied nehmen zu können, aber es sei eine dringende Geschäftsangelegenheit, welche Herrn Rost nach Genua rufe, und Madame Rost habe sich erst im letzten Moment entschlossen, Herrn Rost zu begleiten und Demoiselle Ruitsteen mitzunehmen.

Zweites Capitel.

Noch einmal am Heerde des Mennoniten.

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint, ~~verbunden~~;
Wo sich nicht mehr trennt, was sich ~~gefunden,~~ verbunden,
Dort wo keine Thräne wird geweint;
Dorten wirst auch Du uns wiederfinden,
Wenn Dein Lieben unsrem Lieben gleicht."
(Schiller.)

Die Präsidentin von Lohmeier hatte den heißesten Wunsch ihrer Seele in Erfüllung gehen sehen, ihre jüngste Tochter, ihr liebstes Kind, das Kind, mit dem sie nicht nur leiblich, sondern auch geistig in den meisten Beziehungen die letzten bewegten, großen Jahre durchlebt, sie sah es nun endlich mit dem Manne verbunden, dem das edle Herz zugewandt gewesen seit den Tagen der frühesten Kindheit. Die Präsidentin hatte, wir wissen es, nie daran gezweifelt, daß ihr geliebter Philipp doch endlich der Gemahl Waldemare's werden müsse; selbst da, wo es am wenigsten das Ansehen hatte, als würde dies je der Fall sein, beharrte sie mit einer Hartnäckigkeit des Herzens, durch welche sie selbst Waldemare, welche in stolzer Entsagung und demüthiger Ergebung zugleich Trost für die Verschmähung suchte, die ihr, freilich nicht absichtlich, von Seiten ihres Vetters zu Theil geworden war, immer wieder hinriß, zu hoffen.

Die unerschütterliche Festigkeit der Mutter, wie die edle Entsagung der Tochter, sollten sich gleich schön belohnt sehen; die letzten Ereignisse in Paris, die mit so gewaltigem Ernst über Philipp kamen, hatten dem Rittmeister schon die Augen geöffnet; er folgte dem Zug des Herzens, der ihn zur Heimath und zu Waldemare zog, dort mußte er sich ausruhen, nur bei Waldemare konnte er Frieden finden, er wußte es. Und als er an jenem Abend ins Zimmer trat und sein Antlitz aufhob, da sah er Waldemare vor sich stehen, schöner und lieblicher als je, und er sah klar, daß sie seine Braut war, seine Geliebte, das Wesen, das er immer geliebt, und er hatte es nur nicht gewußt zuweilen.

Waldemare war in Trauergewanden, seine Braut mußte Trauer tragen zu dieser Frist, und selig bewegt schloß er sie in seine Arme.

So war es geschehen an jenem Abend, und einige Tage später war die Familie versammelt worden, die Präsidentin aber hatte eine gar wohl gesetzte Rede gehalten und zum Schluß derselben ihre Tochter Waldemare als die Braut des Vetters Philipp von Krummensee vorgestellt.

Es ist kaum zu sagen, mit welchem Stolz und welcher Freude die Präsidentin die Glückwünsche der Familie annahm; sie sagte selbst zu ihrer bräutlichen Tochter, sie zärtlicher als je umfangend: „Nun erst, mein Kind, nun kann ich Dich ganz lieben, wie Du es verdienst!" Und zu Philipp sprach sie: „Nun ganz mein Sohn, theurer Philipp!"

Das Glück der edlen Frau war vollkommen, sie bekannte es selbst, und es war nicht mit Besorgniß, sondern nur mit Neugierde, daß sie die bleiche Stirn und den ernsten Blick des Bräutigams beobachtete. Zuweilen war es ihr, als müsse sie ihre Tochter auffordern, die Schatten zu scheuchen, die auf dem Antlitz des geliebten Mannes lagen, aber sie hielt an sich, zart fühlend, daß in solchem Verhältniß jedes Nahetreten schon verletzend sein könne. Oft war sie versucht, mit Waldemare zu zürnen, daß sie sich nicht mehr Mühe gebe, Philipp zu erheitern, aber sie sagte kein Wort, wenn sie die liebevolle Demuth sah, mit welcher das stolze hochbegabte Mädchen an der Lippe des geliebten Mannes hing. Man sah es in den verklärten Zügen sowohl wie in der leisesten Bewegung Waldemare's, welche Glückseligkeit sie darin fand, ihren Willen, ihre Gewohnheiten, ihre Ansichten den Wünschen Philipp's unterzuordnen, jedem Impulse zu gehorchen, der von ihm ausging. Die einsame stolze Seele Waldemare's war demüthig geworden in der Liebe, weil ihre Liebe Erwiderung gefunden bei einem Manne, der ein Mann war voll und ganz.

Die Präsidentin war selig in dem Glück ihrer Tochter und mit seltsamem Tone sagte sie leise zu sich selbst: „Sie ist glücklich, ja, ich fühle es, denn sie kann gehorchen, und wir Frauen sind am glücklichsten, wenn wir gehorchen können."

Waldemare drang nicht in Philipp, ihr zu sagen, was seine Stirn umwölke, was sein Wesen bedrücke, aber als er eines Abends mit ihr allein saß in dem kleinen Mädchenzimmer und sie ihm seine Lieblings-Melodieen vorgespielt und gesungen hatte — Philipp verstand sich nicht auf Musik, aber er liebte sie, drum die einfachsten Volks-Melodieen, Soldatenweisen und Lieder waren seinem ungebildeten, aber auch nicht verbildeten Geschmack die liebsten; und Waldemare, welche sich viel mit Musik beschäftigt hatte, die schwerste Musik mit Fertigkeit und Seele spielte, mochte jetzt nichts lieber spielen und singen, als das Einfachste. Als also eines Abends Waldemare gespielt und gesungen hatte und sich mit strahlenden Augen umwendete nach ihrem Liebling, da rief Philipp

hingerissen: „Meine Waldemare, Du mußt mich für recht undankbar halten, denn Du siehest eine Wolke auf meiner Stirn inmitten all der Glückseligkeit, die Du mir bereitest, und ich habe Dir nicht gesagt, was mich bedrückt!"

Da stand Waldemare auf und trat zu ihrem Verlobten, sie legte ihre beiden weißen Hände auf seine Schultern und sprach mit lieblichem Erröthen: „Nein, mein Philipp, nenne Dich nicht undankbar, Du bist im Recht, denn noch bin ich nicht Deine Frau; dann, dann will ich Dich fragen nach der Wolke auf Deiner Stirn, und dann wirst Du mir auch antworten!"

Philipp küßte schweigend die Hände, die eben so zart fast waren, wie dies Gefühl, welches ihn über ein Bekenntniß hinweghob, das einer liebenden Braut gegenüber immer schwer ist.

Wer zeigte gern seine mit Blut befleckte Hand einer Dame!

Während dieser Scene im Zimmer Waldemare's saß die Präsidentin in ihrem Gemach und dictirte den fünf oder sechs jungen Cousins und Cousinen, welche nach dem Urtheil der Tante die beste Hand in der Familie schrieben, die Briefe an entfernte Familienmitglieder und Befreundete des Hauses, in welchen sie denselben die Verlobung ihrer jüngsten Tochter Waldemare mit dem königlichen Rittmeister von Krummensee anzeigte.

Man hatte damals noch nicht die allerdings sehr bequeme, aber auch abscheulich mesquine Gewohnheit angenommen, die zartesten Familien-Ereignisse durch die Zeitungen auf den offenen Markt des Lebens der frivolsten Neugierde als gute Beute hinzuwerfen. Erröthend bekennt die Jungfrau ihre Liebe, aber mit Druckerschwärze besudelt wird sie schaamlos aller Welt verkündet. Und so wird das ganze Publicum, die wüste Masse, zum Zeugen gemacht der Verlobung, dann der Hochzeit, dann der ersten Niederkunft und so weiter bis zum Tode. Und die Seligkeit wie der Schmerz, die sich namentlich bei Geburten und Todesfällen in einer Weise aussprechen, die im Familienkreise etwas Rührendes und ihre volle Berechtigung haben mag, sie werden zum Spott jener wüsten Masse der Zeitungsleser, aus der nur ein winziger Bruchtheil die Namen und ein noch kleinerer die Verhältnisse derer kennt, die so ganz ohne Noth und Zwang das Heiligthum ihrer Familie aufdecken und ihren Schmerz wie ihre Freude in eine ekele Oeffentlichkeit zerren. Unsere Väter hatten auch ihre Oeffentlichkeit für die Freude und für den Schmerz in ihrer Familie, aber sie gingen damit nicht über die Gemeinde hinaus; sie ließen in der Kirche verkündigen, was sie freute und in Trauer versetzte, und ließen die christliche Gemeinde um ihr Gebet ersuchen; die Heiligkeit des Ortes bannte jede Frivolität und Neugierde. Warum lassen auch wir es nicht bei dieser christlichen Oeffentlichkeit bewenden?

Denen unter fernen Verwandten und Freunden, denen man Theil-

nahme an einem Familien-Ereigniß zutraut, kann man auch eine kurze schriftliche Anzeige machen oder machen lassen, und Andere brauchen nichts davon zu erfahren, aber die Bequemlichkeit unserer Zeit ist brutal und widerwärtig.

Nach einigem Bedenken hatte die Tante Präsidentin einen höflichen Brief mit der Anzeige der Verlobung ihrer Tochter auch an den Lieutenant van Nuitsteen dictirt, obwohl sich derselbe seit dem Abend, an welchem der Rittmeister angekommen, in ihrem Hause nicht hatte sehen lassen.

Der Sohn des Mennoniten war an diesem Tage fern schon von Berlin.

Vielleicht hatte er bis zu dem Tage, wo er die schöne Waldemare in den Armen des Rittmeisters von Krummensee sah, eine leise Hoffnung, eine dunkle Ahnung gehegt, daß er durch dieses Mädchen und ihre Liebe eine Heimath finden könne auch fern von dem Altar der Mennoniten, daß Waldemare die Lücke ausfüllen könne, die er fühlte; es war etwas Frauenhaftes, Weiches in dem Charakter des jungen Offiziers, was dieses Gefühl erklärlich gemacht hätte. Eine Jungfrau mag ja an der Hand ihres Verlobten eine neue Heimath finden in der fremden Kirche des Mannes, vielleicht wäre das dem Lieutenant Nuitsteen auch möglich gewesen an der Hand Waldemare's; die innige Art, wie Waldemare den Rittmeister empfing, zeigte ihm, daß er hier nichts von der Liebe zu hoffen habe, und deshalb faßte er in der Nacht, die auf jenen Abend folgte, den festen Entschluß, in seine Heimath, zu seinen Aeltern zurückzukehren.

Er wußte, daß ihn seine ganze Gemeinde, daß ihn sein Vater als einen Abtrünnigen betrachte und betrachten müsse, daß er nicht mehr wohnen könne unter den Seinen, ja, er hatte eine Ahnung davon, daß auch er nicht mehr wohnen dürfe oder möge unter den Seinen, und dennoch ging er. Er wollte mit eigenen Augen sehen, sich wirklich überzeugen, daß jedes Band zwischen ihm und der Vergangenheit zerrissen sei; vielleicht wollte er auch nur seinen Vater und seine Mutter noch ein Mal sehen, dem rein menschlichen Sehnen seines Herzens folgend; vielleicht aber rechnete er doch auf eine Aussöhnung — er wußte es selbst nicht ganz genau, und so zog er dahin nach Osten, dem Weichselstrome zu.

Es war ein heller, wunderschöner Wintertag, die Sonne prangte leuchtend, aber nicht wärmend an dem wolkenlosen Himmel und beschien die weite Ebene, die nur strichweise mit Schnee bedeckt war, sonst aber die hartgefrorene, schwarze, fruchtbare Erde und den gelben, abgedorrten Graswuchs der fetten Wiesen zeigte.

Langsam und zögernd zog der kalte, eisige Hauch des Winters über die Niederung.

Der Reiter auf dem hohen schwarzen Roß, der dem Mennoniten-

dorfe scharf zutrabt, der Reiter im grauen Offiziermantel mit der kleinen blauen Mütze, es ist der Lieutenant Ruitsteen, welcher, der Heimath und dem älterlichen Hause zustrebend, gar nicht daran gedacht hat, auch nur die äußeren Zeichen des Kriegerstandes abzulegen, der ihn getrennt hat von den Seinen.

Es ist eben Mittag vorüber, als der Lieutenant mit hochklopfendem Herzen einreitet in das stille Dorf; sein Auge wird naß, als er die Häuser und Bäume erkennt, unter denen seine friedliche Jugend verflossen. Es ist still in der Dorfgasse, wie immer, da tritt ein Mädchen, vielleicht gelockt durch den Schall des Hufschlags auf der hartgefrorenen Dorfstraße, an die kleine Thür neben dem großen Thor des Gehöftes.

Das Mädchen steht und hält die Hand vor die Augen zum Schutz gegen den blendenden Schein der Sonne.

Sie erkennt den Reiter und der erkennt sie.

„Magdalena!" ruft er freudig.

Es ist die Tochter einer Schwester seines Vaters, er hatte ihrer kaum gedacht im Drang der Ereignisse, seit er des Vaters Haus verlassen, und doch war er der schmucken Dirne herzlich zugethan gewesen und sie ihm, er wußte, daß sie ihm zur Frau bestimmt; das fiel ihm plötzlich Alles ein und „Magdalena!" rief er laut mit überwallendem Herzen.

Die Augen des Mennoniten-Mädchens füllen sich mit Thränen, ihr Antlitz erbleicht und mit bebender Stimme ruft sie: „Ich kenne Dich nicht!"

„Magdalena!" rief der Lieutenant noch ein Mal.

Aber die Jungfrau wendete sich weinend ab und ging in das Gehöft, die Thür hinter sich schließend.

Eine Weile hielt der Lieutenant auf dem schwarzen Roß vor dem verschlossenen Gehöft; er wollte es immer noch nicht begreifen, daß er ein Ausgestoßener sei, er meinte, seine Base habe ihn verkannt, oder sie müsse wieder erscheinen und ihn begrüßen, aber als keine Thür sich öffnete, als kein Fenster klang und nur von fern an andern Höfen sich traurige Gesichter zeigten, da ritt der Offizier weiter und kam an den Hof seines Vaters.

Leute, welche den ernsten Reiter im Dorf schon gesehen und sofort erkannt hatten, waren eilends gelaufen und hatten's dem alten Ruitsteen angesagt: „Vater, siehe, Dein Sohn kommt zu Dir, der ein Hauptmann ist bei den Kriegsleuten unsers Königs!"

Als Ruitsteen auf den väterlichen Hof ritt, kam ihm sein alter Vater entgegen, die hohe Gestalt noch gebeugter unter dem Druck des Kummers um die verlorenen Kinder, als unter der Last der Jahre, die Furchen und Runzeln tiefer, viel tiefer gegraben durch den Schmerz in dem alten guten Vaterangesicht — in der Thür aber stund des Lieutenants Mutter und weinte.

„Mein Vater!“ rief Abraham, vergehend schier in Schmerz und Liebe, er schwung sich aus dem Sattel und wollte sich an die Brust seines Vaters stürzen, der aber trat, mit sichtlich schwerster Selbstüberwindung, einen kleinen Schritt zurück und sprach mit leiser, fast erlöschender Stimme und einem tief traurigen Lächeln: „Der Offizier meines theuren Königs ist willkommen unter dem Dach meiner Väter, ich will Dich herbergen, Freund, um Gottes und des Königs willen, Freund, obwohl die Höfe der Brüder quartierfrei sind gegen hohen Schoß, wie Du wohl wissen wirst!“

Abraham Nuitsteen senkte das Haupt, seine Thränen flossen reichlich, jetzt erst begriff er, welche Mauer aufgerichtet war zwischen ihm und den Seinigen; er war aus der Brüderschaft der Mennoniten geschieden, er war ein völlig Fremder für sie, ein Fremder, mit dem sie keine nähere Gemeinschaft halten durften, weil Blut an seiner Hand war. Zugleich aber begriff und fühlte er, wie unendlich schwer es seinem alten Vater, seiner lieben Mutter werde, den Geboten ihrer Religion folgend, ihn als einen Fremden zu betrachten, und darum wollte er männlich entschlossen sich fassen und ein, wenn auch tief trauriges, so doch ein mildes Andenken in dem Hause seiner Väter zurücklassen und auch mit sich fortnehmen. Das schien ihm Vortheil und Pflicht zugleich.

Er folgte wortlos seinem Vater, der in das Haus voranging und die Mutter, die in der Thür stand, mit ernstem Blick ansah, aber das Mutterherz ist mächtiger als sonst ein Herz, was im Busen eines Menschen schlägt; die alte Frau hub ihr weißes, kummergefurchtes Antlitz auf und sahe ihren Sohn, sie streckte ihm ihre zitternden Hände entgegen, beide, sie segnete ihn in ihrem Herzen und mit ihren Augen, die Lippen aber murmelten dem Gebot des Gatten und der Vorschrift der Gemeinde gehorsam: „Der Offizier unseres Königs ist willkommen in diesem Hause, Gott segne seinen Eingang!“

Abraham Nuitsteen bedeckte die Hände seiner Mutter mit Küssen und Thränen, dann ging er hinein in das Wohnzimmer und mit wankendem Schritt erreichte er die Ecke am Ofen, wo eine niedrige Bank stand, auf der er sonst zu ruhen pflegte, wenn er vom Felde kam und von den Pferden.

Da saß der junge Held, der in so viel Schlachten furchtlos dem Tode in's Antlitz gesehen, da saß er und blickte unter thränenschwerer Wimper hervor, zaghaft schier und schmerzlich bange. Ach, wie lieb und vertraut heimelte ihn der Frieden seiner Jugend an, aus jedem Hausgeräth, aus jedem Winkel! Es war Alles, Alles noch wie einst, kein Tisch oder Stuhl hatte eine andere Stelle wie einst; die große Schwarzwälder Uhr ging ihren gewohnten Gang im wohlbekannten Ton und Schlag, und zwei alte Hunde streckten sich still zu seinen Füßen, wie sie ehedem auch thaten, und leckten die herabhängenden Hände ihres

jungen Herrn, als wollten sie ihm einen Ersatz geben für das, was er vermißte.

Da stand auch das Spinnrad seiner unglücklichen Schwester an der gewohnten Stelle, er konnte den frommen Spruch an dem Rockenband lesen, und der niedrige Sessel stand dabei, das Körbchen der Schwester darauf. Der Gedanke an Susanna schärfte noch den Schmerz des armen Abraham.

Die Mutter deckte den Tisch leise, wie ihre Art war, und als sie aufgetragen hatte, da berührte sie mit leichter Hand die Schulter ihres Mannes, der sich abgewendet hatte und hinaussah durch das Fenster.

Der Mennonit wendete sich um nach dem Innern des Gemachs, er sah den gedeckten Tisch, trat hinter seinen Stuhl und faltete seine Hände, ein Gleiches that die Mutter, dann erst, als sie gebetet, sprach der Alte mit tönender Stimme: „Komm, Freund, setze Dich zu uns und iß mit uns, was Gott beschеert hat!"

Mechanisch folgte der Lieutenant der auffordernden Stimme seines Vaters; er kam und setzte sich an den Platz, den er so oft eingenommen, er versuchte zu essen, aber mit schmerzlichem Lächeln legte er den Löffel nieder, er vermochte es nicht, denn die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Da füllte der alte Mennonit die holländischen Deckelgläser, die nur bei feierlichen Gelegenheiten auf den Tisch gesetzt wurden, weil sie zu dem alten Erbe gehörten, welches die Vorfahren aus der niederländischen Heimath mit nach Preußen gebracht, er füllte sie mit duftigem Wein und sprach fast heiter, zu seinem Sohne gewendet: „Freund, der Wein erfreut des Menschen Herz, laß uns trinken auf das Wohlsein unseres theuren Königs, Gott segne ihn immerdar, ihn und sein ganzes Haus, ihn und Alle, die ihm treu dienen!"

Da verstand der Sohn seinen alten Vater, er ergriff sein Glas und sie tranken, sie tranken alle, und ob auch eine Thräne in den Feierwein fiel, die Herzen wurden leichter, denn sie hatten einen Punkt gefunden, in dem sie noch sich zusammen fanden, wo sie übereinstimmten, die Liebe zu dem Könige.

Sie aßen und sie tranken, und ihre Augen wurden heller, sie sahen sich alle drei, die alten Leute und ihr Sohn, verstohlen an, so zärtlich und herzfroh, trotz allen Schmerzes; sie waren ruhiger geworden, da die erste Bewegung vorüber, sie ergaben sich in die schwere Prüfung, die Gott ihnen aufgelegt, und nahmen mit demüthiger Freude hin, was er ihnen gelassen.

„Was Du thust, das thue recht," sagte der Mennonit plötzlich, obwohl es ihm sichtlich große Anstrengung kostete, er zeigte auf das eiserne Kreuz und das Georgenkreuz, die seines Sohnes Brust schmückten. „Du hast andere Ansichten, Freund, als wir haben, ich und meine Glaubensgenossen, aber da Du das Schwert führst für Deinen König und Dein Vaterland, so hast Du wohl daran gethan, es zu führen recht und brav;

möge Dich Gott nicht nach seiner Strenge, sondern nach seiner Gnade richten, angesehen, daß in Deinen Adern das Blut Deiner Aeltervätet rollt, welche gewaltige Kriegsleute gewesen sind zu katholischen Zeiten in den Niederlanden!"

Man konnte sich unmöglich zarter ausdrücken, als der alte Mann es that, trotz seines Abscheu's gegen das Kriegshandwerk, der Lieutenant begriff auch sofort, daß der Vater ihm einen Trost geben wolle, wenigstens einen Trost bei seiner Verstoßung aus der Gemeinde.

„Freund," fuhr der Mennonit fort, „ich habe schon eine kleine Truhe für Dich hingestellt, die Du mit Dir nehmen sollst, wenn Du zu den Kriegsleuten Deines Königs zurückkehrst, sie enthält die Wappenbriefe mit den großen Siegeln, welche Dir zukommen von Deinen Vätern, welche Kriegsleute waren gleich Dir, und sonst allerlei Dinge, als Ringe und Petschafte, Urkunden und Pergamente, welche Dein Geschlecht erweisen als ein edles im Volke von Alters her. Meine Väter haben das Alles sorgsam bewahrt, nicht in ihrer menschlichen Eitelkeit, sondern weil man werth halten soll Alles, was von den Vätern kommt; Du wirst alle diese Dinge in der Welt brauchen mit Gottes Segen."

So sprach der Vater, der Sohn dankte, die gute alte Mutter aber saß da mit gefalteten Händen und blickte auf ihren Sohn, ihr weißes Gesicht war wohl traurig, aber ihr Auge war freudig — die mennonitische Christin im Herzen der alten Frau jammerte über den blutigen Kriegsmann, der vor ihr saß, aber die Mutter konnte und mußte stolz sein auf diesen Sohn. Ja, sie war es, aber je mehr sie diesen Stolz der Mutter fühlte, desto schmerzlicher wurde der Zwiespalt in ihrer Seele.

Und sie erhuben sich von Tisch und beteten leise, sie dankten, Jeder für sich, Gott wohl noch für etwas anderes, als für Speise und Trank, als aber der Lieutenant sein Gebet beendet, da sagte er laut und feierlich: „Amen!"

„Amen!" wiederholten die Aeltern beide und sahen ihr Kind freundlich an.

Allen Dreien war's zu Sinne, als wäre die Kluft zwischen ihnen so unendlich groß doch nicht, daß nicht eine Brücke hinüber führe.

„Ich habe ein Paar hübsche Pferde im Stalle, Freund," sagte jetzt der Mennonit, „willst Du sie sehen? ich will sie Dir geben, denn Du magst sie wohl brauchen im Dienst des Königs."

Der Lieutenant folgte seinem Vater und nickte seiner Mutter so zärtlich zu, daß der gleich die Augen übergingen. Langsam schlich die treue Mutter ihrem Sohne nach und weidete ihr Herz an seinem Anblick, als er so stattlich dahin schritt neben seinem Vater über den Hof und die beiden großen grauen Hunde dicht hinter ihm.

Im Stall waren die beiden Pferde, schöne, glatte, feine Thiere, der Lieutenant kannte sie wohl, hatte er sie doch als Fohlen zuerst mit gepflegt und gezogen. Kunstverständig unterhielten sich Vater und Sohn

über Pferdezucht, und mit Interesse vernahm der Alte, was sein Sohn bei den Pferdezüchtern in Flamland beobachtet hatte. Die beiden Männer blieben lange im Stalle, und mit inniger Rührung fühlte der Lieutenant oft, wenn der Vater gerade nach einer andern Seite sah, seine Hand ergriffen und zärtlich gedrückt; es waren die Grüße der alten Knechte und Mägde, die den Sohn des Hauses, den sie Alle so geliebt, mit Entzücken wiederkehren sahen an den väterlichen Heerd, wenn auch nur als einen Gast.

Von den Pferden führte der Mennonit seinen Sohn zu den Kühen, er führte ihn in der ganzen Wirthschaft herum, er war sich dabei wohl keines bestimmten Zweckes bewußt, aber es gab da Dinge zu besprechen, über die er mit seinem Sohne sich unterhalten konnte ohne Zwang, und in der Unterhaltung konnte er ja die Stimme seines Sohnes hören, und er hörte die Stimme seines geliebten Kindes so gern, der alte Vater!

Die rasche Dämmerung des Winterabends war schon angebrochen, als die Beiden in das Wohnzimmer zurückkehrten; im Theekessel brodelte es schon mit eintönigem Summen, die kleine Lampe beleuchtete die reinliche, weiße Tischplatte, die halb mit der rothen Theeserviette bedeckt war, dem Lieutenant erschien am Abend die alte Heimath noch heimlicher und traulicher, als am Tage. Es kam ein tiefer, ein unendlich tiefer Schmerz über den armen jungen Mann; er sagte sich, daß er doch Unrecht gethan, seinem eigenen Herzensdrang und verlockenden Mahnungsruf der Schwester zu folgen und die Heimath, diese liebe, traute Heimath zu verlassen, um sie nur so noch ein Mal und gleichsam verstohlen wieder zu sehen! Und die Schwester! ja, der Gedanke an die verlorene Schwester, der vergiftete dem Lieutenant den bittersüßen Schmerzenstrank noch, und zuweilen glaubte er in den Augen seiner Aeltern die schmerzliche Frage zu lesen: „Bruder, wo hast Du Deine Schwester? Sohn, wo hast Du unsere Tochter? wo ist unser Kind? Du hast es mit Dir genommen in jener Nacht, da Du uns heimlich verlassen hast, aber Du kehrst zurück und bringst es nicht wieder mit Dir?"

Aber der Lieutenant täuschte sich, wenn er diese Frage in den Augen seiner Aeltern zu lesen glaubte. Die alten Leute fragten nicht nach ihrer Tochter, sie wußten von derselben mehr, als der Bruder.

Susanna hatte mehrmals in der letzten Zeit an ihre Aeltern geschrieben, leichtfertig und keck hatte sie ihr Erbtheil gefordert, im letzten Briefe hatte sie sogar ihr Verlangen durch eine Zuschrift des Herrn Rost unterstützt.

Es war nicht das Verlangen nach Geld, was die beiden alten Leute tief in der Seele geschmerzt hatte, es war der leichtfertige Ton, in welchen das Verlangen gestellt wurde, die Gleichgültigkeit, die trotz aller zärtlichen Betheuerungen aus jeder Zeile des Briefes hervorsprang, die ganze Art und Weise war es, welche auf's Tiefste solche Gemüther wie das

des Mennoniten und seiner Frau kränken mußten. Mit Schmerz hatten die Beiden ihre Tochter ganz aufgegeben; der Vater hatte durch einen Dritten tausend Stück Friedrichsd'or als das Erbe seiner Tochter an das Haus Rost u. Pillersberg zahlen lassen, dabei aber auch die Erklärung gegeben, daß er damit jede weitere Verpflichtung als gelöst betrachte. Eine Antwort auf ihre Briefe hatte die unselige Tochter von ihren Eltern nicht erlangen können. Ihr stand es ja frei, in die Heimath zurückzukehren. Sie würde die Gemeinde nicht verstoßen haben, für die reuige Tochter war der Platz am Heerde des Mennoniten immer offen, denn an ihren Händen klebte kein Blut.

Aber etwas Gutes hatten die Briefe Susanna's doch bewirkt, vielleicht hatten sie die Strenge des Vaters gegen den Sohn an sich schon gemildert, aber außerdem stand ausdrücklich darin: „Hätte ich die Sehnsucht nach der Religion der Mennoniten, wie mein Bruder, der seine Befriedigung weder in einer lutherischen, noch in einer reformirten Kirche findet, ich kehrte sofort um und käme zu Euch, aber —" Susanna bemühete sich, ihrem Leichtsinn, ihrer Freude an frivoler Lebenslust ein Mäntelchen von religiösen Ueberzeugungsflicken, dürftig genug, umzuhängen. Sie war in Bezug auf den Glauben bereits völlig kalt und gleichgültig geworden, aber die Aeltern erfuhren doch aus den Briefen der Tochter, daß ihr Sohn noch immer an dem Glauben seiner Väter hänge und sich sehne nach Rückkehr, obwohl ihm die Thür verschlossen war.

Es war der Brief der Schwester, welcher dem Bruder eine weniger fremde und zurückhaltende Aufnahme im Vaterhause zu Theil werden ließ, als sonst wohl der Fall gewesen sein dürfte.

Der Abend verging am Heerde des Mennoniten ähnlich wie der Mittag, nur noch milder und heiterer, weil der Lieutenant auf den Gedanken gekommen war, seinen Eltern von dem Könige zu erzählen, von dem Kronprinzen, dem Prinzen Wilhelm, der Prinzeß Charlotte und all den Kindern des gerechten Friedrich Wilhelm und der edelgütigen Königin Luise.

Endlich war die Stunde gekommen, es mußte geschieden werden.

„Ich werde Dich zu Deinem Lager führen, Freund!" sprach der Mennonit mit dem ganzen Ernst seines Wesens, der in diesem Augenblick wieder über ihn gekommen war.

Erschreckt fast erhob sich der Lieutenant, er legte die Hand an die Stirn und überlegte einen Augenblick, dann näherte er sich seiner Mutter und sagte ihr leise und traurig „Gute Nacht!" In dem Augenblick aber, wo der Mennonit die Thür öffnete, umfaßte der Sohn seine Mutter, drückte sie an sein Herz, küßte ihren Mund und eilte dann, seinem Vater zu folgen.

Der alte Nuitsteen führte seinen Sohn in dieselbe Kammer, in der

derselbe früher geschlafen; er hätte nicht nöthig gehabt, ihm den Weg zu zeigen, aber er hatte eine andere Absicht dabei.

„Du wirst morgen zu früher Stunde abreisen wollen, mein Freund," sagte er bedeutungsvoll und blieb auf der Schwelle stehen; „ich bin schon ein alter Mann, und Du wirst mich entschuldigen, wenn ich jetzt gleich von Dir Abschied nehme und Dir Gottes Heil und Segen wünsche auf Deiner Reise bis an's Ende, bis ganz an's Ende!"

Der Lieutenant blickte flehend in das Auge seines Vaters, der alte Mann senkte betrübt seinen Blick zur Erde; sie unterwarfen sich seufzend, der Vater, wie der Sohn, dem unbeugsamen Gesetz, und mit männlicher Fassung sprach der Offizier: „Das Gebet des Frommen vermag viel, bete für mich und gieb einem armen Soldaten Deines Königs Deinen Segen!"

Abraham knieete nieder vor seinem Vater, und der segnete ihn; er segnete ihn ohne Worte, seine Lippen bewegten sich wohl, aber er vermochte kein lautes Wort zu sprechen, seine Hand ruhte lange fest und innig auf dem Haupte des Verstoßenen, dann schritt er hinaus wortlos.

Der Lieutenant warf sich angekleidet auf sein Lager, oh! wie sollte er Ruhe finden mit all den mächtigen Empfindungen, die ihn durchbebten, er war fieberhaft aufgeregt, und dennoch kam der Schlaf über ihn, stoßweise, unterbrochen, denn die lange Reise zu Pferd hatte ihn leiblich ermüdet, sein Schlaf war kein Schlaf, sein Wachen kein Wachen. In diesem Zustande hörte er ein Geräusch, er achtete es nicht; die Thür der Kammer knarrte, und ein bleicher Lichtschimmer fiel herein; der Lieutenant glaubte zu träumen. Es kam Jemand in die Kammer, der die Hand vorsichtig vor die Flamme des Lämpchens hielt. Der Offizier fühlte sich so selig in seinem Traume, denn ein liebes, altes bekanntes Angesicht beugte sich herab auf das seine, warme Thränen netzten seine Stirne, ein zärtlicher, langer, inniger Kuß schloß seine Lippen, und es war ihm, als höre er leise Segensworte sprechen, aber ehe er noch sich weiter zu ermuntern vermochte, da knarrte die Kammerthür wieder, da verschwand der bleiche Lichtschimmer, da gingen leise Schritte die Treppe hinab draußen.

Der Lieutenant sprang auf, er wußte, wer bei ihm gewesen.

Das Mutterherz hatte die alte Mennonitenfrau da unten nicht ruhen lassen; sie hatte sich heimlich fortgestohlen aus ihrer ehelichen Kammer, leise, wie eine Diebin, war sie geschlichen durch ihr eigenes Haus, bis sie an ihres Kindes Lager gekommen, da hatte sie das Mutterauge noch ein Mal gelabt an des Sohnes Anblick und ihm noch ein Mal den Muttersegen gebracht, bevor er wieder hinaus mußte in die fremde Welt, in der man Alles wieder finden kann, nur keine Mutter.

Abraham Ruitsteen stand am Fenster seiner Kammer und blickte hinaus in die dunkle Nacht. Es war ihm unmöglich zu schlafen, er schlug Feuer an, denn Schwefelfaden und Zunderbüchse standen auf dem Fensterbrett, wie in früheren Jahren.

Auf dem Tisch sah er eine kleine Truhe, gar zierlich in Eichenholz geschnitzt und schwer mit Silber beschlagen.

Es war die Truhe mit den Familienpapieren, von der sein Vater gesprochen; mehr um eine Beschäftigung zu haben, als aus Neugierde, drehte der Lieutenant den Schlüssel, der im Schlüsselloch steckte, und öffnete den Deckel, auf dessen innerer Seite das Wappen der Familie van Ruitsteen, ein rothes Tatzenkreuz auf Silber, gar zierlich ciselirt und gemalt war.

Die Truhe hatte mehrere Einsätze; in dem obersten Einsatzkasten, dessen Deckel der Lieutenant öffnete, fand er keine Pergamente, sondern derselbe war ganz mit Geldrollen gefüllt; es waren lauter Rollen, die er selbst einst in früheren Jahren gefüllt, gesiegelt und überschrieben hatte.

Abraham schloß die Truhe und wollte nicht mehr sehen, denn überall fand er die Beweise der Liebe seines Vaters, seiner Mutter, und je mehr Beweise dieser Liebe er fand, desto schwerer wurde ihm sein Herz.

Er schloß die Truhe, steckte den Schlüssel zu sich und trat wieder an das Fenster, zerstreut und träumerisch in die dunkle Nacht hinaus blickend.

Eine ziemliche Weile schon hatte er so träumend da gestanden, als er plötzlich einen rothleuchtenden Punkt entdeckte, rechts vor seinem Fenster; er rieb sich die Augen und riß sich aus seiner lethargischen Träumerei. Der rothe Punkt wurde zusehends größer.

„Mein Gott,“ rief Abraham plötzlich, „bin ich denn verzaubert? das ist ja Feuer!“

„Feuer! Feuer!“ schrie er, das Fenster aufstoßend, nach der Dorfgasse hinaus.

Dann nahm er die Lampe und eilte aus seiner Kammer hinunter; er schlug an die Thür, die zu seiner Aeltern Schlafgemach führte.

„Wer pocht in Gottes Namen?“ fragte der alte Mennonit, aus dem Schlaf auffahrend.

„Abraham,“ antwortete der Sohn; „es brennt bei Gevers Deynoot!“

„Erbarme sich Gott!“ rief die Mutter.

„Ich komme gleich!“ lautete die Antwort des Vaters.

Der Sohn aber war schon weg, er wußte ja noch überall Bescheid im Vaterhause; er hatte die Knechte geweckt und das Hofthor geöffnet, ehe der alte Mennonit auf dem Hofe erschien. Die Knechte warfen den Pferden das Geschirr über, um sogleich Spritzen und Sturmfässer fahren zu können; Abraham aber lief, eine Axt in der Hand, dem nahen Gehöft zu, über dessen First sich so eben mannshoch die Flamme erhub, während dessen Bewohner sämmtlich noch zu schlafen schienen.

Der Alarmruf Abraham's weckte die Bewohner des Mennonitendorfes aus ihrer Ruhe.

Erst zwei Männer fand der Lieutenant vor dem Gehöft, die sein

erster Feuerruf aus dem Fenster erweckt hatte, er vereinte seine Kraft mit der ihrigen, und ihren Axtschlägen öffnete sich bald das Hofthor.

Es ist Brauch dort, das Thor zuerst zu öffnen bei Feuersgefahr, theils um den werthvollsten Reichthum der Mennoniten in der Weichselniederung, die Pferde, zu retten, theils aber auch, um mit der Spritze in den Hof kommen zu können.

Als das Hofthor aufsprang, lief schon die rothe Flamme, vom scharfen Nachtwind gepeitscht, an der First des Hauses hin und warf sich breit über das ganze Dach; nur von Zeit zu Zeit, wenn der Wind inne hielt, hell aufschlagend, und auf's Neue platt und breit das Dach überfluthend, wenn der Wind wieder einsetzte.

Halb angekleidet, lief Gevers Deynoot, der Besitzer des Gehöftes, nach den Ställen, auf die es bereits zündende Funken nieder regnete, und half den aus dem ersten Schlaf geschreckten und vom Schrecken halb starren Knechten die werthvollsten Pferde herausführen.

Der Lieutenant öffnete den Kuhstall; es kamen mehr Leute; die erste Spritze, von dem alten Nuitsteen geführt, rasselte in den Hof und begann ihre Thätigkeit, aber sie mußte sehr rasch zurückgezogen werden, denn die Flamme wurde zu mächtig. Die Verwandten und Mägde des Hofbesitzers retteten dessen Papiere und Gelder und werthvollsten Besitzstücke; es kam noch eine Spritze, aber sie mußte ihre Thätigkeit, wie die erste, darauf beschränken, die Ställe und Scheuren, die auf beiden Seiten des Wohnhauses in einiger Entfernung von demselben standen, vor dem Feuerregen, der im Winde trieb, zu schützen; das ganze Dorf war versammelt, das Haus war nicht zu retten; voraussichtlich mußte es bis auf den unteren Gestock, der von Stein aufgeführt war, zusammenbrennen.

Plötzlich schrie eine Magd mit schriller Stimme, die hell durch das Blöken des entsetzten Viehes, das Gesumme der versammelten Menge und die Befehle derer klang, welche die Thätigkeit der Löschmannschaften leiteten: „Unsere Magdalene ist nicht da!“

„Magdalena, meine Tochter!“ antwortete Gevers Deynoot, der im Schrecken seine Tochter ganz vergessen hatte.

„Heiliger, barmherziger Gott, unsere Magdalene verbrennt!“ heulten die Mägde laut.

Hin- und Herfragen von allen Seiten.

Das junge Mädchen schlief in einer Kammer im oberen Stock nach dem Garten hinaus.

„Die Unglückliche hat die Treppenthür verriegelt gehabt wie immer, von innen, der ihr entgegenbringende Rauch und Qualm hat sie verhindert, die Thür zu entriegeln und sich durch das Haus zu retten!“ Das war die Antwort, die sich Jeder auf der Stelle geben mußte, denn Jeder kannte die mit der aller übrigen übereinstimmende Bauart des Hauses genau.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens tönte gen Himmel.

„Ruhe!“ befahl da plötzlich eine ernste Stimme, „Magdalena wird sich vor der Flamme in ihr Kämmerlein zurückgezogen haben, Leitern an das Kammerfenster im Garten, der Giebel steht noch ganz!“

„Hilft nichts, das Fenster ist zu klein, es läßt keinen Menschen durch und Feuer regnet nieder daran!“ lautete die trostlose Antwort.

„Nun denn, in Gottes Namen!“ rief der Lieutenant; er ergriff zwei leere Säcke, die vor ihm am Boden lagen, und tauchte sie in ein Sturmfaß, dann warf er sie sich triefend naß um den Kopf und die Schultern und stürzte durch die niederregnenden Funken in die offene Thür des brennenden Hauses.

Unwillkürlich falteten sich fast alle Hände.

Nur eine Minute etwa dauerte es, aber es war eine lange Minute — da kam der Lieutenant zurück in vollem Lauf, die Säcke, die er um sich geschlagen, dampften, überall an seinen Kleidern sah man die Spuren des Feuers. „Ich konnte nicht durchdringen!“ stöhnte er aus odemloser Brust und schleuderte seine dampfenden Säcke wieder in ein Sturmfaß.

„Zurück! zurück!“ rief's von allen Seiten.

Die vordere Giebelwand stürzte prasselnd nach der Straße zu zusammen und wie siegesfroh schlug die rothe Lohe hell auf, denn der Wind stand still einen Augenblick.

„Jetzt, jetzt oder nie!“ schrie der Lieutenant und stürzte sich, seine nassen Säcke noch einmal überwerfend, zum zweiten Male in das brennende Haus.

„Er hat Recht,“ sagte ein Alter leise, doch von Allen verstanden, so still war's; „der Wind steht; wenn er jetzt nicht durch den Rauch kommt, ist das arme Mädchen verloren!“

„Es ist Abraham Ruitsteen, der in den Krieg zog!“ flüsterten Andere.

Vater Ruitsteen aber schien es nicht zu hören und leitete mit voller Besonnenheit die Spritzen.

Die Leute beteten und Gott erhörte sie, denn der Wind stand, man hörte nur das Knistern und das Brausen der Flammen und das Krachen der springenden Balken.

Plötzlich dröhnten dumpfe schwere Schläge aus dem Hause hervor, der Ton war so ganz anders, daß die geübten Ohren ihn deutlich unterschieden.

„Des Herrn Name sei gelobt!“ riefen zwanzig, dreißig Stimmen auf einmal, „er ist glücklich durch, er sprengt die Treppenthür, die von innen verriegelt war!“

Und so war es, Abraham hatte den Feuerregen bald überwunden, der auf ihn niedertroff; halb erstickt von dem dicken Qualm, der das Haus erfüllte, den ihm aber der Wind nicht mehr entgegentrieb, hatte

er all seine Entschlossenheit und all seine Sinne zusammennehmend die Treppenthür gesucht und gefunden, mit vier oder fünf Beilhieben hatte er sie gesprengt und stürzte nun die Treppe hinauf. Die Sinne schwindelten ihm in der betäubenden Gluth und Hitze, die ihn umgab, aber die Geistesgegenwart verließ ihn nicht, er stieß mit der Axt eines der kleinen Ochsenaugenfenster ein, durch welche die Treppe ein wenig Licht erhielt, und drang weiter durch Rauch und Qualm, durch die Nacht, durch welche der Schein der Flamme in röthlichen Blitzen hinfuhr.

Mit Händen und Füßen sich vorwärts tappend, stieß sein Fuß endlich auf einen Widerstand, er beugte sich nieder, er fühlte einen menschlichen Körper, er riß den Sack von seiner Schulter, hüllte den Körper hinein, namentlich den Kopf bedeckend, und trat dann seinen Rückweg an, mächtig stöhnend in der furchtbaren Hitze; aber als er einige Stufen der Treppe hinabgestiegen war, fühlte er sich erleichtert, denn der scharfe Zug der Winterluft drang ihm von Zeit zu Zeit erquickend entgegen und seine letzte Kraft zusammennehmend, sprang er die Stufen hinunter und stürzte sich durch die helle Flamme, die von dem Wohnzimmer aus, ihm den Weg verlegend quer durch den Flur daher schoß, mit seiner Last hinaus ins Freie.

Ein lauter Jubelruf empfing ihn, aber der Jubelruf wurde durch ein donnerndes Krachen übertäubt, denn in dem Moment fast, wo der Lieutenant das Haus verließ, brach auch der hintere Theil des Daches plötzlich in sich zusammen und schmetterte nieder auf das oberste Gestock, dasselbe völlig zertrümmernd und vernichtend.

Der Lieutenant stand einen Augenblick still, augenscheinlich durchaus betäubt und seiner Sinne nicht mehr mächtig; man eilte ihm zu Hülfe, aber ehe ihm noch eine hülfreiche Hand nahen konnte, brach er ohnmächtig unter der Last des von ihm geretteten Mädchens zusammen.

Man hob Beide auf, den Retter, wie die Gerettete; schweigend trug der alte Mennonit mit seinem Nachbar seinen Sohn in sein Gehöft. Der Lieutenant war von einer Menge von Brandwunden bedeckt, die aber alle klein und unbedeutend waren und nicht gefährlich sein konnten, wenn sie auch im höchsten Grade schmerzhaft sein mochten. Die Gemüthsbewegungen der ganzen voraufgegangenen Zeit und die unerhörten Anstrengungen bei der Rettung des jungen Mädchens hatten zusammenwirken müssen, um die gewaltige Kraft dieses Mannes zu brechen; er tobte in den wildesten Fieberphantasieen empor aus einer kurzen Ohnmacht, die vereinten Anstrengungen des Vaters und seiner Diener vermochten kaum ihn festzuhalten auf seinem Lager.

Der rasch herbeigerufene Arzt erklärte, daß ein lebensgefährliches Nervenfieber zum Ausbruch gekommen sei.

So fand die Mutter ihren Sohn.

Sie kam aus dem Hofe eines Verwandten, wohin man ihre Base Magdalena, die Tochter von Gevers Deynoot, gebracht. Das junge

Mädchen hatte man durch gewöhnliche Mittel bald wieder zum Bewußtsein gebracht, sie befand sich allerdings leidend in Folge des ausgestandenen Schreckens und der Betäubung durch den Qualm, ihr Zustand aber war ohne alle Gefahr; auch sie hatte einige Brandwunden unbedeutender Art an den Füßen, die nicht durch den nassen Sack, in den sie ihr Retter eingehüllt hatte, geschützt gewesen waren.

Der Lieutenant war ein Ausgestoßener aus der Gemeinde der Mennoniten, aber die Gemeinde, die schon früher trotzdem mit Achtung von ihm gesprochen, sie trug jetzt allgemein Leide und Trauer, daß dieser Mann, der so edel und hingebend sein Leben daran gesetzt, um das seines Nächsten zu retten, daß der nicht mehr der Ihrige sein konnte. Er war ein Ausgestoßener, aber für die Mutter war er es nicht, sie wich nicht von seinem Bett, sie nannte ihn wieder: mein Sohn Abraham! wie in früheren Tagen, und ihre sanfte Stimme beschwichtigte immer das Toben seines Fiebers.

Der Alte aber seufzte: „Der Tod versöhnt Alles, und er hat sein Leben dahingegeben für die Gemeinde!“

Drittes Capitel.

Auf dem Wiener Congreß.

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
Was vom Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“
(Goethe.)

Im Maschakerhof, einem Wiener Gasthofe von alter Renommée, auf der Seilergasse belegen, bewohnte der Baron von Raucourt drei ziemlich kleine und unansehnliche Zimmer; aber es gab Leute, die vornehmer und namentlich viel reicher waren als der erste Maitre d'Hôtel Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois und doch mit noch viel geringeren Zimmern zufrieden gewesen wären, wenn sie dieselben nur hätten bekommen können.

Zur Zeit des Congresses war es nicht allzuleicht, eine passende Wohnung zu finden in der innern Stadt. Gold allein, selbst wenn es in überreichem Maße geboten wurde, half nicht, hohe Verbindungen mußten mit helfen.

Es war noch früh am Morgen und der Baron machte sich noch im tiefsten Negligé eines Schlafrocks von weißem Flanell in seinem Schlafzimmer an das wichtige Geschäft der Frühstückbereitung. Sein Reise-Necessaire lag ausgebreitet vor ihm auf dem schlichten Tisch von Nußbaumholz und auf zwei kleinen zierlichen Dreifüßen von Silber züngelte die blaue Spiritusflamme. Ueber dem einen brodelte zischend weiches und destillirtes Flußwasser in einem silbernen Kesselchen, in welchem der Baron kleine Stückchen echter Carraccaschocolate langsam mit kunstverständiger Ruhe zergehen ließ, während über der anderen Flamme auf einer silbernen Platte sich drei Scheiben weichen Weißbrodes krümmten und zusammenzogen in der Gluth. Diese eine Tasse von ihm selbst höchst sorgsam und mit wahrer Meisterschaft bereiteter Chocolate und die drei

Scheiben geröstetes Weißbrod bildeten mit einem kleinen Glase Val de Peñas, von dem er stets einige Flaschen erster Qualität mit sich führte, das einfache und doch köstliche Frühstück des Barons.

Der Baron goß die aufgelöste Chocolate mit gebührender Achtung, denn sie gehörte zu jener edlen Sorte, in der man den schönen Creolinnen in Mittelamerika ihre Mitgift pfundweise zuzuwägen pflegt, in eine antike Porcellaintasse, welche in einer vergoldeten Unterschaale stand, und nahm behaglich in kleinen Schlucken den würzigen Trank so heiß wie er genommen werden muß, um voll gewürdigt werden zu können.

Behaglich lehnte der Frühstückende in dem altväterischen, ziemlich bürgerlichen Lehnstuhl, den er sich durch einige Reisekissen bequem gemacht hatte, und blickte zuweilen in die Spalten eines französischen Journals, das vor ihm auf dem Tische lag; er war indessen viel mehr mit seinem gerösteten Brod und dem winzigen Glase Spanischen Weines beschäftigt, als mit der Lectüre.

Da klopfte es leise.

Der Baron schloß, ohne seine Stellung zu ändern, den Deckel einer Schatulle, die geöffnet neben ihm auf einem Stuhl stand. Man sah in dieser Schatulle obenauf einen schlichten Rosenkranz von ganz unscheinbaren Holzkugeln, der aber ein uraltes Erbstück des Geschlechtes vom rothen Hause war; neben dem Rosenkranz lag ein ganz vergriffenes Gebetbüchlein, das vor Zeiten sehr prächtig gewesen sein mochte in seinem nun völlig verschossenen und verschabten rothen Sammetbande und seiner erblindeten Vergoldung.

Während zur Zeit der Restauration so Viele sich bemüheten, einen Eifer für die katholische Kirche zur Schau zu tragen, der nicht immer ganz lauter und in vielen Fällen wenigstens sehr übertrieben war, fand es der Baron von Raucourt für gut, seine Anhänglichkeit an die Gebräuche der Religion seiner Väter, die er bewahrt hatte trotz dem, daß er in einer versinkenden Zeit mit voltairianischem Unglauben gewissermaßen groß gezogen worden war, zu verbergen. Der Baron wußte sehr gut, daß er kein katholischer Christ sei, daß ihm der Glaube fehle, aber das hinderte ihn nicht, fest zu halten mit einer immerhin pietätvollen Anhänglichkeit an der Religion seiner Väter. Ja, halb unbewußt mochte ihn dabei das Gefühl leiten, daß dieses Festhalten der Form eine Brücke für ihn werden könne zum Glauben. Andere Pläne freilich beschäftigten ihn seit langer Zeit mehr als sein Seelenheil, aber es war eine Stelle in seinem Herzen, in die er fremde Augen am wenigsten blicken lassen mochte, und in einem geistigen Zusammenhang mit dieser Stelle standen der alte Rosenkranz und das alte Gebetbuch. Er sprach nie von Religion, und wenn man ihn bei einer religiösen Feier, wo sich der neue Eifer mehr als nöthig brüstete, vermißte, so pflegte er dem Frager mit Ernst und Nachdruck zu erwiedern: „Mein Herr, die Rau-

court von Maison-Rouge sind stets katholische Edelleute gewesen, denen nie der Vorwurf der Ketzerei gemacht wurde." Damit brach er jedes Gespräch ab.

Als der Baron seine Schatulle geschlossen, rief er: „entrez!" und nahm seine Brodschnitte wieder zur Hand.

Sein Diener trat ein, der stattlichste Bursche, den man je in eine Livree gesteckt hat.

„Es soll kein Lump die Farben von Raucourt tragen!" sagte der Baron oft.

„Der Herr Vicomte von Noailles!" meldete der Diener.

„Lassen Sie den Herrn Vicomte eintreten!" antwortete der Baron scheinbar gleichgültig, obgleich ein plötzliches Aufwärtszucken der Mundwinkel verrieth, wie unangenehm überrascht er durch diesen Besuch war.

Er erhob sich eben aus seinem Sitz, als der Vicomte mit raschem Schritt eintrat und ihn mit seiner leisen, immer belegten Stimme bat, sich nicht zu stören; das hielt indessen den Baron nicht ab, seinem Besuch entgegen zu kommen und sich trotz seines Negligés eben so feierlich als ernsthaft vor ihm zu verneigen, als begrüße er den Vertrauten Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois auf dem der Ceremonie und Etikette ausschließlich geweihten Citronenholz-Parquette der Dianengallerie in den Tuilerieen.

„Ich konnte einen solchen Besuch in dieser Stunde und in diesen Räumen nicht für möglich halten!" sagte der Baron, indem er seinem Gaste einen Stuhl präsentirte.

Das war die einzige Entschuldigung, die er mit eben so viel Ruhe als Feinheit vorbrachte.

Der Vicomte Alexis von Noailles nahm den ihm angebotenen Stuhl, setzte sich und sprach mit einem etwas süßlichen Lächeln, was nicht recht zu dem ernsten Ausdruck in seinem knochigen Gesicht und dem harten Blick seiner dunklen Augen paßte: „Mein theurer Baron, würde ich es wohl wagen, den geschätzten Freund in der ersten behaglichen Stille des Morgens zu stören, da ich weiß, wie sehr er dieselbe liebt!"

Raucourt hatte seinen Platz wieder eingenommen, er sah den Vicomte mit einem halb kindlich freundlichen Lächeln an, welches demselben sagen sollte, wie sehr er das Richtige getroffen mit seiner Bemerkung. Vielleicht zeigte er zu stark seine Befriedigung, denn es irrte ein leichter Ausdruck von Mißtrauen eine Secunde lang um die Mundwinkel des Vicomte, dem plötzlich der Gedanke aufstieg, das Phlegma und der Epicuräismus des Barons könnten vielleicht nur eine Maske sein.

Alexis von Noailles war ein profunder Menschenkenner, ein Mann von zähem Willen und voll glühenden Eifers für Kirche und Königthum, wie er sich beide dachte. Unter dem Kaiserthum galt er für ein Haupt der sogenannten Congreganisten, der Priesterpartei. Er war es,

der 1809 die Excommunications-Bullen gegen Napoleon nach Frankreich zu bringen wagte. Die Sache wurde entdeckt. Napoleon ernannte ihn zum Lieutenant und befahl ihm, nach Schönbrunn, wo er sich damals aufhielt, zu kommen und sich Berthier zur Verfügung zu stellen, oder der schwersten Strafe gewärtig zu sein. Noailles erklärte, er ziehe die härteste Strafe der kaiserlichen Uniform vor, er weigerte sich durchaus, nach Schönbrunn zu reisen. Es war mit ihm nichts anzufangen, und Napoleon begnügte sich endlich, ihn aus Frankreich zu verbannen. In dem Jahre 1813 aber erschien der Vicomte im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, gegen Napoleon die Uniform zu tragen, war er gleich bereit; im folgenden Jahre wurde er Adjutant Monsieurs und von dem Könige Ludwig XVIII. mit dem Fürsten Talleyrand und dem Herzoge von Dalberg nach Wien gesendet, wahrscheinlich, um die Schritte Talleyrand's etwas zu controliren.

Diesem feinen, schlauen Edelmanne gegenüber, diesem Schüler der clericalen Diplomatie Italiens, von dem einst Talleyrand mit mehr Mißvergnügen als Anerkennung sagte, daß er die menschliche Eitelkeit durch drei Masken hindurch erkenne, diesem gegenüber hatte sich der Baron von Raucourt eine kleine Blöße gegeben, und er bemerkte das wohl, doch war er klug genug, keinen Versuch zu machen, sie zu bedecken; er kannte die Gefährlichkeit solcher Versuche. Langsam ließ er das verrätherische Lächeln schwinden aus seinen Zügen und schien nur noch achtungsvoll den Mittheilungen seines Besuchers entgegenzusehen.

„Es ist ein specieller Auftrag Monsieurs," nahm der Vicomte das Wort, „der mich zu Ihnen führt, mein würdiger Freund, ich habe in dieser Nacht Depeschen und Briefe erhalten von Paris, darunter ist auch ein Schreiben des Herrn Prinzen an Monsieur, und Se. Königliche Hoheit beauftragen mich, Sie, mein theurer Baron, zu ersuchen, sich, den Wünschen des Herrn Prinzen von Condé und des Herrn Herzogs von Bourbon gemäß, zu erkundigen nach einem niederländischen Edelmann, Grafen Vavel de Versey."

Der Baron verneigte sich schweigend.

„Die in Rede stehende Angelegenheit," fuhr Noailles in geschäftsmäßigem Tone fort, „ist in jedem Falle höchst delicater Natur und konnte nur Ihnen, mein würdiger Freund, anvertraut werden —"

Der Baron verneigte sich dankend.

„— da Sie ja eben mit so bewunderswerthem Scharfsinn hier ein wichtiges Geschäft zu glücklichem Ende geführt haben. Ich muß Sie zuvörderst damit bekannt machen, daß der alte Jacques, so wird der Chevalier von Saint-Jacques, ein grauer Edelmann vom Hause des Herrn Prinzen, gewöhnlich genannt, behauptet, der nie genug zu beklagende selige Herzog von Enghien, den jener Mensch ermorden ließ, sei in einer heimlichen, aber kirchlich gültigen Ehe vermählt gewesen mit einer Prinzessin, welche dann nach dem Tode des unglücklichen Herzogs

sich anderweit vermählt hat. Aus dieser Ehe soll ein Kind da sein. Es ist ferner unzweifelhaft, daß ein niederländischer Edelmann, Graf Bavel de Versey genannt, über diese Verhältnisse Mittheilungen an die Prinzen des Hauses Condé hat gelangen lassen. Diese Mittheilungen kamen aus Deutschland, die Prinzen aber, die sich damals in England und in der Unmöglichkeit befanden, Erkundigungen einzuziehen, auch damals noch keine Nachricht von einer geheimen Vermählung des Herrn Herzogs von Enghien hatten, ließen die Sache fallen, die nun jetzt erst, namentlich durch den Chevalier von Saint-Jacques, wieder in Anregung gebracht worden ist. Als positiv, mein theurer Baron, also dürfen Sie Folgendes betrachten: der selige Herzog von Enghien ist insgeheim vermählt gewesen, es ist ein Kind aus dieser Ehe da, vermuthlich, sogar wahrscheinlich, da es der alte Jacques behauptet, eine Tochter. Dieses Kind, das jetzt übrigens schon völlig erwachsen sein muß, hat sich, wenigstens einige Jahre nach dem Tode des unglücklichen Herzogs, bei einem niederländischen Edelmann, Grafen Bavel de Versey, befunden. Sie können denken, daß das hohe Haus Condé in jedem Falle sich vergewissern will, ob dieses Kind seines letzten Sprossen noch lebt, wo? und unter welchen Verhältnissen? Die Schritte, welche man vorsichtig bei der Mutter des Kindes gethan, haben wenigstens das Resultat ergeben, daß es sich nicht in der Nähe derselben befindet, sich auch nie in deren Nähe befunden hat. Dagegen hat der Chevalier von Saint-Jacques, der den vorgedachten Grafen Bavel de Versey, dessen sich übrigens auch der Herr Prinz noch erinnert, weil er unter ihm gedient, persönlich gekannt, in Erfahrung gebracht, daß derselbe in Holland, seinem Vaterlande, völlig verschollen ist.

„Gestatten Sie mir eine Frage," bat der Baron.

Der Vicomte verneigte sich.

„Hatte dieser holländische Graf keine Güter in seinem Vaterlande?" fragte der Baron.

„Doch," entgegnete der Vicomte, „sie sind an entfernte Vettern, an Barone von Dillen, wenn ich nicht irre, gefallen, diese wissen nichts von dem Verwandten."

„Und doch," sagte der Baron sinnend, „ist da der einzige Punkt, von dem man ausgehen könnte, denn ich begreife, daß man bei der Prinzessin, welche die Mutter sein soll, nicht weiter gehen darf, vielleicht — doch ich will nichts im Voraus versprechen, nur bitte ich den Herrn Vicomte, mich Monsieur zu empfehlen und dem hohen Hause Condé; jedenfalls werde ich das Meinige thun, und vielleicht finden der Herr Vicomte, daß Monsieurs Wahl zu diesem Geschäft nicht unglücklich gewesen, wenn ich Ihnen sage, daß ich persönlich mit dem Jonkherrn van der Dillen van Dreckfnute, einem vornehmen Edelmann aus Holland, bekannt bin, ja, vielleicht kann ich sagen, befreundet, der seit alten Zei-

ten zu den vertrauten politischen Agenten des Prinzen von Oranien gehört und sich in diesem Augenblicke in Wien befindet."

„Sie haben viel Glück," entgegnete der Vicomte, „aber nicht so viel, als Sie verdienen, mein theurer Baron," setzte er verbindlich hinzu, „es ist Sache Ihrer Hoheiten, diese Differenz einigermaßen auszugleichen, Sie wissen, daß die Bourbonen nicht undankbar sind."

Damit erhob sich der Adjutant des Grafen von Artois und empfahl sich dem Baron mit der ihm eigenen halb süßlichen, halb ernsthaften Höflichkeit, die seinem Wesen etwas Falsches anheftete und ihn selbst vielleicht mehr, als er es verdiente, in den Ruf der Falschheit und Heuchelei brachte.

Mit einem langen Blick, in welchem erst helle Feindschaft funkelte, der aber bald den stumpfen Glanz jenes Widerwillens annahm, der angeboren ist und nichts Persönliches hat, blickte der Baron dem Vicomte, der seine Begleitung nur bis zur Thür zugelassen, nach.

„Ich begreife nicht," sagte er nach einer Pause, indem er sich fröstelnd dem Ofen näherte, „was mich diesem Manne gegenüber mehr in Aufregung bringt, als anderen Söhnen seines verhaßten Geschlechtes? Es hat noch kein Noailles einem Raucourt in Freundschaft die Hand gereicht; wir haben uns ehrlich und gründlich gehaßt seit zweihundert Jahren, und wenn wir nicht gegen einander gehen konnten Degen und Pistol in der Hand, oder über einander weg, wie das oft genug geschehen, so sind wir wenigstens immer kalt höflich neben einander hergegangen und haben einen gebührenden Raum zwischen uns gelassen. Und dieser Vicomte! er thut nichts Anderes, es ist nicht seine Freundlichkeit, sein falsches süßliches Lächeln, was mich ärgert und reizt. Nein, das ist's nicht, aber es empört mich, daß er gar nichts zu wissen scheint von dem alten Todhaß zwischen unseren Häusern, oder daß er ihn begraben glaubt unter dem Berge von blutigem Koth, mit dem die Revolution unser Frankreich belastet hat. Hüten Sie sich, Herr Vicomte, der alte Haß lebt wenigstens in meiner Seele noch" — der Baron streckte drohend die Hand gegen den Platz aus, den der Noailles noch vor Kurzem eingenommen, und seine dunkeln Augen schossen Blitze, während eine tiefe Röthe sein Antlitz färbte — „ich will dem rothen Hause von Raucourt Alles erhalten, Alles, auch seine Feindschaften! Sie sollen uns die Feindschaft des Hauses Noailles nicht entziehen, Priester-Diplomat! dazu hat dieselbe denen von Maison-Rouge zu viel Blut und ihren Frauen und Töchtern zu viel Thränen gekostet, die Feindschaft von Noailles ist uns zu kostbar, Herr Vicomte! und wenn Sie glauben, daß Ihr glühender Eifer für Königthum und Kirche Ihnen keine Zeit lasse, sich mit der alten Feindschaft unserer Häuser zu beschäftigen, ei! so wollen wir doch sehen, ob wir Sie nicht zwingen können, Herr Congreganist, unserer alten Fehde einige Zeit zu widmen."

Der Baron versetzte sich durch seine Gedanken, die er in kurzen

leisen Worten mehr markirte als aussprach, in eine Wuth, welche Kunde gab von der ungeheuren Leidenschaftlichkeit, mit welcher der scheinbar so kalte und gleichgültige Mensch einen Gedanken, einen Plan, die Herstellung seines Hauses, verfolgte. Er wollte die Herstellung des Hauses von Raucourt im ganzen Umfange, auch mit seinen alten Feindschaften; in seinen Augen gaben die fast unaufhörlichen Streitigkeiten mit mächtigen Adelsgeschlechtern seinem Haus ein Lustre, und das wollte er ihm erhalten oder wiedergeben. Man konnte das thöricht nennen, verrückt, aber es war consequent gedacht, es gehörte mit in den Plan, den er sich einmal gemacht, den er verfolgte mit einem Eifer und einer Schlauheit, die kaum ihres Gleichen hatten.

„Man spricht jetzt recht wenig davon," flüsterte er giftig lächelnd, „daß der Herr Vater dieses lieben Vicomte in jener Augustnacht des Jahres 1789 Einer von denen war, welche in der Nationalversammlung die Privilegien des Adels mit Jubel über Bord warfen — hm! es könnte sein, daß man bald recht viel davon spräche; der Herr Vater waren ja auch längere Zeit Präsident des Jacobinerclubs, vielleicht ist es nicht unnütz, die kleinen Illustrationen des ersten Theiles unserer Revolutionsgeschichte einmal wieder aufzufrischen; ihr Glanz ist etwas verblichen vor dem Strahlenschimmer, in welchem die Robespierre und Danton prangen, aber gewiß das bescheidenere Verdienst des Noailles und seines lieben Cousins Lafayette verdient doch seine Anerkennung; nun sie soll ihnen werden, beim rothen Hause von Raucourt!"

Es klopfte wieder, und im Augenblick war das leidenschaftliche Angesicht des Barons wieder kalt und gleichgültig, er empfing aus den Händen seines Dieners ganz wie gewöhnlich die eingegangenen Briefe.

Als sich der Diener entfernt, setzte sich der Edelmann und nahm einen der Briefe nach dem andern, alle mit großer Aufmerksamkeit lesend.

Die Nachrichten, die er empfangen, mußten angenehmer Natur sein, denn er lächelte leise und befriedigt: „Ja, ja," flüsterte er, „guter Vetter, Du hast einen tüchtigen Sprung gemacht, Du wirst auch diese geliebte Clotilde haben, Du mußt sie haben, weil Du eben außer mir der Einzige bist vom rothen Haus, aber Du siehst, daß es noch viel leichter ist, sich durch Muth und Glück vom bettelhaften Junker zu einem geachteten Edelmann und zu einem verdienten Staatsmann aufzuschwingen, als ein Herz zu erobern, welches einst Charles von Raucourt sein genannt hat. Vermuthlich wirst Du Clotildens Herz nie gewinnen, das wird mein bleiben, aber ihre Hand sollst Du haben, für Dich immer noch ein viel zu köstliches Kleinod; Deine Gemahlin soll sie werden, damit der Stamm vom rothen Hause nicht erlösche, laß Dir daran genügen, wackerer Eugen. Ja, er hat mehr gethan, als ich gehofft, das alte Glück ist wieder mit uns. Und diese liebe Schwester, sie soll mir nicht minder nützlich sein, als der Bruder, auch sie muß helfen an dem Wiederaufbau des rothen Hauses. Sie will gern wieder einen Mann

haben, es kann ihr geholfen werden. Ihr dickes gutes Gesicht wird nicht schlechter aussehen, wenn darüber das Krönlein einer Marquisin prangt. Mein guter Waffenkumpan Talaru will durchaus heirathen, nur um sein Haus fortzusetzen; bei seinem unermeßlichen Reichthum braucht er nur auf den Adel seiner Gemahlin zu sehen, auch kenne ich seinen Geschmack in Bezug auf Frauen, und wo fände er ein größeres Stück Weiberfleisch in einen ältern Adelsbrief gewickelt, als diese theure Schwester meines muntern Chevaliers ist?"

Der Baron stand auf.

„Was haben wir heute vor?" fragte er sich, in seiner Agenda blätternd, „nur Ball auf der Burg, also ist vor dem Diner hinlänglich Zeit, sich mit den Angelegenheiten des hohen Hauses Condé zu beschäftigen und diesem tapfern niederländischen Edelmann einen Besuch zu machen. Wenn es mir gelingt, da eine Spur zu finden, dann kann ich getrost das Banner wieder wehen lassen vom rothen Hause, trotz dieses jämmerlichen Oheims, der wie ein elender Verräther an seinem Geschlecht gehandelt hat!"

Er klingelte seinem Diener und befahl seine Toilette.

Einige Stunden später finden wir den Baron von Raucourt in einem stattlichen Hause auf der Jäger-Zeil, welches einem angesehenen, in Wien seit längerer Zeit angesessenen Engländer, Sir Julius Griffith, gehört; in diesem Hause bewohnt der Jonkherr Willem Mauritz van der Dillen van Dreckfnute, der überall zu finden ist, wo die Gegnerschaft Bonaparte's zusammenkommt, und wo es für das durchlauchtige Haus Oranien-Nassau etwas zu thun giebt, einige Zimmer, die ihm von der Freundschaft des Hausherrn, den er von England her kennt, eingeräumt wurden.

Der bis in's Extrem getriebene Comfort Englands, der damals auf dem Continent fast gar nicht bekannt war, herrschte auch in der Wohnung, die man dem niederländischen Edelmann eingeräumt, wurde aber von demselben nur wenig anerkannt, denn unbekümmert um die zarten Decorationen hatte der Jonkherr sich mitten in dem englischen Comfort bequem holländisch eingerichtet.

Er saß auf einem Feldstuhl vor dem Kamin und wendete den blanken Messingböcken und den Gittern, hinter denen das Feuer prasselte, mit einiger Gleichgültigkeit den Rücken zu, während er aus einer langen Pfeife von weißem Ton mit einem Eifer rauchte, der eines wirklichen Geschäftes würdig gewesen wäre; links neben ihm auf einem Tisch lagen, in Reih und Glied wie Soldaten neben einander noch einige Dutzende schon gestopfter Pfeifen, und es sah aus, als habe sich der Edelmann vorgenommen, sie sämmtlich hinter einander auszurauchen. Rechts neben ihm stand auf einem zweiten Tische ein Feuerstübchen mit glimmenden Torfstückchen und einer kleinen Zange dabei.

Dem Jonkherrn aus Drenthe würde seine Pfeife nicht geschmeckt

haben, hätte er sie anders anzünden müssen, als mit glimmendem Torf.

Neben dem Feuerstübchen erblickte man eine seltsam geformte Vase, wenn man anders so ein Gefäß bezeichnen darf, welches achteckig, ziemlich flach und mit einem Deckel versehen war; diese Vase war ein ächt holländischer Spucknapf; ein unverschämt dicker Amor, welcher eine Psyche von unbeschreiblicher Derbheit in der Ausführung umarmte, bildete den Knauf des Spucknapfdeckels.

Steif und gerade saß die hagere Gestalt des holländischen Edelmanns auf dem Feldstuhl, den linken Arm weit ausgestreckt, dessen Hand mit zwei Fingern nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit die Thonpfeife etwa eine halbe Spanne über dem Kopf hielt; er blickte finster auf den Baron von Raucourt, der nachlässig zurückgelehnt in einem Fauteuil lag und die Gemälde an der Wand, die nicht ohne Werth waren, durch den dicken Tabacksdampf hindurch mit seinem Glase musterte.

„Aber wie?" rief der Franzose plötzlich, ohne sich jedoch nach dem Holländer umzusehen, „Sie antworten mir nicht? War meine Frage nach Ihrem Verwandten eine Indiscretion etwa? Ich kann es nicht glauben!"

„Der Graf Vavel de Versey ist nicht mein Verwandter!" sagte der Holländer endlich langsam und zögernd.

„Unbegreiflich!" rief der Baron, ließ sein Glas sinken und wendete sich bequem nach dem Jonkherrn um.

„Warum unbegreiflich?" fragte dieser.

„Weil ich nicht glaubte, daß sich der Herzog von Pienne in diesem Punkt geirrt haben könnte!" meinte der Franzose.

„Welchen Namen nannten Sie da?"

Der Holländer verrieth ein höheres Interesse und dampfte mächtig. Man muß nie rauchen, wenn man in der Lage ist, die Regungen seines Gemüthes verbergen zu müssen, oder zu wollen.

„Den des Herrn Herzogs von Pienne," entgegnete Raucourt, die Frage des Holländers beantwortend, „unter dessen Papieren sich Notizen, den Grafen Vavel de Versey betreffend, befanden. Aber ich bitte Sie, theuerster Herr, wenn es Ihnen aus irgend einem Grunde unangenehm ist, über den Grafen Vavel de Versey mit mir, oder überhaupt zu sprechen, so lassen Sie uns davon abbrechen."

„Der Graf Vavel de Versey war mein theuerster Freund" — begann der Holländer wieder.

„War, ich verstehe," sagte der Franzose, „und bedaure, Sie an einen herben Verlust, wie es scheint, erinnert zu haben, doch danke ich Ihnen, denn nun ich weiß, daß dieser Edelmann todt ist, habe ich auch nicht nöthig, mich weiter zu bemühen. Ich darf ja gegen Sie offen sein. Nach den Papieren des Herzogs von Pienne konnte dieser Ihr verstorbener Freund Auskunft über ein wichtiges Geheimniß geben,

darum sollte ich mich nach demselben erkundigen, aber das Grab giebt keine Auskunft.“

Der Holländer stierte den Baron eine Weile an, dann nickte er bedächtig.

Der Baron besah wieder die Bilder an der Wand.

„Ich habe gestern einen von unsern Pariser jungen Freunden gesehen,“ begann nach einer ziemlichen Pause der Jonkherr das Gespräch wieder, „den jungen preußischen Cavallerie-Capitain, der in meinem Garten in der Arcadenstraße den Bonapartisten erschoß.“

„Ah! er ist ein Braver, dieser Preuße, wie heißt er doch?“ rief der Baron.

„von Krummensee!“ sagte der Holländer.

„Richtig, Croumancey,“ meinte der Franzose, „sehr in Ansehen bei den jungen Herren von der Garde Sr. allerchristlichsten Majestät.“

„Ich denke auch bei andern Leuten,“ murrte der Jonkherr, „Baron von Batz war sein Zeuge bei der Affaire.“

„Ja, der Baron von Batz, dieser Spiegel altfranzösischer Ritterschaft!“ rief Raucourt etwas affectirt.

„Das Vorbild für die Ritterschaft überall!“ setzte der Jonkherr einfach ernst hinzu.

Es trat wieder eine Pause ein.

Die beiden Männer waren in einem geistigen Zweikampf mit einander begriffen, sie lagen sich gegenüber in der Deckung und keiner von Beiden wollte einen Ausfall wagen.

Der Holländer fühlte, daß der Baron erwarten müsse, in jedem Fall weiter befragt zu werden, er wußte, daß derselbe es unnatürlich finden müsse, wenn er sich nicht weiter nach den Personen erkundigte, welche Nachforschungen anstellen ließen nach einem Manne, den er seinen geliebten Jugendfreund genannt hatte, und dennoch vermochte er aus mehr als einem Grund nicht die passende Form zu finden. Er wußte zu gut, daß es Worte giebt, die man nicht zurücknehmen kann, wenn sie einmal ausgesprochen sind. Zugleich aber fühlte er auch, wie sehr ihn sein Schweigen dem kühlen, ruhigen Baron gegenüber compromittire.

Und er hatte Recht; denn sein Schweigen verrieth dem Franzosen ein Mal, daß der Graf Bavel de Versey noch lebe und nicht todt sei, denn man hat nicht nöthig, oder doch nur in sehr seltenen Fällen nöthig, eine so strenge Zurückhaltung zu beobachten, wenn es sich um einen Todten handelt, zugleich aber zeigte ihm die schweigsame Haltung des Jonkherrn, daß derselbe fürchtete, ein Geheimniß zu verrathen. Dillen kannte also das Geheimniß, denn wäre das nicht der Fall gewesen, so würde ein so kluger und gewiegter Diplomat wohl die Form für eine Fortführung des Gespräches gefunden haben. Der Baron triumphirte innerlich, er wußte jetzt ganz genau, wo das Geheimniß zu finden, nach dessen Lösung er forschte, das war für ihn genug für den

Augenblick, wenn er auch noch nicht klar über das war, was er weiter zu thun habe.

Während der Baron also innerlich triumphirte, war der Jonkherr wüthend über sich; es war für ihn durchaus eben so peinlich, zu schweigen, als zu reden, und er zog das Schweigen in diesem Augenblick dem Reden nur vor, weil es bequemer war.

Der Baron, der keine Eile hatte, seinen Sieg zu verfolgen, sondern ganz gewiß war, daß ihm der Jonkherr kommen müsse, zog seine Uhr hervor; aber er ließ sie repetiren, weil ihm das scheinbar bequemer war, als sie bis zu seinen Augen zu erheben. Dann erhob er sich langsam und sagte höflich: „Ich habe doch das Glück, Sie heute Abend auf der Burg zu sehen?“

Der Holländer bejahte in einiger Verwirrung, der Baron nahm Abschied und entfernte sich mit der Gleichgültigkeit und dem bequemen Anstande, der ihm zur andern Natur geworden war.

Kaum aber hatte der Jonkherr die Thür hinter ihm geschlossen, als er mit einem heftigen Ausruf des Unwillens die Thonpfeife an den blanken Kamingittern in Stücke schlug, daß die Trümmer und die Asche rings auf dem Teppich umher flogen.

Mit diesem Ausbruch war aber auch sein Zorn verraucht; vorsichtig trat er die Funken aus mit der Fußspitze und sagte dann: „das ist ja ein ausbündig schlauer Mann, dieser Herr Baron, ei! ei!“

Das war Alles.

Darauf ging er an die nächste Thür, öffnete sie weit und rief: „Ludovic!“

„Ich habe Alles gehört!“ antwortete eine tiefe und ernste Stimme, und zugleich trat ein Herr in das Zimmer, groß und stattlich, etwas zu stark vielleicht, aber von imponirender Haltung und voll Würde in seinem Auftreten; halb lächelnd blickte er den Jonkherrn, vor ihm stehen bleibend, an, und dieses halbe Lächeln gab seinem stolzen, ernsten Gesicht einen wahrhaft hinreißenden Ausdruck.

„Armer Willem Mauritz,“ sagte er, „Ihr seid durch mich und meine Abenteuer schon in manche schlimme Verlegenheit gebracht worden. Habt Euch herausgeholfen immer als ein guter Kumpan, dieses Mal aber seid Ihr fertig geworden mit Eurem Witz; eine Krone habt Ihr schmieden können, eine Königskrone für unseren Prinzen von Oranien, aber dieser Franzose hatte Euch fest, gesteht es, Willem Mauritz, ich habe Alles gehört!“

Halb lachend, halb verdrießlich gab es der Jonkherr zu, dann legte er seine Hand vertraulich auf die Schulter dieses vornehm-stolzen Mannes, der kein Anderer war, als der Graf Bavel de Versey selbst, den wir in dem ersten Theile unserer Geschichte bei der verwaisten Tochter des unglücklichen Herzogs von Enghien verließen, und sprach: „Wenn Ihr wirklich Alles gehört habt, Ludovic, so habe ich nicht die Mühe,

Euch zu erzählen, und Ihr wisset selbst am besten, was Ihr zu thun habt und was Ihr mich sagen lassen wollt."

„Doch nicht so ganz!" meinte der Graf.

„Wie?" fragte der Jonkherr.

„Ich habe das Gesicht des Franzosen nicht gesehen," erklärte der Graf, „und weiß nichts von ihm; Worte sind viel, der Ton der Stimme des Sprechenden ist auch etwas werth, aber urtheilen kann ich nur, wenn ich sein Gesicht sehe und dabei etwas von seiner Geschichte weiß."

„Ihr verlangt viel, Ludovic," entgegnete van der Dillen, „ich weiß selbst nicht allzu viel von dem Herrn Baron von Raucourt; er ist von vornehmer Familie, aber das Geschlecht scheint herunter gekommen zu sein; jedenfalls ist er nicht reich. Er hat wichtige Dienste geleistet bei der Restauration des bourbonischen Thrones, gegenwärtig ist er einer von den Edelleuten im ordinären Dienst des Grafen von Artois. Er genießt eines gewissen Ansehens bei den französischen Legitimisten, er gilt für einen Politiker, und meiner Ansicht nach ist er allerdings mehr als ein Intriguant. Man muß am Hofe des Grafen von Artois großes Vertrauen in ihn setzen. Ich glaube, daß wenn Ludwig XVIII. den Grafen von Noailles hierher gesendet hat, den Fürsten Talleyrand zu beobachten, so hat der Graf von Artois diesen Baron von Raucourt hierher gesendet, den Herzog von Dalberg und den Marquis von Latour du Pin zu bewachen."

„Genug, genug," sagte der Graf, „ich danke Euch, Willem Mauritz; der Baron ist also offenbar einer der Vertrauten des Pavillon Marsan, steht also in unmittelbarer Verbindung mit dem königlichen Hause, kann demnächst unmittelbare Aufträge, die mein Geheimniß betreffen, von dem Hause Condé haben!"

Der Jonkherr nickte, obwohl eigentlich der Graf ihn gar nicht gefragt hatte.

„Aber," fuhr dieser plötzlich direct fragend fort, „sagt mir, Willem Mauritz, haltet Ihr diesen Baron für einen Schurken, oder nicht?"

„Ich halte keinen Edelmann," antwortete der Gefragte, „für einen Schurken, so lange ich nicht Beweise dafür habe."

„Ich halte keinen Menschen dafür ohne Beweise," verbesserte sich und den Andern der Graf, „ich wollte nur fragen, ob Ihr Gründe hättet, die Ehrenhaftigkeit dieses Barons von Raucourt zu bezweifeln?"

„Ich habe keine Gründe der Art!" lautete die Antwort.

„So will ich den Baron selbst sprechen!" erklärte der Graf entschieden.

„Zu welcher Stunde und wo?" fragte der Jonkherr, ganz zufrieden, für seine Person so der peinlichen Verlegenheit, in die ihn der Baron versetzt hatte, zu entgehen.

„Wißt Ihr, wo der Baron wohnt?"

„Im Maschakerhof, in einem abscheulichen Hinterhause, ich habe ihn da besucht,“ erwiederte der Gefragte, „er hat sich übrigens ganz comfortable eingerichtet; Ihr müßt wissen, Ludovic, der Baron ist von unbeschreiblichem Phlegma, faul, ein Feinschmecker ersten Ranges!“

„Das spricht nicht gegen ihn!“ lächelte der Graf.

„Weil Ihr selbst auch bei Schüssel und Flasche ein Held seid, Ludovic,“ spottete der Jonkherr, dann setzte er fast traurig hinzu: „Ach, Ludovic, denkt Ihr wohl noch zuweilen an meine Schwester Trina, die Euch selbst mit eigener Hand das Moorhuhn von Drenthe zu braten pflegte, damit Ihr's nur recht schmackhaft finden solltet?“

Es klang ein eigenthümlich wehmüthiger Ton durch diese Worte des langen Edelmannes und seine Augen blickten trübe. Der Graf begriff seinen Freund, er legte seinen Arm um dessen Leib und sagte herzlich: „Wie könnte ich sie je vergessen, Myjouffrow Trina, Eure liebe Schwester, ich bin ihr noch immer in treuer Zuneigung ergeben. Wie geht es der edeln, stillen Seele?“

„Nun,“ meinte der Jonkherr, sich zu einem Lächeln zwingend, „es geht ihr gut, das heißt so gut, wie es einem alten Mädchen eben gehen kann, das ihr Herz an einen Mann gehängt hat, der nicht vermochte, ihre Liebe anders als durch eine treue Zuneigung aus etwas weiter Entfernung zu erwiedern!“

„Hat mich die gute Trina wirklich geliebt, Willem Mauritz?“ fragte der Graf traurig.

„Ja, Ludovic, und sie liebt Euch noch,“ versetzte van der Dillen, „und sie liebt Euch noch, und wenn Ihr morgen nach Drenthe kommt, oder in zehn Jahren, oder in zwanzig Jahren, die treue Trina ist immer noch da, und stets bereit, Euch die weiße Hand zu reichen, die alljährlich runder und fetter wird. Sie grämt sich, meine gute Schwester, sie führt ein einsames freudloses Leben, aber sie klagt nie, und ich glaube, sie liebt Euch von Jahr zu Jahr mehr!“

„Gute, liebe Trina!“ seufzte der Graf.

„Aber, sagt mir, wollt Ihr den französischen Baron sprechen, Ludovic, wann und wo?“ fragte van der Dillen, die Erinnerung an die einsame Schwester in Drenthe abwerfend, und wieder in das Leben und die Gegenwart zurückkehrend.

„Nun, Willem Mauritz, mein guter Freund und Kumpan,“ sagte der Graf, „wißt Ihr es einzurichten, daß ich den Baron in dieser Nacht auf seinem Zimmer sprechen kann, so will ich Euch dafür dankbar sein, ich denke, ich werde mit diesem Manne reden können!“

„Das läßt sich machen,“ meinte der Agent des Hauses Oranien, „ich sehe den Baron heut Abend in der Burg, wo soll ich Euch abholen, Ludovic?“

„In der Burg selbst bei dem russischen General Fürsten Wassiltschikoff werde ich Euch von Mitternacht ab erwarten.“

„Gut, nun aber laßt uns essen, Herr Bruder, wenn auch kein Moorhuhn aus Drenthe auf den Tisch kommen wird.“

Die Herren gingen in ein anstoßendes Gemach, wo ihr Diner bereits servirt war.

Am Abend desselben Tages war eines jener glänzenden Ballfeste auf der Wiener Hofburg, welche dem Fürsten von Ligne Veranlassung zu dem Wortspiel gaben: „Le congrès ne marche pas mais il danse.“

Der große Saal prunkte in einer feenhaften Erleuchtung, er war von einer halbkreisförmigen Galerie umgeben, durch welche man in die Nebensäle ging, in welchen das Souper arrangirt war. Auf amphitheatralisch sich erhebenden Estraden hatten die Damen Platz genommen, nur wenige im Domino, die meisten in Charaktermasken. Es war ein zauberischer Anblick, diese Fülle, diese Ueberfülle von Schönheit, diese Armee von jungen Schönheiten, von denen Jede geschmückt war, wie es der Art ihrer Reize am vortheilhaftesten war. Alle Völker und alle Perioden der Geschichte waren in den reichen und gewählten Costümen dieser Damen vertreten. In diesem Hauptsaale spielten die Musikcorps in angemessenen Pausen Polonaisen und Walzer, während in zwei nicht minder lichtstrahlenden Nebensälen Menuett-Touren kunstreich ernsthaft ausgeführt wurden. Wien war damals, wie der geistreiche Fürst von Ligne sagte, eine Art Auszug von Europa, dieses Ballfest in der Hofburg war wieder ein Auszug aus Wien.

Nicht vorher und auch nicht nachher bis jetzt war der Welt ein gleicher oder auch nur ähnlicher Anblick geboten, wie im Reboutensaal der Wiener Hofburg während des Congresses. Diese Menge von maskirten und nicht maskirten Leuten, von denen die meisten eine Berühmtheit wenigstens ihres Landes waren, von denen viele ihrem Namen eine europäische Berühmtheit durch Feder oder Schwert verschafft, unter denen sich fast alle regierenden Fürsten Europa's und die Prinzessinnen so wie die Prinzen ihrer Familien zu verlieren schienen, aber doch Jeder für sich immer die Mittelpunkte größerer und kleinerer Kreise bildete.

Was wollte das Erfurter Parterre der Könige besagen gegen diesen Anblick!

Haus Oesterreich hat nie größere Tage gehabt, ganz Europa war bei ihm zu Gaste.

In diesem Lichtmeer voll strahlender Schönheiten und souverainen Gedränges begegnen sich zwei Bekannte; sie waren sich alte Bekannte, weil sie sich einige Wochen zuvor in Paris ein paar Mal gesehen.

Hat man sich anderswo ziemlich oft gesehen und findet sich in Paris wieder, so kennt man sich gar nicht oder kaum, aber hat man sich in Paris kennen gelernt, so ist man überall in der Welt, wo man sich wiederfindet, wenigstens ein alter Bekannter, wo nicht gar ein Freund. Paris verbindet durch ein magisches Band Alle, die je auf seinen tau-

fend Altären gemeinschaftlich geopfert haben, das war einst eine volle Wahrheit, 1815 noch, jetzt ist's vielleicht kaum noch eine halbe.

Der Rittmeister von Krummensee, der sich seit einigen Tagen dienstlich zu Wien befindet, hat den Baron von Raucourt, der sein Glas in der Hand müßig durch die Säle schlendert, gefunden und ist von ihm mit mehr Wärme aufgenommen worden, als sonst in der Art des prinzlichen maître d'hôtel lag. Aber der Baron fand ein Bedürfniß, so ungern er's merken ließ, den Mentor in gewissem Sinne jüngern Männern gegenüber zu spielen. Und er hatte in Wien wenig Bekanntschaft in der jüngeren Männerwelt. Er führte in angenehmem Geplauder, das er vortrefflich zu handhaben verstand, den preußischen Offizier neben sich her, bis er einen bequemen Sessel an einer Stelle fand, von welcher aus er den ganzen Saal übersehen konnte. Da ließ er sich nieder und sagte zu Krummensee, der hingerissen von dem anmuthigen Geplauder neben ihm stehen geblieben war: „Nun, mein Herr Preuße, werde ich Ihnen die Hauptpersonen des Drama's zeigen, welches hier gespielt wird, der Vorhang ist aufgezogen, betrachten Sie mich gefälligst als Ihren Theaterzettel, Sie sehen eine Person, finden ihr Spiel gut, interessiren sich für sie, Sie wollen wissen, wer so gut den Türken dort zum Beispiel darstellt, Sie blicken in Ihren Zettel, das heißt, Sie fragen mich und ich sage Ihnen, diesen braunen Pascha spielt der Ritter Labrador, der Gesandte des katholischen Königs von Spanien und Indien. Sie können es nicht bequemer haben, mein Herr, und Bequemlichkeit, ich sage es Ihnen, ist ein gut Ding, nämlich, wenn sie nicht übertrieben wird!"

Dabei streckte sich der Baron so behaglich in seinen Sessel, als die gute Sitte zuließ.

Krummensee faßte einen Stuhl, der in diesem Augenblick leer wurde, und schob ihn dicht neben den des Barons.

„Ich bin ein gelehriger Schüler, Herr Baron!" sagte er sich niederlassend.

„Gut," antwortete dieser, „man pflegt beim Schauspiel zu sitzen, doch sehen Sie da, Kaiser Alexander von Rußland in seiner eleganten Haltung mit dem halb freundlichen, halb traurigen Lächeln, es ist ein seltsames Gesicht, nicht schön und doch voll Anmuth —"

„Wer ist der schöne junge Mann, den der Kaiser am Arme führt?" fragte Krummensee.

„Die Antwort ist schwer," antwortete der Baron langsam, „ich will Ihnen erst sagen, wer der schöne junge Mann war; zuerst war er der Vicomte Eugen Rose von Beauharnais, der Sproß einer unserer edeln und vornehmen Familien; dann wurde er der Stiefsohn des Generals und Consuls Bonaparte, dann ein kaiserlicher Prinz der Franzosen und Vicekönig von Italien; er ist der einzige französische Edelmann, dem man es verzeihen muß, daß er dem Kaiser Napoleon gedient hat, obgleich es göttlich gewesen wäre, wenn er es nicht gethan hätte.

Hier zum Congreß kam er lediglich in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn des Königs von Baiern, aber er ist jetzt hier als Freund des Kaisers Alexander. Es giebt Leute, welche an diese Freundschaft glauben, ich kann wenigstens nicht an derselben zweifeln. Die hohe, edle Gestalt dort ist Ihnen wohl bekannter, als mir, es ist Ihr König und Herr, aber die schöne Neapolitanerin mit den runden Schultern, die er führt, es ist Oesterreichs Kaiserin; wie anmuthig sie sich bewegt, und in dem Antlitz Ihres Königs ändert sich kein Zug! Ich begreife jetzt, welche Frau Ihre Königin Louise gewesen sein muß!"

Das offene Gesicht da mit dem lachenden Munde und dem wohlwollenden Blicke gehört dem Könige von Baiern; er sagte mir vor einigen Tagen, daß er sich noch mit Vergnügen der Zeit erinnere, wo er als Oberst in der Armee des königlichen Frankreichs gedient. Wenn ihn seine Unterthanen so lieben, und ich zweifle nicht daran, wie einst die Soldaten seines französischen Regiments ihren Obersten liebten, so ist er ein sehr glücklicher König. Er stand zu Straßburg in Garnison!"

Der Baron war, einmal in's Sprechen gerathen, unerschöpflich.

„Sehen Sie den kleinen, blassen Herrn mit der gewaltigen Adlernase und dem weißblonden Haar? Das ist der absoluteste Monarch Europa's, der König Friedrich von Dänemark. Er war nicht recht gern gesehen eigentlich, als er ankam; Monsieur Bernadotte, nunmehr Schwedens Kronprinz, hatte ihm keine besondern Dienste geleistet, aber die Offenheit seines Charakters und der Reiz seines Umgangs haben dem dänischen Könige alle Herzen gewonnen. Er ist immer fröhlich und in seinen Entgegnungen glücklich, wie ein Franzose, entschuldigen Sie!"

Der Rittmeister lachte über diesen unwillkürlichen Ausbruch der französischen Nationaleitelkeit.

„Da haben Sie den großartigsten Gastgeber der Welt, den Kaiser von Oesterreich im venetianischen Ueberwurf," fuhr der Baron unverwüstlich fort, „er hat ein gutes Gesicht, dieser Kaiser, es ist Race darin, er ist nicht schön, aber doch edel, ich mag solche Gesichter wohl sehen. Der schwarze Berg hier ist der König von Württemberg im schwarzen Domino; es muß seine Unbequemlichkeit haben, so stark zu sein; sein Sohn geht neben ihm her, der Kronprinz. Die alte corpulente Majestät soll ein wenig despotisch sein; der Sohn ginge wohl lieber zur Großherzogin von Oldenburg, der schönsten Schwester des Kaisers Alexander; die Liebe des Kronprinzen zu ihr ist ein Geheimniß, das er allein noch für ein solches hält. Ein wahrhafter Roman. Der Kronprinz ist Held und Feldherr, und sie die herrlichste Frau, ganz romantisch. Da haben Sie den schönsten Kopf des Congresses: es ist der Prinz Carl von Baiern, zweiter Sohn dieses guten Königs Max. O! sehen Sie, diese schöne Dame, es ist die Erzherzogin Beatrice. Das sind die Töchter des englischen Admirals Sir Sidney Smith. Kennen Sie diese große blonde Schönheit mit wahrhaft blendendem Teint, die Gräfin

Zamoiska, eine Tochter des Hauses Czartoryski. Hier ist die Gräfin Therese Apponyi mit ihrem hohen Wuchs und ihren ausdrucksvollen Augen. Welche sanfte Seele in dem regelmäßigen schönen Gesichte der Fürstin Lichtenstein dort; diese ernste, stolze Schönheit ist die Prinzeß von Hessen-Philippsthal."

Der Franzose regte sich und wurde mächtig in dem Baron, er vergaß sein Phlegma, er begeisterte sich, er wurde ganz Feuer und Flamme, seine Erklärungen wurden immer rapider in dieser berauschenden Atmosphäre von Schönheit, Licht und Blumenduft.

Der Rittmeister vermochte seines Mentors Erklärungen nicht mehr zu folgen, denn es schwindelte ihn selbst beim Anblick dieser Fluth von hinreißend schönen Frauen, die alle von Blumen und Diamanten strahlend, durch die unwiderstehliche Musik fortgezogen, auf den Arm ihrer Tänzer sich lehnend, leuchtenden Meteoren gleich. Die glänzende Seide, die duftige Gaze ihrer Kleidung folgte jeder Bewegung und zeichnete lieblich wogende Wellenlinien, und endlich diese Art von Glückseligkeit, welche von den reizenden Gesichtern strahlte, wenn die Ermüdung sie nöthigte den Reigen zu verlassen und auf der Estrade Erholung zu suchen!

Der Baron war noch immer in voller Declamation und Action, obgleich der Rittmeister schon lange nicht mehr auf ihn hörte, als der Jonkherr van der Dillen leise seine Schulter berührte und ihn flüsternd fragte: „Kann ich die Ehre haben, den Herrn Baron noch in dieser Nacht zu sprechen?"

Es gab sich ein seltsamer Mißmuth kund in dem Angesicht des Barons, er war jäh aus einem reizenden Traume geweckt, doch faßte er sich schnell und versuchte ein verbindliches Lächeln, dessen Gelingen ihm seine ganze Gewalt über sich selbst wieder gab, er verbeugte sich und fragte höflich: „Wann befehlen Sie, mein Herr, ich bin immer zu Ihrem Dienst!"

„Der Herr Baron scheinen sich hier nicht zu mißfallen —" meinte der Holländer zögernd.

„Wie wäre das auch möglich; ach! auch ich war einst ein eifriger Tänzer!" versicherte der Baron.

Das mißtrauische Lächeln, mit welchem der Jonkherr diese Mittheilung aufnahm, bewies dem Baron, daß er seinen Zweck vollkommen erreicht hatte.

„Nun," flüsterte van der Dillen mit ziemlich lauter Stimme, denn die Pauken und Trompeten wirbelten und schmetterten den Tusch, „würde ich dem Herrn Baron nach ein Uhr aufwarten dürfen in seiner Wohnung?"

„Entschuldigung," entgegnete Raucourt mit seinem gewöhnlichen Phlegma, „nach zwei Uhr, wenn ich bitten darf, von zwei Uhr ab bin ich ganz zu Dienst, vorher —"

„Ich bitte, es genügt," erwiderte Dillen, „zwei Uhr!" dann entfernte er sich leicht grüßend.

Nach dem Souper brachte Raucourt mit großer Gefälligkeit in seinem Wagen den preußischen Rittmeister nach dessen Wohnung und fuhr dann nach Hause.

Er hatte sich schon umgekleidet und eine bequeme Toilette gemacht, als es zwei Uhr schlug.

Langsam zündete er die Spiritusflamme an und wärmte sich an derselben, denn es war ziemlich kalt, eine Tasse voll Bordeauxwein, den er leicht mit Muscatnuß versetzte; so erwartete er den Besuch des holländischen Edelmannes, innerlich triumphirend, daß er sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht. Er wußte ja, daß ihm der Holländer kommen mußte, indessen hatte er ihn so bald doch nicht erwartet.

Sein Wein war noch nicht warm, als ihm sein Diener zwei Herren meldete; er nickte, obgleich er einigermaßen verwundert war, daß zwei Herren angemeldet wurden, und erhob sich.

Herr van der Dillen trat mit seinem Freunde ein.

„Entschuldigen Sie, Herr von Rauconrt," nahm der Jonkherr das Wort, „daß ich mir erlaube, Ihnen einen Edelmann vorzustellen, dessen Besuch —"

„Laßt das, Willem Mauritz," unterbrach der Graf vortretend, „die Zeit ist kostbar, Sie haben Geschäfte mit mir, Herr Baron, ich bin der Graf Bavel de Versey!"

In seiner Ueberraschung, denn dessen hatte er sich nicht versehen, wußte Raucourt nichts Besseres zu thun, als sich zu verbeugen und dann den Herren Stühle zu präsentiren.

„Haben Sie, mein Herr! einen Grund," nahm der Graf wieder das Wort, „zu wünschen, daß mein Freund, der edle Herr van der Dillen, unserem Gespräch nicht beiwohne, so sprechen Sie frei; ich für meine Person habe Grund, seine Gegenwart zu wünschen, übrigens kennt er das Geheimniß, um welches es sich hier handeln wird, genau."

„Ich bitte, mein Herr Graf," entgegnete der Baron mit vollkommener Ruhe, „Sie haben zu bestimmen, denn es ist nur eine Gunst, welche Sie mir erzeigen, wenn Sie meine Fragen beantworten."

„So beginnen wir denn!" sagte der Graf mit seiner ernsten, tiefen Stimme.

Viertes Capitel.

Die Diplomaten im Salon der Fürstin Bagration.

Metellus: „Gewinnt ihn ja für uns. Sein Silberhaar
Wird eine gute Meinung uns erkaufen
Und Stimmen werben, unser Werk zu preisen.
Sein Urtheil habe uns're Hand gelenkt,
So wird es heißen; uns're Hastigkeit
Und Jugend wird im mind'sten nicht erscheinen,
Von seinem würd'gen Ansehn ganz bedeckt."
Brutus: „O nennt ihn nicht! Laßt uns ihm nichts eröffnen,
Denn niemals tritt er einer Sache bei,
Wenn And're sie erdacht."
Cassius: „So laßt ihn weg!"
Casca: „'s ist wahr, er paßt auch nicht."
Decius: „Wird Niemand sonst, als Cäsar, angetastet?"
(Shakespeare.)

Da ist eine Reihe der elegantesten Gemächer, die sich unter einander nur dadurch unterscheiden, daß in diesem die Fülle der seltensten Blumen ihre Farbenpracht in dem blendenden Licht von hundert Kerzen entfaltet, während in jenem das Licht sich scheu zurückzuziehen scheint hinter das Dunkel der grünen Blätter, unter die riesigen Glocken und Dolden, in die geheimnißvollen Kelche der ausländischen Wunderblumen, die mitten im deutschen Winter ein südländisches Feenreich heraufgezaubert haben vor die staunenden Augen.

Und die Gäste, die sich in diesem zauberischen Aufenthalt bewegen! Die schönsten Frauen, prächtiger wie die datura fastosa, schöner wie die königliche Rose und edler als die Lilie! Die lieblichsten Fräulein, in Reiz, Frische, Jugendblüthe und Anmuth wetteifernd mit Allem, was das Pflanzenreich als seinen kostbarsten Schmuck hierher geliefert hat aus allen Zonen. Monarchen und Minister, Souveraine und Staatsmänner, Fürsten und Fürstendiener, Gesandte und Generale; welch eine Gesellschaft!

Da prunkt britische Pracht, an ihrer Spitze Lady Castlereagh, die junonische Schönheit, auf der breiten Stirn um das Haar, wie ein Fürsten-Diadem, das in Brillanten funkelnde Knieband von Sanct

Georg ihres Gemahls; dort leuchtet polnische Eleganz neben französischer Grazie, während die deutsche Frische, die edle Einfachheit der deutschen Schönheit jeder anderen Nation und allen zusammen mit Erfolg den Rang streitig macht.

Und die Männer sind hier nicht weniger prächtig geschmückt wie die Damen. Große Ordensbänder und Sterne aller Art, die Feuersteinkette vom goldenen Vließ neben dem breiten Orangebande des preußischen schwarzen Adlers, das französische blaue Band vom heiligen Geist, das russische vom heiligen Andreas und das britische vom heiligen Georg in einer Reihe neben einander, der polnische weiße Adler und der brandenburgische rothe auf einer Brust; der dänische Elephant neben dem niederländischen Löwen, der schwedische Nordstern funkelnd neben der schottischen Distel, Maltheserkreuze aus der alten eisernen Zeit und preußische eiserne Kreuze aus der neuesten blutigen Zeit; Thurm- und Schwert-Ritter aus dem fernen Lusitanien neben St. Georg- und Wladimir-Rittern von nahen Schlachtfeldern. Die Ketten der spanischen Hidalgos von Alcantara, Calatrava, Montesa und Santiago neben den österreichischen Maria Theresia-Kreuzen und der Fridericianischen, mit Blut erkauften blauen Emaille des preußischen Pour le mérite-Ordens.

Eine solche Gesellschaft gab es bisher nur ein Mal in der Geschichte — zu Wien im Jahre **1815**.

Und die Wirthin, welche in diesen feenhaft geschmückten Räumen dem versammelten Europa die Honneurs macht? Dort steht sie, in dem Zwischenzimmer, die Dame in weißem Atlas — oh! wie schön sie ist! die Fürstin Bagrathion, des russischen Feldmarschalls Gemahlin, mit ihrem jugendlichen Antlitz, weiß und glatt wie Alabaster, leicht rosenroth angehaucht, zarte Züge, eine sanfte, leicht erregbare Physiognomie voll Leben, mit einem Blick, dem die Kurzsichtigkeit etwas Schüchternes giebt; eine Gestalt von mittlerer Größe, leicht und zierlich gebaut, orientalische Weichheit mit andalusischer Grazie gepaart. Das ist die schöne Bagrathion, die mit ihrer aristokratischen Ungezwungenheit und ihren artigen Formen in der Damenwelt des Wiener Congresses die russische Diplomatie vertritt.

Mit ihr plaudert ein Cavalier mit grauem leicht gelocktem Haar um die weit zurückspringende Stirn, die nur ein wenig zu flach ist, um ganz schön zu sein; sie bildet einen stumpfen Winkel mit der kräftig hervortretenden Nase, ein verbindliches Lächeln schwebt um die schmalen Lippen des feinen Mundes. Die Züge sind durchgearbeitet und etwas schlaff in der untern Partie, die Augen unter hohen Brauen sind groß und klug. Der Mann trägt seinen Kopf wie ein Mann von Race, hoch aufgerichtet in dem hohen steifen und reichgestickten, vorn schief ausgeschnittenen Kragen seiner Uniform. Die goldenen Epauletten hängen etwas nach vorn. Der Stern vom preußischen Schwarzen Adler-Orden leuchtet unter dem breiten Orange-Bande, darunter das achteckige Linnen-

Kreuz der Johanniter; an dem obersten Knopf der Uniform fast am Halse hängt das eiserne Großkreuz am weißen Bande; in den kurzen Beinkleidern, in Schuhen und Strümpfen, man bemerkt, daß sich der alte Herr die eleganten Formen der Jugend erhalten hat, es ist der Staats-Kanzler des Königs von Preußen, Fürst August von Hardenberg.

„Eine wahre Ovation hat man Sr. Gnaden bereitet gestern," erzählt die Fürstin lebhaft, „ich bedauerte gleich Ihre Abwesenheit, mein Fürst!"

„Madame haben mich vermißt, das könnte mich stolz machen —" schaltete Hardenberg galant ein.

„Eitel allenfalls, nicht stolz, höchstens ein wenig eitel," versetzte die Fürstin und fuhr fort: „die höchsten Herrschaften erhuben sich Alle und eilten ihm entgegen. Ich begreife das; hier ist er zwar nur ein britischer Diplomat mehr, und wir haben eigentlich deren genug hier, Castlereagh, ein Lord, Clancarty, zwei Lords, Cathcart, drei Lords, und Sir Charles Stewart in seiner Husaren-Uniform, vier Lords —" die Fürstin zählte an ihren kleinen niedlichen Fingern, „nun haben wir fünf mit Sr. Gnaden von Wellington; ich begreife, wie gesagt, die Zuvorkommenheit der höchsten Herrschaften, denn er ist ein berühmter Feldherr, aber ich begreife eins doch nicht, mein Fürst!"

„Sie machen mich neugierig, Madame, in der That!" sagte Hardenberg, als die Fürstin schwieg, „dürfte ich bitten?"

„Ich glaube Ihnen, daß Sie neugierig sind," lächelte die Fürstin, „Sie sind ja Diplomat und noch dazu der einer großen Macht, aber ernsthaft, ich begreife das Gesicht Sr. Gnaden von Wellington nicht! Wissen Sie, wie er aussah, als er in den Saal trat? Nun, als wollte er sagen: Europa hat auf den Herzog von Wellington gewartet, der Herzog von Wellington hätte Europa noch länger warten lassen können, aber er ist so freundlich, jetzt zu erscheinen!"

„Oh! Madame sind grausam gegen den armen Herzog!" lächelte Hardenberg.

„Nein, nein!" rief die Dame lebhaft, „sein Gesicht änderte sich nicht einen Moment, selbst nicht bei den huldreichsten Worten der Souveraine, ich begreife das nicht!"

„Er ist der huldreichen Worte gewohnt aus hohem Munde, Madame," nahm Hardenberg das Wort, „ich habe ihn in England gesehen, es ist eine Art von Manie in diesen kalten Britten für ihren Helden!"

„Ich habe noch niemals Engländer in Enthusiasmus gesehen," versicherte die Fürstin und setzte naiv hinzu, „aber sie müssen schrecklich sein darin!"

Der Fürst lachte leise und fuhr fort: „Denken Sie sich, daß dieser arme Herzog seine Wohnung nicht verlassen kann, ohne stets einen Haufen von Leuten um sich zu haben, der ihn mit englischer Energie um-

jubelt; so wie er in das Theater tritt, muß das Orchester die Arie spielen: Seht ihn kommen den Helden &c., die das Publicum mitsingt, dann folgt das: Gott segne den König! und zuletzt ein allgemeines mehrfach wiederholtes betäubendes Jubelgeschrei. Alles zu des Herzogs Ehre, so feiert England seine Helden!"

„Jetzt begreife ich," meinte die Fürstin, anmuthig ihr Haupt neigend, „wissen Sie, der arme Herzog ist taub, oder wenigstens harthörig, das ist die Folge dieses englischen Jubelgeschreis, jetzt begreife ich Alles, Seiner Gnaden Ohren sind eben so schwach wie meine schönen Augen —"

„Und diese schönen Augen sehen doch so scharf!" warf der Fürst hin.

„Oh! ich habe ein gutes Glas!" entgegnete die Fürstin.

In dem Augenblick trat zu den Beiden ein Herr mit großen leuchtenden Augen in dem mächtigen Gesicht und lockigem Haar um die gedankenvolle Stirn, Festigkeit und Unabhängigkeit verriethen sich in seinem Auftreten gleich, als er mit klingender Stimme die Fürstin anredete. Und dennoch mochte es dem schärferen Beobachter nicht entgehen, daß aus diesen festen, freien Zügen doch eine gewisse schwärmerische Unklarheit zuweilen auftauchte, daß in dem Feuer dieses Auges eine Leidenschaftlichkeit funkelte, welche an die Menschen erinnert, die durch ihre Einseitigkeit groß geworden sind in der Geschichte.

Dieser Herr war der Reichsfreiherr von und zum Stein.

„Wen suchen Sie, Madame?" fragte der Fürst von Hardenberg, als nach kurzem Gespräch mit dem Freiherrn von Stein die Fürstin ihr Glas an die Augen brachte und sich umsah.

„Oh!" erwiederte diese lächelnd, „dort steht Baron von Humboldt, und drüben im Spiegel beobachtet mich die Fürstin Esterhazy mit der schönen Gräfin Edmond Talleyrand-Perigord; es wäre köstlich, wenn Herr von Humboldt jetzt zu uns träte, denn ich wäre dann sicher, daß man morgen in den österreichisch-französischen Kreisen sagen würde, ich hätte mit den Bevollmächtigten Preußens eine Unterredung gehabt, Preußen und Rußland schlössen sich immer enger an einander!"

„Und man hätte Recht, das zu sagen," entgegnete der Freiherr von Stein ernst, „Preußen und Rußland bilden eine natürliche Gruppe, überall, wo eine Scheidung ernsthaft eintritt, werden Preußen und Rußland auf die andere Seite treten, wenn Frankreich und Oesterreich auf der einen stehen, leider geht der Riß, der also quer durch mein deutsches Vaterland läuft, auch mitten durch manches edle deutsche Herz!"

„Von ganzer Seele stimme ich mit Ihnen überein, Herr Baron," nahm der Staatskanzler lebhaft das Wort, „aber über den Riß, der durch Deutschland geht, führen viele und schöne Brücken, auch wird ja Oesterreichs deutscher Sinn nicht leiden, daß es öfter mit Frankreich auf die eine Seite tritt und uns zwingt, mit Rußland ihm feindlich gegenüber zu stehen!"

„Viele und schöne Brücken!" wiederholte Stein und sah den Fürsten von Hardenberg durchdringend an, dann sagte er leise: „Geistige Brücken, ja, Durchlaucht, und wer solcher Brücken recht viele schlägt, der ist in der schönsten Bedeutung des Wortes der Pontifex maximus deutschen Geistes."

„Oh! nun reden Sie gar lateinisch!" klagte die Fürstin, lieblich schmollend.

„Pontifex," erklärte der Fürst von Hardenberg gefällig, „heißt sowohl Brückenbauer als Oberpriester, es ist ein schönes Wortspiel des Herrn Baron von Stein!"

Eben näherte sich Baron von Humboldt, das glatt rasirte Gesicht mit dem dünnen Haar und den hellen forschenden Augen etwas vorwärts geneigt, der Gruppe und die schöne Fürstin hätte fast ihren Wunsch in Erfüllung gehen sehen, die ganze preußische Congreßgesandtschaft, zu welcher der Freiherr von Stein eigentlich nicht gehörte, um sich zu haben, als sich eine ganze Woge hoher russischer Diplomatie zwischen sie und Humboldt warf. Da war der würdevolle feierliche Fürst Wolkonsky, der elegante Gesandte Rußlands beim Wiener Hofe, Graf Razumoffsky, der feine zurückhaltende Graf Robert Nesselrode, der sichere, etwas laute Graf Pozzo di Borgo, Napoleon's Landsmann von der Insel Corsika und sein bitterster Feind zugleich — im Augenblick blitzte und funkelte es um die Fürstin von Sternen und Diamanten, fröhliches Geplauder trat im selben Moment an die Stelle des Gespräches, das eben eine so ernste Wendung genommen, und die Herren beeilten sich, der Fürstin die neuesten Scherze des Oberkammerherrn Narischkin mitzutheilen, dessen witziger Kopf den Congreß täglich mit einer Anzahl von Bonmots versorgte.

An der Spitze dieses flimmernden Zuges von Herren, denen sich Baron von Humboldt, mehrere Generale und noch einige Andere angeschlossen hatten, kehrte die Fürstin in den ovalrunden Salon zurück, wo die Crême ihrer Gesellschaft versammelt war.

Da saß neben dem Kaiser Rußlands eine Dame, welche man die Vertreterin der preußischen Politik auf dem Congresse nannte, halb im Scherz und halb im Ernst, wie die Fürstin Bagrathion für die der russischen galt. Die Dame war die Fürstin von Thurn und Taxis, und wer ein preußisches Herz in der Brust trug, dem mußte es höher schlagen bei ihrem Anblick, denn sie war ja die Schwester der unvergeßlichen Königin Louise. Mit hohem Geist und großer Schönheit begabt, einer Schönheit, die nur von der ihrer Schwester, der Königin, übertroffen wurde, zeigte sie so viel Reiz und so viel Würde zugleich, daß ihr selbst auf diesem Congreß allgemein eine Huldigung zu Theil wurde, wie keiner andern Dame außer ihr.

Hinter dem Stuhl seines kaiserlichen Bruders stand der Großfürst

Constantin — er zeigte sich gern auch äußerlich in seiner Eigenschaft als erster Unterthan des Zaren.

Der König Friedrich Wilhelm von Preußen unterhielt sich mit einem jungen Prinzen von Reuß, und der russische Fürst Kosloffsky, der in der Nähe stand, verwendete kein Auge von den Sprechenden; Fürst Metternich trat zu ihm und begann lächelnd: „Sie beobachten Se. Preußische Majestät so scharf, mein Fürst, daß man glauben sollte, Sie möchten gern wissen, wovon der König sich mit dem Prinzen unterhält, ich kann Ihnen dienen, der König erkundigt sich nach einigen Verwandten des Fürsten, an denen er Antheil nimmt.“

„Es ist also keine Unterhaltung, Durchlaucht,“ entgegnete Fürst Kosloffsky, „wie die, welche der Oheim des Königs, Friedrich der Große, mit des Prinzen altem Oheim, unter dessen Civil- und Militairgouvernement wir uns gegenwärtig so wohl befinden hier in Wien, einst führte.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Metternich.

„Nun, Friedrich der Große fragte den Prinzen Reuß, den Oheim nämlich, eines Tages: Werden denn die Prinzen Ihres Hauses numerirt wie die Fiacres? Prinz Reuß antwortete ohne Besinnen: Nein, Sire, sondern wie die Könige! Von dem Tage an war Prinz Reuß in entschiedener Gunst bei dem großen Monarchen.“

„Eine prächtige Antwort, in der That,“ rief Metternich, „ich schätze die soliden Eigenschaften unseres trefflichen Gouverneurs; aber diese Antwort hätte ich ihm nicht zugetraut!“

Alle einzelnen Gespräche schwiegen in diesem Augenblick, denn die Gesellschaft sammelte sich in einem andern Salon um eine Tafel, welche mit reichen und geschmackvollen Gegenständen aller Art beladen war.

Es sollte eine Lotterie gezogen werden der Art, wie sie einst Ludwig der Vierzehnte aus Galanterie für seine schöne und geliebte Louise von Lavallière eingeführt hatte. Jeder Monarch lieferte einige Geschenke zu diesen Lotterieen, die mehrmals während des Congresses stattfanden, nur die Cavaliere gewannen, aber sie hatten ihren Gewinn sofort den Damen zu überreichen, denen sie ihre Huldigungen darbrachten.

Es war ein anmuthiges Bild, diese hohen Herren alle im neckischen Spiel, und bei Vielen war es mehr als Spiel, Galanterie üben zu sehen in einem Kreise so ausgezeichneter Schönheiten.

Zuerst gewann der Großfürst Constantin zwei prächtige Porcellan-Vasen, welche der König von Preußen aus seiner Berliner Manufactur hatte kommen lassen zu diesem Zweck. Sie erregten allgemeine Bewunderung; der Großfürst bot sie der Fürstin Bagrathion dar, die deren Schönheit mit fast kindlicher Fröhlichkeit bewunderte, aber sich so wenig um den hohen Geber bekümmerte, als sich irgend mit der Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hause vertrug.

Großfürst Constantin war in der That weder schön noch geistreich, er hatte nichts, was ihn einer Dame, wie dieser Bagrathion, gerade

angenehm machen konnte, obwohl er nicht ohne gute Eigenschaften und keineswegs das Zerrbild war, zu dem ihn die liberalen Polenfreunde gemacht haben.

Der immer heitere König von Bayern, ein gekrönter Chevalier, fand mit seinem kleinen Mosaikkästchen eine weit bessere Aufnahme bei der Fürstin Marie Esterhazy, und Graf Capo d'Istrias, damals russischer Minister, der später als Regent Griechenlands unter einem Meuchlerdolche fallen sollte, erfreute die Fürstin Wolkonsky mit seinem Gewinne, einem kleinen Koffer von point d'acier.

Ein anderer Grieche stand neben Capo d'Istrias, Fürst Alexander Ypsilanti mit seinen träumerischen Augen, er gewann eine Marderpelz-Palatine, welche er die Fürstin Suwarow anzunehmen bat.

Aller Augen richteten sich auf den Kaiser Alexander, der zwei kleine Bronze-Leuchter in der Hand hielt, die er so eben gewonnen — mehr als ein schöner Busen hob sich in Erwartung, zwanzig Paar glänzender Augen ruhten auf dem mächtigen Herrn. Der Kaiser ging mit seinen Leuchtern zu einer kleinen, aber allerdings sehr hübschen französischen Schauspielerin, welche unter Protection der Fürstin Bagrathion stand und kurz zuvor die Ehre gehabt hatte, dem Kaiser und der ganzen hohen Gesellschaft durch den meisterhaften Vortrag einiger Scenen aus „Zaire" und „Athalie" einen hohen Genuß zu bereiten.

„In der That," sagte der Prinz von Lambesc, der letzte Sprößling des hochberühmten Hauses der lothringischen Guisen, der sich seit 1789 mit Urlaub des Königs von Frankreich in österreichischen Kriegsdiensten befand, zu einem ungarischen Magnaten, der neben ihm stand, „in der That, die Geschenke, welche der russische Kaiser hier macht, werden keine große Bresche legen in den kaiserlichen Schatz. Die Leuchter sind vielleicht ein Paar Louisd'or werth; und das ist noch viel, denn eigentlich läßt sich Kaiser Alexander lieber von den Damen beschenken, die er liebt, als daß er ihnen giebt. Wissen Sie, daß alle Wäsche, welche der Kaiser trägt, von den schönen Händen der Fürstin Narischkin genäht ist? Möchte er die Arbeit zum Geschenk nehmen, aber er zahlt auch nie den Preis für den Stoff zurück. Die reizende Narischkin hat es oft genug selbst erzählt. Ja, lieber Graf, da wird so viel von Ludwig dem Vierzehnten hier gesprochen, bei jeder Gelegenheit wird er citirt, aber es ist doch so ganz anders. In der That, diese Leuchter sind gewiß hübsch, aber ich sehe hier Nichts, was den Armbändern in Diamanten gleichkommt, welche Ludwig der Vierzehnte in der Lotterie bei Madame gewann und dann der rosigen Lavallière darbot."

Der Prinz von Lothringen, der Letzte vom Stamme des Balafré, hing mit einer unbegrenzten Liebe am alten Frankreich, diese Liebe machte ihn unzufrieden mit Allem, was hier vorging. Bekanntlich hatte der Prinz von Lambesc 1789 den ersten Degen gezogen für das französische Königthum und das Pariser Gesindel mit dem Regiment Royal-Allemand

auseinandergestäubt; der gute König Ludwig XVI., der durchaus kein Blut vergießen wollte, der für ihn die Rache des Volkes fürchtete, schickte ihn in's Ausland und gab ihm Urlaub. Der Prinz trat in die Kriegsdienste des ihm verwandten Erzhauses, aber auch in kaiserlicher Uniform war er immer nur ein französischer Royalist auf Urlaub.

Uebrigens repräsentirte er nicht allein die Unzufriedenheit in dem Salon, ein alter vornehmer Russe gesellte sich zu ihm und sagte in der Voraussetzung, daß der Prinz ganz entzückt von den Festen des Congresses sei: „Ja, das ist Alles, Alles sehr geschmackvoll, aber was ist es weiter? Ha! ich habe die Feste noch gesehen, die Potemkin nach der Einnahme von Otschakoff der Kaiserin Katharine im taurischen Pallast gab. Da hatten wir auch eine Lotterie, aber nicht der Zufall allein vertheilte da die Gaben des Glückes, die Geschicklichkeit galt auch etwas; im Ballsaale war eine lange Reihe von Marmorsäulen aufgerichtet, die mit Guirlanden von Kleinodien und losen Juwelen umwunden waren, und nun war der Tanz so eingerichtet, daß die tanzenden Paare nahe an den Säulen vorüber kamen, da war es denn die Aufgabe des Herrn, ohne im Tanze inne zu halten, eine Beute zu erjagen, ein Kleinod loszureißen von einer Säule und seine Dame damit zu beschenken!"

„Das ist doch ein wenig asiatisch!" meinte Prinz Lambesc, überlegen lächelnd.

„Asiatisch," versetzte der Russe gleichmüthig, „das mag sein, aber ich kann Ihnen versichern, mein Prinz, daß es den Damen sehr gefiel!"

„Das glaube ich Ihnen ohne Versicherung!" lachte der Guise.

„Die ganze Welt neigt zur Kleinlichkeit und Knauserei!" murrte der Russe.

„Ungarn nicht!" vertheidigte der Magyar sein Vaterland mit flammenden Augen.

„Gut, so nehmen wir Ungarn aus," gab der Russe höflich zu, „aber Ungarn wird die Welt schwerlich in eine andere Richtung bringen."

„Das kann man doch nicht wissen!" versicherte der Magnat, indem er sich hochmüthig den Schnurrbart aufwärts drehte.

„Sie sehn aus, theurer Graf," warf der Prinz von Lothringen mit leisem Spott ein, „als hätten Sie die volle Gewißheit, daß die Ungarn einst die ganze Welt bessern würden!"

„Die Gewißheit nicht, Hoheit," erwiederte der Ungar, „aber die Hoffnung!"

„Wahrlich," sagte der Prinz, indem der Spott in seinen Zügen einer Art von Bewunderung wich, „wahrlich, Graf, ich könnte Sie beneiden um solchen Glauben."

Eine ganz andere Unterhaltung wurde wenige Schritte davon in einem Zimmer gepflogen, welches das letzte in der Reihe war; dort saß auf einem Stuhl am Kamin, eines seiner Beine über das Knie des andern geschlagen, der Fürst von Talleyrand, den Niemand mehr den Fürsten

von Benevent nannte; er trug weiße Unterkleider und den Stern vom heiligen Geistorden auf dem Habit; wie immer lauerte eine Mischung von Feinheit und Cynismus in den Augen, welche in der regungslosen bleichen Maske seines Gesichtes mit dem stumpfen Glanz der Blei- und Zinnmischungen schimmerten. Herr von Talleyrand trug noch immer denselben überreichen Haarschmuck zur Schau, mit dem er sich so gerne brüstete, und unterstützte den sonoren Klang seiner Stimme durch die leichten und anmuthigen Manieren einer Gesellschaft, deren Untergang er beschleunigen half, indem er sich zu ihren Gegnern gesellte, deren Reconstruction er unmöglich machte, indem er sich an die Spitze ihrer Vertheidiger stellte.

Neben dem Fürsten saß ein Herr in rother Staatsuniform mit einem hübschen fast apfelrunden frischen Gesichte, roth und weiß, den man diesem Gesicht nach für einen Jüngling halten konnte; es war der Lord Viscount Castlereagh, der britische Bevollmächtigte, er unterhielt mit Talleyrand und dem gelben Abgesandten Sr. katholischen Majestät, dem steifen, förmlichen Ritter Labrador und dem Freiherrn von Wessenberg, der auf dem Congreß den alten deutschen Reichsliberalismus mit eben so viel natürlicher Würde als kluger Resignation vertrat, eine Art von Privatgespräch, das ernst genug und bedeutend sein mochte, und obwohl ab und zu noch andere Herren, welche in der Nähe standen, oder sich den vier Stühlen näherten, ein Wort hinein warfen, von ihnen fast ausschließlich geführt wurde.

An diesem Abend zum ersten Male machten feine Beobachter die Bemerkung, daß fast überall die politische Richtung der Höfe auch die gesellschaftliche Gruppirung bestimmte, hier Franzosen und Oesterreicher, dort Preußen und Russen; die Engländer, die bis vor Kurzem sich entschieden zu Rußland und Preußen gehalten, gingen auch in der Gesellschaft in immer größerer Anzahl zu den Franzosen und Oesterreichern über; die andern Gesandten beobachteten eine weise Zurückhaltung, bis auf einige Wenige, welche entschieden Partei nahmen und mit einer gewissen Ostentation das zu zeigen sich bemüheten.

Preußen verlangte das Königreich Sachsen, Rußland das Königreich Polen.

Beim Beginn des Congresses schien es gar keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Verlangen beider Mächte erfüllt werden würde, England war dafür, Oesterreich wenigstens nicht dagegen, es war das Werk des Herrn von Talleyrand, er zerriß die Einigkeit der Congreßmächte.

Wenige Schritte von der Gruppe Talleyrand's standen russische und deutsche Diplomaten und Generale, sie sprachen von der Herstellung der deutschen Einheit. Graf Münster verfocht mit eben so viel Geist als Lebhaftigkeit die Herstellung eines deutschen Reiches, aber er fand nur die Zustimmung Weniger. Er kritisirte ziemlich scharf einzelne Punkte

der Vorlage, die Preußen in Bezug auf die Herstellung einer Conföderation der deutschen Staaten hatte machen lassen. Man gab ihm die Mängel zu, aber man wollte seine Pläne zur Herstellung des deutschen Reiches nicht besser finden.

„Diese deutsche Conföderation," sagte Graf Münster, „ist weiter nichts als ein Bild der Uneinigkeit Deutschlands, und diese Föderations-Versammlung ist ein Ventil, durch welches eben nur verhindert wird, daß sich die einzelnen Staaten gegenseitig befehden zum Aergerniß der Welt. Sind Sie nicht meiner Ansicht?"

Graf Münster hatte sich ohne Weiteres an den Herrn mit dieser Frage gewandt, der ihm am nächsten stand.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf, ich bin für diesen Fall ohne Instruction!" entgegnete dieser höflich.

Es war der portugiesische Herzog von Palmella, ein fast schwarzbrauner Diplomat, dessen ungeheures Jabot der Gegenstand unzähliger Scherze war.

Die Umstehenden lächelten, besonders als Graf Münster in seinem Eifer sich an den Nebenmann des Portugiesen wenden wollte, dieser aber ihm zuvor kam und mit leichter Verbeugung erklärte: „Schweden befindet sich in gleicher Lage wie Portugal!"

Lachend und doch verdrießlich richtete Graf Münster seine Frage an einen Dritten.

Dieses Mal hatte er einen Deutschen getroffen, aber nicht einen Mann seiner Meinung, es war der hessische Gesandte, der ihm mit ganz undiplomatischer Offenherzigkeit und einem Anflug von Aerger antwortete: „Ich hatte bereits zwei Mal die Ehre, dem Herrn Grafen zu erklären, daß der Kurfürst, mein Herr, den Anschluß an ein russisch-preußisches Bündniß jeder Art von deutschem Reiche vorzieht!"

Graf Münster biß sich auf die Lippen und schwieg, er nahm den Arm des baierischen Feldmarschalls Fürsten Wrede, mit dem er sonst nicht immer übereinstimmte, und verließ den Kreis.

Es wurde der Name des Fürsten Talleyrand genannt.

„Wie er den Minister Ludwig's XIV. spielt!" sagte Graf Capo d'Istrias leise.

„Wir sind im vorigen Jahre viel zu großmüthig gewesen!" murrte ein General.

„Man bereut es jetzt schwer!" meinte Capo d'Istrias.

„Frankreich, es ist immer Frankreich, welches uns im Wege ist!" erklärte Graf Pozzo di Borgo, „und es wird der Ruhe Europa's so lange im Wege sein, bis man es behandelt, wie es behandelt werden muß."

„Und wie muß es eben behandelt werden, Herr Graf?" fragte der württembergische Minister Graf Wintzingerode.

„Wie ein Fleischtopf, mein Herr!" entgegnete Pozzo di Borgo kurz.

„Wie ein Fleischtopf?" fragten drei, vier Herren, im höchsten Grade verwundert.

„Frankreich ist ein Topf, in welchem Fleisch kocht," versicherte Graf Pozzo di Borgo ernsthaft, „ein schäumender Topf mit Fleisch, und einen solchen behandelt man nur dann richtig, wenn man Alles, was er herausſprudelt, wieder hineinwirft."

Graf Pozzo di Borgo sprach weiter; er citirte Tacitus und Dante, Virgil und englische Parlamentsredner; seine Unterhaltung hatte etwas höchst Pikantes.

Graf Wintzingerode sprach seine Bewunderung darüber gegen den russischen Fürsten Kosloffsky aus.

„Ja, es ist sehr schön," entgegnete dieser, boshaft lächelnd, „und ich muß wohl ein Urtheil haben, denn ich habe ganz dasselbe fast wörtlich schon ein Mal aus dem Munde des Herrn Grafen, nämlich vorgestern bei dem Fürsten Hardenberg, vernommen."

Schon seit einer Weile hatten die Klänge der Musik, welche wundervolle Frauenstimmen begleiteten, den größten Theil der Gesellschaft in den Musiksalon gezogen; dort saßen und standen im weiten Halbkreise um ein vorzügliches Instrument die hohen Herrschaften, in erster Reihe die drei fürstlichen Schwestern von Kurland, welche man die drei Grazien des Wiener Congresses nannte: die Herzogin von Sagan, die Herzogin von Acerenza und die Gräfin Talleyrand-Perigord; neben ihnen der Herzog von Dalberg aus dem Hause der Kämmerer von Worms, ein Erbritter des deutschen Reichs, jetzt französischer Botschafter; der Hannoversche Feldmarschall Wallmoden mit seiner viereckigen Stirn und seinen runden Augen; der Fürst Paul Esterhazy mit allen seinen Diamanten, der Graf von Blick, der Baron Ompteda, der noch vor Kurzem den armen König Jerôme zu Wien als Gesandter vertrat, und jetzt nur als Liebhaber den Congreß so zu sagen mitmachte; der noble Herzog von Richelieu, der noch russischer General-Gouverneur war, und viele Andere. Frauen von Geist und Schönheit, Männer von berühmten und großen Namen, außer den Souverainen und Fürsten.

Es hatte sich eine Art von Wettstreit entsponnen; französische, russische, englische, portugiesische, italienische Damen sangen abwechselnd Volkslieder ihrer Nationen; nicht selten von Souverainen auf dem Pianoforte begleitet.

Welch ein Publicum!

Beifall von königlichen und kaiserlichen Lippen lohnte die Leistungen.

Kaiser Alexander war hinreißend liebenswürdig in seinem Enthusiasmus, er führte selbst eine prächtige Polin zum Instrument.

Nach der Polin ließ sich eine seltsam und fremdartig schöne Dame hören; in zwei langen, dichten Zöpfen fiel ihr Rabenhaar über den Rücken hin; es war eine Brünette, aber auffallend bleich ihr Teint, wie Dia-

manten funkelten ihre Augen aus dem ernsthaften Gesicht; sie trug gar keinen Schmuck außer einem Demantkreuz von großer Schönheit, das sich an einem schwarzen seidenen Bande auf ihrem stolzen Busen wiegte. Schwarze Seidenbänder umschlangen ihre bloßen Arme etwas über dem Handgelenk; ihre blaßgelbe Robe war mit schwarzen Spitzen am Halse sowohl, als an den Aermeln besetzt. Es war die junge Gemahlin des Herrn Armero y Millares, Secretairs der spanischen Ambassade.

Das lautlose Schweigen, mit welchem die glänzende Versammlung ihren Vortrag erwartete, war der Triumph der Castilianerin.

Leise liefen die schmalen Finger der Dame über die Tasten, und von einer leichten Röthe angeflogen, erhob sie das bleichgelbe Angesicht; sie sang, und sie sang mit spanischer Würde und kräftiger Altstimme die uralte Romanze vom blutigen Strom:

Rio verde, rio verde,
Quanto cuerpo en ti si bana,
Y christianos y de Moros,
Muertos por la dur espada.

Von allen Seiten tönte Beifall, als die Castilianerin geendet; der galante König von Baiern führte sie selbst wieder zurück zu ihrem Sitz

Als sich die Aufregung ein wenig gelegt, hörte man die Stimme des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen; „sehr schön," sagte er in seiner kurzen Weise, „sehr schön; wünschte aber jetzt auch dagegen ein deutsches Lied zu hören; so viel schöne deutsche Damen hier; wagt keine von Ihnen dem Auslande den Preis streitig zu machen?"

„Sie befehlen über so viele Millionen deutscher Seelen nicht nur, sondern auch Herzen, Sire," antwortete der König von Baiern, „befehlen Sie nicht auch über eine Stimme?"

„Läßt sich nicht befehlen dergleichen," entgegnete der ernste Friedrich Wilhelm lächelnd.

„Wenn Ew. Majestät befehlen," nahm jetzt der Fürst von Hardenberg das Wort, „so ist Gräfin Stolberg wohl im Stande."

„Habe schon gesagt," versetzte der König, „daß sich dergleichen nicht befehlen läßt, aber ich bitte Gräfin Stolberg."

Der Kreis öffnete sich fast augenblicklich, und mit lieblicher Schüchternheit trat eine junge Dame hervor, in Weiß gekleidet, Perlen in dem reichen braunen Haar, eine ächt deutsche Schönheit mit seelenvollen blauen Augen. Ihr folgte Graf Tettenborn, der kühne Reiter, und setzte sich an's Pianoforte, den Gesang zu begleiten. Und sie sang mit einer Stimme, die weich und voll aus dem Herzen quoll und zu dem Herzen drang, das schöne, leider fast vergessene Lied unseres Simon Dach:

Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest Du, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will Dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein Ruhm,
Mein Leben schließ ich um Deines herum!

Die junge Gräfin hatte das Lied des alten preußischen Dichters, das übrigens in der ursprünglichen Volksweise, in der es gedichtet, noch viel stärker und herzlicher lautet, mit einer so edlen Einfachheit und zugleich mit solcher Innigkeit gesungen, daß alle Hörer tief ergriffen waren und in manchem schönen Auge eine Thräne blitzte, welche der erlauchten Sängerin besser verrieth, wie mächtig der Eindruck gewesen, als der laute enthusiastische Beifall, in den sich die ganze Versammlung vereinte.

Offenbar hatte das deutsche Lied über allen Schmelz des italienischen Gesanges, über die ahnungsreiche düstre Melancholie der englischen Ballade, den leichten Scherz des französischen Chanson's, die wehmüthigen Anklänge der slawischen Refrains eben so den Sieg davon getragen, wie über die sonore Assonanz der spanischen Romanze.

Die Deutschen fühlten das alle, aber sie sagten es nicht, die Fremden fühlten es auch, und sie waren klug genug es zu bekennen, und diejenigen, welche es nicht fühlten, die machten sich eben ein recht großes Verdienst daraus, den Sieg des deutschen Liedes zu feiern.

Als sich Graf Tettenborn erhob, um die Gräfin Stolberg zu ihrem Sitz zurückzuführen, da kam ihm ein Cavalier zuvor, und zwar kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm von Preußen; er bot der Dame seinen mächtigen Arm mit jener ächten Ritterlichkeit, deren einfach edle Form darum so tiefen Eindruck macht, weil es eben der ritterliche Geist ist, der in ihr seinen äußern Ausdruck findet.

Der König von Preußen führte die Gräfin zu ihrem Platz zurück, und in den Gesichtern der hier Versammelten konnte man lesen, daß das eine Auszeichnung, die etwas ganz anderes bedeutete, als wenn es der galante Kaiser von Rußland, oder der chevalereske König von Baiern oder sonst ein gekröntes Haupt gethan.

Der Hohenzoller stand da neben dem eleganten russischen Holsteiner und neben dem liebenswürdigen Wittelsbacher wie ein wirklicher Ritter aus der Zeit Ludwig's des Heiligen neben Chevaliers aus der Zeit Ludwig's XIV.

Bald nach dieser Scene verließen die Souveraine den Salon und die Reihen der Gäste begannen sich merklich zu lichten; nur in dem Spielzimmer blieb eine Schaar schon älterer Herren noch eine Weile beisammen.

Als Kaiser Alexander die Treppe hinabstieg, stützte er sich auf den Arm des Fürsten Wassiltschikoff.

„Hast Du unsern alten Freund gesprochen, Iwan Iwanowitsch?" fragte Alexander.

„Zu Ew. Majestät Befehl, Sire!" antwortete der Fürst leise.

„Nun?"

Die Ungeduld, mit welcher der Kaiser fragte, verrieth das Interesse, welches er nahm.

„Er hat die Zusammenkunft mit dem Edelmanne gehabt, welchen das Haus Condé mit den Nachforschungen nach der Prinzessin beauftragt hat!" antwortete der Fürst.

In dem Augenblick war der Kaiser an der Thür angelangt; er mußte einen Augenblick warten, ehe die Carosse vorfahren konnte. Verschiedene Herren waren dem Kaiser auf dem Vorplatze sehr nahe in dem Augenblick. Alles schwieg voller Ehrfurcht vor dem Zaren, und man vernahm nur die schallende Stimme des Oberstallmeisters, der außer sich war, daß sein Herr einige Augenblicke auf das Vorfahren des Wagens zu warten genöthigt war.

Alexander sagte nicht, wie Ludwig XIV. in einem ähnlichen Falle: Beinahe hätte der König warten müssen! sondern er wartete ganz einfach und sprach, nachdem er die um ihn stehenden Herren flüchtig, aber freundlich gegrüßt hatte, mit Wassiltschikoff weiter.

„Und wie weit ist er mit dem Agenten gegangen?" fragte Alexander.

„Er ist ganz dem Rathe Ew. Majestät gefolgt, er hat dem Agenten alle Mittheilungen gemacht, welche der Familie wichtig sein könnten, er hat nur, wie Ew. Majestät ihm gerathen, den Aufenthalt der Dame und ihre Vermählung verschwiegen."

„Das ist gut," entgegnete Alexander, „er sichert dadurch sein und ihr Glück!"

In diesem Augenblick fuhr der kaiserliche Wagen vor und der Oberstallmeister öffnete den Schlag in der Eile.

„Bon soir, Messieurs!" grüßte Alexander und stieg in seinen Wagen, während sich alle Häupter ringsum neigten.

Niemand hatte den Baron von Raucourt bemerkt, der bequem an einen Flügel der Thür gelehnt stand und genau die letzten Worte vernommen hatte, welche der Kaiser und Fürst Wassiltschikoff wechselten.

Auch nach der Abfahrt des Kaisers verharrte der Baron von Raucourt in seiner bequemen Stellung, denn es waren da noch einige viel vornehmere Herren, deren Wagen nach einander vorfahren mußten, ehe er an die Reihe kam.

Der Baron war dicht in in einen Pelz gehüllt. Niemand sah, welcher Triumph sein bleiches Gesicht überstrahlte; Niemand hörte, wie er leise in sich hineinflüsterte, fast fieberhaft aufgeregt: „Ich glaube jetzt fast, daß der gute Gott dieses liebe, alte rothe Haus von Raucourt wieder aufrichten will in der frühern Herrlichkeit, durch mich, denn er schickt mir Bundesgenossen von allen Seiten, ha! selbst der Kaiser von Rußland ist, ohne es zu wissen, ein Alliirter des rothen Hauses geworden. „„Wie weit ist er mit dem Agenten gekommen?““ fragte der Kaiser. „„Er ist ganz dem Rath Ew. Majestät gefolgt; er hat dem Agenten alle Mittheilungen gemacht, welche der Familie irgend wichtig sein konnten, nur den Aufenthalt der Dame und ihre Vermählung hat er auf Rath Ew. Majestät verschwiegen.““ Und schließlich meinte der Kaiser, die Person habe dadurch ihr eigenes und das Glück der Dame gesichert. Oh! wer kann der Agent anders sein, als ich; der holländische Edelmann hat mir für die Familie alle möglichen Mittheilungen gemacht, nur den Aufenthalt der Dame hat er verschwiegen und ihre Heirath. — Ha! er selbst, er selbst hat die Tochter des Herzogs von Enghien geheirathet, das verrathen die letzten Worte des Kaisers ganz deutlich. Nicht übel für einen holländischen Edelmann, sich mit dem Hause Condé zu alliiren, freilich in der Stille, nur incognito gleichsam; denn wie die Sachen liegen, wird eine Anerkennung schwerlich erfolgen können, auch wird sie von Seiten der Dame gar nicht einmal gewünscht. Also Kaiser Alexander ist der Mitwisser dieses Geheimnisses, die russische Politik spielt hinein in diese dunkle Geschichte? Das sind Mittheilungen, welche meinen trefflichen Vetter Eugen über ein halb Dutzend Stufen auf ein Mal hinwegheben müssen; oh! Clotilde, Du wirst, Du mußt bald Gräfin von Raucourt sein, jetzt, jetzt bin ich meiner Sache sicher!"

„Der Wagen des Herrn Baron von Raucourt!" rief es laut.

Der Baron stieg mit der Gleichgültigkeit und den Mienen eines Mannes in seinen Wagen, der froh ist, seinen Abend überstanden zu haben. Er gähnte sogar ziemlich ungenirt.

Als der Baron im Maschakerhof in seine Wohnung trat, meldete ihm sein Diener, als er ihm den Pelzmantel abnahm, daß ihn seit einigen Minuten ein fremder Offizier in seinem Zimmer erwarte, der Herr Baron möge verzeihen, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, den Namen zu behalten, aber er habe den Herrn schon zu Paris in Gesellschaft des Herrn Barons gesehen.

„Ach! Sie sind es, mein tapfrer Freund!" sagte der Baron, als ihm beim Eintreten Philipp von Krummensee entgegenkam.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron," sagte der preußische Offizier, „daß ich mir die Freiheit genommen, Sie zu erwarten, aber . . . ."

„Sie bitten um Entschuldigung, wenn Sie mir eine Freude machen, Herr von Krummensee?" meinte der Baron mit seiner gewöhnlichen Höf-

lichkeit, „das ist gerade so, als wenn man Jemanden um die Erlaubniß bitten wollte, ihn zum Fenster hinauswerfen zu dürfen! Doch, was sehe ich da! dicke Epauletten, ah! ich darf gratuliren!"

Ein Roth der Freude zog über des Preußen Antlitz.

„Ja," sagte er, „der König, mein Herr, hat die Gnade gehabt, mich zum Major zu ernennen; es ist das ein Vorzug, den ich erst noch zu verdienen habe; heute aber, Herr Baron, komme ich in so später Stunde zu Ihnen, weil ich morgen abreise und Wien nicht gern verlassen wollte, ohne Ihnen zu danken für so viele Freundlichkeiten, auch für die Freundschaft, mit welcher mich der Herr Chevalier von Maison-Rouge während meines Aufenthalts in Frankreich beehrt hat."

„Ah!" entgegnete der Baron, „lassen wir meinen Vetter! nur eine so liebenswürdige Bescheidenheit, wie die Ihrige, kann verkennen, daß mein Vetter alle Ursache hat, dankbar für viele wichtige Dienste zu sein, die Sie ihm mit eben so viel persönlicher Aufopferung als Umsicht bei seinen Geschäften im Süden geleistet haben, und habe ich Ihnen hier einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen das Glück gehabt, so schreiben Sie das mit meinem Eifer zu, die Dienste wenigstens einigermaßen zu erwiedern, mit denen Sie sich das ganze Haus Raucourt in der Person meines Cousins von Maison-Rouge verpflichtet haben. Aber, mein theurer Herr Major, Sie sind kaum einige Tage hier und wollen Wien schon wieder verlassen? hat dieser glänzende Mikrokosmos so wenig Anziehungskraft für Sie?"

„Ich bitte Sie, Herr Baron, sich zu erinnern," entgegnete Krummensee, von der französischen Höflichkeit fast überstürzt, „daß ich in Dienstgeschäften nach Wien kam und hier nur auf meine Abfertigung wartete. Ich gehe morgen in dienstlicher Eigenschaft nach Neufchatel, dem Fürstenthum meines Königs in der Schweiz!"

„Ja, ich weiß," meinte der Baron, „der gute Berthier hat dieses Fürstenthum wieder hergeben müssen, die Neufchateller sind mit Entzücken zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurückgekehrt; ich machte in Paris die Bekanntschaft eines Grafen Pourtalès, eines sehr liebenswürdigen Herrn aus Neufchatel, der mir sehr interessante Details über dieses schweizerische Fürstenthum Ihres Königs mitgetheilt hat."

„Da sind Sie, mein Herr Baron, glücklicher als ich," lachte der Major, „denn ich weiß eigentlich gar nichts, ich muß es zu meiner Schande gestehen, von diesem Fürstenthume."

„So, Sie wissen doch, daß J. J. Rousseau einst dort eine Zuflucht gefunden?" fragte der Baron.

„Nein," entgegnete der Major einfach und aufrichtig, „aber," setzte er ernsthaft hinzu, „wenn dieser Rousseau da eine Zuflucht gefunden hat, so hat er sie sicher nicht verdient, denn dieser Schriftsteller trägt viel Schuld an der großen Revolution."

Der Baron sah den Major halb verwundert an; er hatte offenbar

ein Urtheil der Art nicht erwartet aus dem Munde des jungen Kriegsmannes, da es aber ein Urtheil war, das schon unzählige Mal ausgesprochen worden, so fragte er in seiner zuwartenden Weise: „Haben Sie Rousseau gelesen?"

„Nicht eine Zeile!" bekannte der Major ohne Zögern; „mit meiner Lecture," setzte er lachend hinzu, „war es leider niemals besonders bestellt; wissen Sie, Herr Baron, ich habe eigentlich nie gern gelesen, ja, im Grunde ist mir nach dem Schreiben das Lesen immer die unangenehmste Beschäftigung gewesen. Ich habe daran sehr Unrecht gethan, wie ich seit einiger Zeit bemerke, aber, was wollen Sie? es ist nun mal so, und bekommen wir Frieden, so werde ich's nachzuholen suchen."

Der Baron ließ sich nicht merken, wie sehr ihn das naive Bekenntniß des Majors freute; er hatte eine wahre Freude daran, mal wieder in seinem Stande einem Manne zu begegnen, der, ein Mann der That, sich nicht mit Wissen und Wissenschaft brüstete, aber den Mangel beklagte und nicht verächtlich verwarf, was er nicht besaß. Es war die Wahrheit, die dem Baron gegenüber trat und ihn angenehm berührte. Darum fragte er auch nun mit erhöhetem Interesse: „Aber, mein theurer Herr, wenn Sie Rousseau nicht gelesen haben, wie mögen Sie ihm da so sicher die Mitschuld an der unseligen Revolution zuschieben? Sie sind nicht der Mann, der ohne Weiteres gedankenlos nachspricht, was er irgendwo gehört hat?"

Es gab sich eine fast kindliche Verlegenheit kund in den männlichen Zügen des Majors, er kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst, endlich sagte er entschlossen: „Nun, warum soll ich's denn verhehlen? offen und ehrlich, Herr Baron, vor einigen Wochen wurde in meiner Heimath, in dem Hause meiner zukünftigen Schwiegermutter, auch von Rousseau gesprochen, es wurde Rousseau's Mitschuld an der Revolution mit Gründen bewiesen, die mich überzeugt haben, wenn ich sie auch jetzt nicht zu wiederholen vermag, kurz, ich sage Ihnen, Herr Baron, das Urtheil meiner verlobten Braut!"

„Ah! das hat Anstrengung gekostet!" lächelte der Baron mit einem seltsam milden und freundlichen Ausdruck; ihn entzückte die Schüchternheit, mit welcher der Major von seiner Braut sprach, es war ihm das so fremd, daß er bei jedem Andern, als bei dem Major von Krummensee, nicht an die Wahrheit dieses Gefühls geglaubt haben würde. Der Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten so auf einen Punkt gerichtet war, daß er die größten Ereignisse der Weltgeschichte nur in dem Maße würdigte, als sie ihm förderlich oder hinderlich waren in seinem Bestreben, den Glanz und das Ansehen seines Hauses, seiner Familie wieder herzustellen und zu stabiliren; dieser Mann, der nichts that und nichts unterließ, ohne Rücksicht auf dieses Vorhaben zu nehmen, er fühlte in seinem Herzen eine Liebe mächtig werden für den preußischen Major, von welcher er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, die aber sein

ganzes Wesen mit einer inneren Wärme durchströmte, die er nicht gefühlt, seit er gezwungen war, sich loszureißen von jener halb verdrießlichen, halb seltsamen Schönheit, welche unsere Leser im rothen Hause, dem Stammsitze des Barons, kennen gelernt haben.

„Sie sind sehr glücklich, mein theurer junger Freund!“ sagte der Baron endlich mit einem so innigen Ton der Theilnahme, daß ihn der Major höchst überrascht ansah.

Der Baron zog einen breiten Goldreif von alterthümlicher Arbeit von dem kleinen Finger seiner linken Hand und sprach ernsthaft: „In Isle de France liegt ein Schlößlein, Corsat mit Namen, das hat einst den Raucourts von Maison-Rouge erb- und eigenthümlich zugehört; jetzt besitzt es der Herzog von Levis und Ventadour, der sich mit einer Dame aus dem glorreichen Hause der Aubusson von Lafeuillade im vorigen Jahre vermählt hat. Das erlauchte Paar feierte seine Hochzeit auf dem Schloß Corsat, und auf einem Spaziergang fand die junge Herzogin diesen Ring, der nach Urtheil der Kunstverständigen aus dem 14. Jahrhundert stammt, also wahrscheinlich einem oder einer Raucourt zugehört hat. Der Herzog und die Herzogin ließen ihre Wappen auf diese beiden Blätter graviren und machten mir den Ring zum Geschenk. Sehen Sie hier rechts die drei schwarzen Chevrons im goldenen Felde, das Wappen der Mirepoix von Levis, der alten Glaubensmarschälle, und daneben das schwebende rothe Ankerkreuz der Aubusson. Nehmen Sie den Ring zum Andenken an mich und leben Sie wohl.“

Der Baron umarmte rasch den jungen Edelmann und ging in sein inneres Zimmer.

Er mochte keinen Zeugen bei der Rührung, die ihn ergriffen.

Mehr verlegen als erfreut entfernte sich der Major von Krummensee mit dem ihm so sonderbar geschenkten Goldreifen.

Er konnte die Bewegung des Barons nicht begreifen und wußte nicht, wie er zu diesem Geschenke kam.

Fünftes Capitel.

Unter der Fahne weiß und amaranthenfarben.

„Wie konnte man glauben, daß sich nicht die unwiderstehlichsten Versuchungen seines Herzens bemächtigen würden, angesichts der Appenninen, angesichts der Schlachtfelder von Montenotte, Arcole und Marengo, angesichts seiner drei schönsten Sclavinnen Venedig, Rom und Neapel? Sein Ehrgeiz war erschüttert, aber nicht erloschen; das Unglück und der Rachedurst schürten die Flamme von Neuem an."

(Chateaubriand.)

Wie ein weicher tiefblauer Mantel gebreitet liegt das tyrrhenische Meer über der Tiefe, in sammetnen Falten an den ligurischen Küsten hin, von der prächtigen Genua bis zu Livorno's altem Port. Immer heller und blasser wird das tiefe Blau nach Westen zu, ein breiter grünlicher Besatz hängt sich an den Prachtmantel und läuft endlich, wo in der Ferne zackige Inselküsten ragen, in einer matt schimmernden silbergrauen Borte aus.

Ein scharfer Hauch fährt nieder von den Appenninen, er fegt über die ligurischen Lande und weht den Duft der Orangen-, Oliven- und Rosenhaine hinaus in das tyrrhenische Meer; er trägt die Düfte als einen Gruß hinüber an die fern schimmernden Granitklippen der Inseln und Eilande im Westen; er schwellt auch das kleine dreieckige lateinische Segel der niedrigen Felucke, deren vier Ruder tactmäßig in's Wasser fallen und sich darüber erheben.

Ein lateinisches Segel und ein vierruderig Schiff! Die Seeleute vom tyrrhenischen Meer haben sich noch ganz die einfache Nautik des grauen Alterthums bewahrt. Als Jason, den die Heroensage in diesen Gewässern die Wohnung der Zauberin Kirke suchen läßt, über diese Meere schiffte, hatte er sicher ein Fahrzeug, das mit Rudern auf beiden Seiten und einem dreieckigen Segel versehen war und nicht viel anders aussah, als die Felucke da.

Es war fast Mittag, der schönste Sonnenschein lag auf dem Meer

und vergoldete die Küste der Insel, auf deren etwas zurückspringenden Theil die Felucke scharf zu hielt, während sie vom leichten Wind und der Ruderkraft zugleich getrieben mit der Schnelligkeit eines Vogels vorwärts zu fliegen schien.

Offenbar aber befriedigte diese Schnelligkeit die Ungeduld des Mannes nicht, welcher neben dem Padrone steht, der das Steuer handhabt; bald blickt der noch junge Mann, dessen schwarzer Krausbart eine lange Trennung vom Scheermesser nicht verläugnen kann, mit funkelnden Blicken höchster Unzufriedenheit auf die jammervollen Gestalten der Ruderer, deren Lumpen ebenso Mangel und Elend, wie ihre Gesichter Gemeinheit und Verworfenheit verrathen, bald hebt er das Fernrohr ans Auge und blickt nach der Küste hinüber; der Padrone kaut an einem Stück von unsäglich hart getrocknetem Fisch und kümmert sich wenig um die fieberhafte Ungeduld des Fremden, dessen Beförderung er übernommen, den er betrachtet wie jedes andere Stück der Schmuggelwaare, die er je aus Livorno ausführte..

Glücklicher Weise verstand der Padrone kein Wort französisch, sonst würden ihn die heftigen Worte, welche die Ungeduld des jungen Mannes aussprudelte, zwar nicht vermocht haben, den Lauf der Felucke zu beschleunigen, was auch in der That unmöglich war, vielleicht aber hätten sie ihn gereizt, das lange Messer zu zücken, denn des Italieners Hand ist nahe beim Stahl, und dennoch wäre er schlecht gefahren gegen diesen Krausbart, dessen kühnes Gesicht, dessen gedrungene Formen auf Stärke und Gewandtheit im Gebrauch der Waffen schließen ließen. Fürwahr, er ist nicht schlecht bewaffnet, dieser junge Mann, er hat den groben braunen Mantel hinter sich geworfen, aus der Brusttasche seines langen, schwarzen Reise-Ueberrockes ragen die silberbeschlagenen Kolben von zwei Pistolen ziemlich drohend heraus und an seiner Seite hängt eine kurze Waffe mit fast handbreiter Klinge, die mehr an die gefährlichen Schwerter erinnert, welcher man sich in früheren Tagen in der französischen Marine zu bedienen pflegte, als an ein Jagdmesser, mit dem es eigentlich nur das Gehäng und die Kürze gemein hat.

Der junge Mann ist groß, und ein nicht leicht mit kurzen Worten zu beschreibendes Etwas, das aber dem kundigen Auge sofort klar wird, verräth, daß wir jedenfalls einen Militair und wahrscheinlich einen Cavallerie-Offizier vor uns haben.

Die Felucke nähert sich einer Landzunge mit rapider Schnelligkeit, das unbewaffnete Auge schon erkennt eine Stadt mit Festungswerken.

Es ist Porto-Ferrajo, die Hauptstadt der Insel Elba, die Residenz des Kaisers Napoleon.

Da ist der Leuchtthurm, das sind die Werke von Del Falcone und Della Stella!

Der Hafen winkt, es wimmelt von Fahrzeugen darin, aber der junge Mann beachtet es nicht; ein eigenthümlicher Zug schwärmerischer

Begeisterung erscheint in seinem kühnen Gesicht, sein Blick hängt an den Soldaten, die da auf und ab schreiten auf den Bastions — es sind Grenadiere der alten Garde, die berühmten Grognard's, die von den Pyramiden her und Austerlitz über hundert Schlachtfelder nach Moskau und von dort zurück über Leipzig und Paris, über abermals hundert Schlachtfelder ihrem vergötterten „kleinen Caporal" nach der Insel Elba gefolgt sind. Es sind die alten Grenadiere von der alten Garde des alten Imperators, die Alten der Alten des Alten, wie sie sich mit hohem Stolz selbst zu nennen pflegten; die grauen Troupiers, in deren begeisterter Anhänglichkeit auch der Bonapartismus eine menschlich schöne und berechtigte Seite hat; denn die Anhänglichkeit dieser ruhmstolzen Soldaten, sie galt nicht dem großen Usurpator, dem Verächter göttlichen und menschlichen Rechtes, sie galt nur ihrem berühmten Feldherrn, der die Siegesgöttin so lange zu seiner Mitschuldigen gemacht hatte; das vive l'empereur! das aus ihrer Brust jauchzte, es galt nicht dem Kaiser Napoleon, sondern dem „kleinen Caporal", in ihrem Munde hatte „l'empereur" wieder die ursprüngliche Bedeutung des römischen „imperator" gewonnen; der Feldherr war es, für den sie in den Tod gingen und in's Exil, bitt'rer oft als der Tod, nicht der Usurpator, der seine Krönung in Notre-Dame erzwang.

Dem Ankömmling in der Felucke wurden die Augen naß beim Anblick der alten Träger jenes Kriegsruhmes, der die Welt erfüllte; es sind die alten Waffen, die alten Uniformen, mit Rührung und Entzücken sieht er seine alten Kameraden wieder. Da, ein finsterer Zug fliegt über sein Antlitz, ein Anblick scheint seine Freude zu stören, es ist nicht die alte Fahne mit den drei Streifen, roth blau weiß, jene Tricolore, die ihren Weg durch ganz Europa blutig und furchtbar, ein strahlendes Meteor, aber keine segenbringende Sonne, gewandelt ist in der Hand des großen Emporkömmlings; es ist nicht die gefürchtete Tricolore, die dort oben weht. Es ist eine weiße Fahne.

Unmöglich kann es der weiße Pavillon vom königlichen Frankreich sein!

Der Reisende nimmt sein Glas und blickt schärfer hin, er schüttelt verdrießlich sein lockiges Haupt; es ist eine Fahne, die er nicht kennt. eine Fahne ohne Geschichte, eine Fahne ohne Vergangenheit und — auch ohne Zukunft.

Es ist eine weiße Fahne mit einem amaranthfarbenen Querstreifen, der mit goldenen Bienen besetzt ist — die Fahne des neuen Souverains von Elba.

Die Felucke lag am Quai und einige Secunden später war der Reisende am Lande. Eine mächtige Aufregung ergriff ihn, er hörte trommeln, er blieb stehen und lauschte dem Schall der Kaiser-Trommel, deren Wirbel in allen Hauptstädten Europa's fast erklungen waren.

Er blieb stehen, die Vorübergehenden sahen ihn verwundert und Viele auch spöttisch an, denn er weinte.

In einer Herberge nahm er sich kaum Zeit, sich umzukleiden, dann eilte er, sich nach der Wohnung des Groß-Pallast-Marschalls Grafen Bertrand führen zu lassen, der Groß-Pallast-Marschall bewohnte ein paar kleine ziemlich wüste Zimmer in der Mairie von Porto-Ferrajo.

Als ihm Herr Dombideau gemeldet wurde, erschien Graf Bertrand fast augenblicklich.

„Kommen Sie aus Frankreich, mein Herr?“ fragte er hastig, indem er den jungen Mann zum Sitzen nöthigte.

„Ja, Herr Marschall!“ antwortete der Offizier.

„Und was wollen Sie hier?“ fragte der Großmarschall weiter.

„Den Kaiser sehen und ihn um Dienste bitten!“

„Kennt Sie der Kaiser persönlich?“

„Ich stand bei den Kürassiers der großen Armee!“ versetzte der junge Mann stolz, „und überdem hat mir der Herzog von Bassano die Mittel gegeben, dem Kaiser zu beweisen, daß ich nicht unwerth seiner Beachtung bin.“

„Sie bringen uns Neuigkeiten aus Frankreich?“

„Ja, Herr Marschall, und, wie ich glaube, günstige!“

„Gott gebe es, wir sind so sehr unglücklich hier!“ rief der Großmarschall und seufzte tief, dann sagte er: „Ich brenne vor Begierde, mit Ihnen von Frankreich zu sprechen. Vor allen Dingen muß ich indessen den Kaiser von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen. Vielleicht kann er Sie nicht sofort empfangen. Sie haben gesehen, daß im Hafen eine englische Corvette liegt, und diese Leute sind mißtrauisch über alle Gebühr. Weiß man, wer Sie sind?“

„Man kann wohl sehen, daß ich ein französischer Offizier bin!“ entgegnete Dombideau.

„Desto schlimmer!“ rief Bertrand, „doch, ich gehe zum Kaiser, bleiben Sie indessen hier, ich werde Ihnen einen Imbiß serviren lassen, so gut, als es hier möglich ist, auf Wiedersehen!“

Der Pallast-Marschall entfernte sich eilig.

Das Frühstück, welches man dem Oberst-Lieutenant Dombideau vorsetzte, war allerdings nicht sehr reichhaltig; ein Stück kalter Ziegenbraten, ein Ziegenkäse von bedeutender Größe, ein Stück sehr trockenes Gerstenbrot; es herrschte eben keine Ueppigkeit in der Küche bei dem Pallast-Marschall des Souverains vom Inselreiche Elba. Aber der Offizier hatte einen durch Seeluft geschärften Appetit, und die einheimischen Früchte, welche das Dessert bildeten, Kastanien, leicht geröstet, Mandeln, Feigen und Nüsse, waren vortrefflich. Auch waren zwei Flaschen von dem würzreichen Wein, den die Insel Elba hervorbringt, aufgesetzt, dieser mundete dem jungen Manne nach den Strapazen der Seereise trefflich. Die eine Bouteille enthielt sogenannten Vermond,

den man auch in Südfrankreich trinkt und nach der Suppe nimmt, weil er für appetitreizend gilt. Der Vermond wird bereitet, indem man Wermuth und andere Gewürzkräuter, an denen die Insel Elba sehr reich ist, in dem besten weißen Wein des Landes weichen läßt. Die andere Flasche enthielt Aleatico, ein Wein, der in Italien sehr geschätzt wird; man gewinnt ihn aus Muscatellertrauben und versetzt ihn mit gekochtem Most und Rum. Der Aleatico von der Insel Elba ist vorzüglicher als der aus Toscana.

Es war kaum eine halbe Stunde seit Entfernung des Groß-Pallast-Marschalls vergangen, und der Oberst-Lieutenant hatte kaum seinen gesunden Appetit gestillt, als Bertrand zurückkehrte.

Die Entfernungen sind nicht groß in Porto-Ferrajo, einer Hauptstadt von kaum 3000 Einwohnern.

„Ich werde Sie gleich nach dem Garten des Kaisers führen lassen," sagte Bertrand, „bleiben Sie in der Nähe der Thür, der Kaiser wird da vorübergehen, und wird Sie rufen lassen, ohne den Anschein zu haben, Sie zu kennen!"

Dombideau war im Augenblick bereit, und wenige Schritte brachten ihn an die ihm bezeichnete Gartenthüre.

Er schaute sich um und sah sich ganz allein — war das die Residenz des Mannes, dem noch vor Kurzem ganz Europa zu eng war?"

Das elende Gebäude da war die Wohnung des Mannes, dessen Hof der prächtigste Europa's war, des Mannes, der mit bedecktem Haupte saß, während acht Könige respectvoll den Hut in der Hand um ihn standen.

Da nahte der Souverain von Elba, langsam schritt er dahin, das Haupt etwas vorwärts gebeugt, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, in bekannter Weise.

Einige Offiziere folgten in kurzer Entfernung hinter ihm.

Langsam ging er ein paarmal an dem Oberstlieutenant vorüber, er schien den Getreuen nicht zu sehen und dieser sah von seinem vergötterten Gebieter nur das scharfgeschnittene echt italienische Profil.

Napoleon war sehr vorsichtig, er glaubte sich überall von Spionen umgeben.

Endlich blieb er stehen und sah den Offizier eine Weile durchdringend an.

„Aus welchem Lande sind Sie?" fragte er plötzlich in italienischer Sprache.

„Aus Frankreich, Sire," antwortete der Oberstlieutenant französisch, „ich bin ein Pariser, Geschäfte führten mich nach Italien, ich vermochte meinem Herzen nicht zu widerstehen, ich mußte meinen Kaiser wiedersehen!"

Der Kaiser schien angenehm berührt durch die Bewegung, die sich im Tone der Stimme des Sprechenden kundgab, und freundlich sagte

er nun auch französisch: „Wohlan denn, mein Herr, erzählen Sie mir von Paris und Frankreich!"

Als er das gesagt, ging er langsam weiter und gab dem Offizier einen Wink ihm zu folgen.

Mit lauter Stimme that er einige unbedeutende Fragen und kehrte in seinen sogenannten Pallast zurück, der Oberstlieutenant, so wie die Generale Drouot und Cambronne, Letzterer war damals Commandant von Porto-Ferrajo, folgten.

Es war ein weites, beinahe unheimlich wüstes Gemach zu ebener Erde, in dem sich der Kaiser niedersetzte; die Meubles waren nur zum Theil prächtig und vermehrten durch ihren Abstich gegen die alterthümlichen Tapeten noch die Unbehaglichkeit, in die dieses Gemach jeden Eintretenden versetzen mußte. Es wurde draußen dunkel, die beiden Kerzen auf dem Kamin vermochten nicht den weiten Raum ganz zu erleuchten.

Der Kaiser aber befahl seinen Generalen, sich zurückzuziehen, ganz als ob er in dem großen Cabinet des Tuilerieenschlosses gesessen hätte, dann herrschte er in demselben Tone: „Setzen Sie sich, Herr, setzen Sie sich!"

Der Offizier gehorchte und es trat eine Pause ein, während welcher der Kaiser gedankenvoll vor sich hinblickte. Endlich begann er, kalt und zerstreut dem Anschein nach: „Der Großmarschall hat mir angezeigt, daß Sie aus Frankreich kämen!"

„So ist es, Sire!" entgegnete Dombideau.

„Und was gedenken Sie hier zu machen?" fragte Napoleon.

„Sire, ich komme, Ihnen meine Dienste anzubieten," entgegnete der Offizier sehr schüchtern; „meine Haltung im Jahre 1814 —"

„Ich zweifle nicht," unterbrach Napoleon etwas barsch, „daß Sie ein guter Offizier sind, allein die Offiziere, welche ich hier bei mir habe, sind schon so zahlreich, daß ich in der That nicht weiß, wie ich etwas für Sie thun könnte, indessen könnte man sehen. Sie sind, wie es scheint, mit Herrn von Lavalette bekannt und mit dem Herzoge von Bassano?"

„So ist es, Sire!"

„Hat er Ihnen einen Brief für mich gegeben?" fragte der Kaiser hastig.

„Nein, Sire!"

„So hat auch er mich vergessen, wie alle die andern, ich habe von ihm kein Wort gehört, seit ich hier bin!" Napoleon sagte das mehr traurig und ärgerlich, als zornig.

„Sire," rief jetzt der Offizier erregt, „der Herzog von Bassano hat nicht aufgehört ein Muster zu sein in der Anhänglichkeit und Hingebung, welche alle wahren Franzosen für Eure Majestät bewahrt haben."

„Was? man denkt also noch an mich in Frankreich?"

Napoleon affectirte eine Art von Verachtung, als er das sagte.

„Frankreich wird Sie niemals vergessen, Sire, niemals!" rief Dombideau.

„Niemals? das ist lange," versetzte Napoleon, „indessen die Franzosen haben einen andern Souverain, und ihr Glück und ihre Ruhe verlangen, daß sie nur an ihn und keinen andern denken!"

Der Oberstlieutenant senkte den Kopf, das hatte er nicht erwartet.

„Was denkt man in Frankreich von mir?" fragte Napoleon weiter.

„Man beklagt sich mehr als Ew. Majestät!" entgegnete der Gefragte kleinlaut.

„Man erzählt in Frankreich allerlei Geschichten von mir," fuhr der Kaiser fort, „bald sagt man, ich sei verrückt geworden, bald erklärt man mich für krank; nun Sie können sich überzeugt haben, daß ich keines von beiden bin. Man spricht davon, mich von hier fort nach Malta oder nach der Insel Saint Helena zu bringen. Man wird es nicht wagen, ich habe hier Tapfre genug. Aber ich kann nicht glauben, daß sich Europa so entehren könnte, sich gegen einen einzelnen Mann zu bewaffnen, der nichts mehr von ihm will. Kaiser Alexander liebt den Ruhm viel zu sehr, als daß er seine Einwilligung zu einem solchen Attentat geben könnte. Man hat mir die Insel Elba durch einen feierlichen Tractat gesichert und garantirt, ich bin hier bei mir, wehe dem, der mich anzugreifen wagen sollte. Haben Sie in der großen Armee gedient?"

„Ja, Sire," entgegnete der Oberstlieutenant, „ich hatte das Glück, mich unter den Augen Ew. Majestät auszuzeichnen in der Ebene der Champagne, Ew. Majestät waren damals so gnädig gegen mich, daß ich der festen Ueberzeugung war, Sie würden mich wieder erkennen."

„Ich glaubte Sie wirklich wieder zu erkennen, aber die Erinnerung ist nur undeutlich, helfen Sie mir doch!"

„Marschall Ney," kam der Offizier dem Gedächtniß seines Feldherrn etwas beschämt zu Hülfe, „präsentirte mich Ew. Majestät und nannte mich den unerschrockenen Dombideau, Ew. Majestät gaben mir selbst die Decoration —"

„Ja, bei Arcis," rief Napoleon, dem die Erinnerung jetzt kam; „ja, Sie sind ein Mann von Energie, ich erkenne Sie, und nun sagen Sie mir, was machen die Bourbons, was meint Frankreich zu ihrer Regierung?"

Es war ein ganz anderer Ton, in welchem Napoleon jetzt sprach, sein Mißtrauen war in der That etwas beseitigt, aber noch nicht ganz.

„Sire, die Bourbonen haben den Erwartungen der Franzosen nicht entsprochen und die Zahl der Unzufriedenen wird mit jedem Tage größer."

Der junge Offizier, ohne es zu wissen, hatte den einzigen triftigen Grund ausgesprochen, den man für die Unzufriedenheit der Franzosen

mit der königlichen Regierung von 1814 und ihren beispiellosen Abfall von derselben angeben kann. Die Bourbonen hatten den Erwartungen der Franzosen nicht entsprochen! Gut, aber was erwarteten denn diese Franzosen in ihrer erquicklichen Bescheidenheit? Haben danach auch wohl die weisen Schriftsteller der Revolutionspartei, die sofort bereit sind, den Stab zu brechen über das bourbonische Königthum und die Unfähigkeit seiner Diener, haben sie danach wohl auch gefragt?

Das scheint ihnen niemals eingefallen zu sein.

Nun, die Franzosen verlangten von dem Königthum, das ihnen durch Gottes Gnade wieder geschenkt war, nur eine Kleinigkeit, es sollte in aller Kürze alle die moralischen und materiellen Schäden heilen, welche eine furchtbare Revolution und ein revolutionäres Kaiserthum bei ihnen angerichtet hatte, und zur Lösung dieser Aufgabe ließ man dem Königthum kein volles Jahr, sondern nur einige Monate Zeit.

Das spricht wohl für sich selbst, es bedarf gar keiner weitern Ausführung, daß die Franzosen Unmöglichkeiten verlangten und dann unzufrieden wurden, Viele aber verlangten auch nur darum Unmöglichkeiten, um unzufrieden sein zu können. Die Eigenthümlichkeit des französischen Volkes und der Parteihaß machen das Raisonnement über die Unfähigkeit der ersten Restauration erklärlich, wie aber spätere Schriftsteller so gewissenlos, denn selbst eine sehr stark betonte Unwissenheit kann sie nicht entschuldigen, dieses Urtheil haben nachschreiben können, das ist unerklärlich!

Damit soll gar nicht gesagt sein, daß die Bourbonen und ihre Diener keine Fehler gemacht hätten, mehr als genug Fehler, um das Schicksal verdient zu haben, das sie traf, aber die Fehler, die das Königthum beging, hat es gegen sich selbst, gegen sein Princip und gegen seine Anhänger, nicht gegen die Unzufriedenen begangen; die Fehler, die von jener Seite mit Recht getadelt wurden, waren unbedeutend und unter den gegebenen Verhältnissen meist unvermeidlich. Nicht die Liberalen und Bonapartisten hatten ein Recht, sich über das Königthum zu beklagen, sondern die eigentlichen Royalisten. Ludwig XVIII. machte den Fehler, daß er die Revolution und den Liberalismus mit dem Königsthron und der Legitimität versöhnen wollte, und seine Staatsmänner müheten sich um dieses Problem eben so vergebens, wie der Mathematiker um die Quadratur des Cirkels. Solches Bemühen aber war ein schwerer Fehler, der sich rächen mußte, denn die wahren Stützen des Königthums wurden dadurch untergraben, die rechten Royalisten entweder verletzt oder verführt und die Revolutionäre doch nicht gewonnen, denn sie mußten doch immer mit den Royalisten theilen, was sie in Republik und Kaiserthum allein besessen.

Das Hauptübel lag darin, daß die Franzosen in ihrer Masse noch immer nicht begriffen hatten, welcher Segen für ein Volk eine eigene Dynastie ist. Die Dynastie ist der höchste und erhabenste Ausdruck der

Volkspersönlichkeit; wohl dem Volke, das sich in seiner Dynastie selbst sieht und fühlt! Leider vermögen das nicht alle Völker, einige vermögen es nicht mehr, andere haben es noch nicht vermocht, eine Dynastie zu erzeugen, noch andere werden es nie können und nie im Stande sein, den letzten höchsten Ausdruck für ihre Persönlichkeit zu finden. Da liegt ein Hauptpfand für die Zukunft der deutschen Stämme, sie haben eigene Dynastieen, die deutschen Stämme vermögen noch Dynastieen zu zeugen, zu tragen, den letzten höchsten Ausdruck für ihre Volkspersönlichkeit zu finden.

Möge ein solches Pfand recht theuer gewahrt werden, es ist der köstlichsten Güter Eines, die ein Volk besitzt. Man blicke auf die Völker, die es nicht mehr haben! Mit Ausnahme des Königs von Sardinien sitzt auf keinem italischen Throne ein italienischer Fürst; das älteste Culturvolk Europa's vermag in keiner Dynastie mehr einen Ausdruck zu finden, aber es fühlt noch instinctmäßig, wo es seine Dynastie zu suchen hat; das ist der Grund der Sympathieen, der wahren berechtigten Sympathieen der Italiener für das Königthum Victor Emanuel's, nicht die liberalen Experimente seiner Cavoure und Ratazzi's, diese können Italien nur um seine letzte nationale Dynastie bringen. Frankreich hat sich um seine eigene Dynastie muthwillig, möchte man sagen, gebracht. Jetzt hat es gar keine Dynastie, denn der Bürgerkaiser Louis Napoleon ist eine Person, aber keine Dynastie, er ist es eben so wenig, als es der Bürgerkönig Louis Philippe war; der Bürgerkaiser ist nur ein potenzirter Bürgerkönig, so mächtig und bedeutend auch seine Persönlichkeit sein mag. In Spanien herrschen französische Bourbonen und auf den nationalen Stamm der portugiesischen Braganzer hat man ein deutsches Reis gepfropft. In Rußland, Dänemark und Niederland herrschen deutsche Dynastieen, die sich nach und nach zwar nationalisirt haben, aber es ist doch nicht ganz dasselbe. Die Bernadotten in Schweden, der Baierfürst in Griechenland, sie bilden noch lange keine nationale Dynastie, ja selbst das mächtige England hat es nicht vermocht, eine eigene Dynastie zu zeugen, das vermag nur noch das deutsche Volk, und darin liegt mit die Gewähr seiner Zukunft.

Napoleon verstand davon zwar nichts, aber auch er hatte eine dunkle Ahnung, denn es war in diesem Gefühl, daß er den Völkern, die er besiegte, ihre eigenen oder wenigstens ihre legitimen Dynastieen nahm und seine Brüder an deren Stelle setzte; schwerlich wußte er selbst, was er that, aber instinctmäßig bestrebte er sich, alle Throne, die einen andern Rechtsboden hatten, umzuwerfen und an ihrer Stelle neue aufzurichten, welche mit dem seinen auf dem gleichen Boden der Willkür und der Gewalt standen. Das Ungleichartige zwischen ihm und den legitimen Fürsten lag meist nicht in den Persönlichkeiten, leider dachten Viele eben so Napoleonisch wie er, es lag in dem andern Grund und Boden, auf dem ihre Throne standen; der Gegensatz aber, der daraus hervorging, ließ

und läßt sich nie vermitteln, sondern er muß vernichtet werden; darum sind zwischen legitimen Dynastieen und usurpatorischen Herrschern nur Waffenstillstände möglich, dauernder Frieden nicht.

Doch genug; wir befinden uns auf der Insel Elba, in den letzten Februartagen des Jahres 1815.

Napoleon schwieg nach der letzten Antwort des jungen Offiziers eine ziemliche Weile; offenbar kämpfte er immer noch mit einem gewissen Mißtrauen; endlich brach er sein Schweigen wieder und fragte beinahe schmeichelnden Tones: „Hat Ihnen Maret wirklich keinen Brief für mich mitgegeben?“

„Nein, Sire,“ entgegnete Dombideau, „er fürchtete, ein Brief könnte mir entrissen werden, in falsche Hände fallen; da der Herzog von Bassano sich aber denken konnte, daß Ew. Majestät vorsichtig sein und mir nicht gleich trauen würden, so hat er mir einige Umstände mitgetheilt, die nur Ew. Majestät und ihm bekannt sind; daran, Sire, mögen Sie erkennen, daß Sie mir Vertrauen schenken können.“

„Und was sind das für Umstände?“ fragte Napoleon, sich begierig vorwärts beugend.

„Ich weiß, was Ew. Majestät zu Maret gesagt haben nach der letzten Unterredung mit dem Papst zu Fontainebleau und die Antwort des Herzogs von Bassano.“

„Lassen Sie sehen!“

Napolean war in großer Aufregung, die er auch gar nicht zu verbergen sich bemühte.

„Ew. Majestät sagten,“ flüsterte der Offizier, „Maret, ich habe einen großen Fehler gemacht; ich hätte im Jahre 1798 Protestant werden sollen, der großen Masse wäre damals jede Confession recht gewesen, und in den Protestanten hätte ich eine zuverlässige Stütze gehabt“ —

„Gut, gut,“ rief Napoleon, „und was antwortete mir Maret?“

„Sire, der Herzog von Bassano antwortete Ihnen, die katholischen Erinnerungen wären zu mächtig in Frankreich; die Franzosen würden viel eher einen atheistischen Herrscher sich gefallen lassen, als einen hugenottischen, aber Ew. Majestät hätten sich zu dem Papst stellen können, wie der russische Czar zu dem Patriarchen von Constantinopel, die Salbung durch den Papst bei der Krönung sei ein wirklicher Fehler gewesen.“

„Das genügt, genügt vollkommen,“ rief Napoleon, „Maret hat Recht, die Salbung war ein Fehler; doch warum fingen Sie nicht damit an, mir das zu sagen, Sie haben mich um eine Viertelstunde gebracht, wissen Sie?“

Napoleon sagte das so drohend, daß der Offizier in große Verlegenheit gerieth, Napoleon beschwichtigte ihn indessen bald, indem er sagte: „Nun, nun, beruhigen Sie sich, und nun erzählen Sie mir von Frankreich.“

Der Offizier nahm sich zusammen und entwarf nun ein Gemälde von der Situation, das eben so traurig als wahrhaft war und nur

darum unrichtig, weil den Bourbonen die Schuld dieser allgemeinen Unzufriedenheit kurzweg gegeben wurde, obwohl Napoleon der eigentlich Schuldige war.

Der Kaiser hatte den jungen Mann mehrfach unterbrochen schon während seiner Schilderung, plötzlich aber bemächtigte er sich des Wortes ganz und fuhr in seiner brusquen und ungerechten Manier los: „Diese Bourbons! ich hätte nicht abgedankt, wenn ich das gewußt hätte, aber ich glaubte, das Unglück habe sie gebessert und belehrt. Ich glaubte, der König werde sich populär machen durch Wohlthaten aller Art, aber seit er den Boden Frankreichs betreten, hat er nichts als Sottisen begangen. Sein Tractat vom 23. April hat mich indignirt; durch einen Federzug hat Frankreich Belgien verloren und alle Besitzungen, die es seit der Revolution hatte —"

Napoleon vergaß, daß er alle diese Eroberungen selbst verloren hatte im Kriege; er vergaß, daß diese Länder, auf die Frankreich nur den Rechtstitel der Eroberung hatte, daß diese ihm nach demselben Recht wieder genommen wurden; und beinah albern war es, daß Ludwig XVIII., der über kein Bataillon verfügen konnte, mit der Feder Frankreich Provinzen erhalten sollte, die Napoleon mit seinem Feldherrngenie und Hunderttausenden nicht zu schützen vermochte. Aber er redete sich nach seiner Weise in eine wahre Wuth hinein: „Talleyrand," schrie er, „hat die Bourbonen zu dieser Infamie verleitet; er hat sich dazu durch Geld erkaufen lassen. Unter solchen Bedingungen kann man leicht Frieden schließen. Wenn ich gewollt hätte den Ruin Frankreichs unterschreiben, so säßen sie heute nicht auf meinem Throne, aber ich hätte mir lieber die Hand abhacken lassen. Ich verzichtete lieber auf einen Thron, als daß ich ihn mir erhalten hätte auf Kosten der Ehre Frankreichs!"

Es war in alledem, was Napoleon sagte, eine solche Mißkennung der Wahrheit, eine solche Mißachtung der Geschichte, daß er eine solche Sprache nur einem so begeisterten Anhänger gegenüber, wie der junge Offizier war, wagen konnte. Es war dieselbe Sprache, die er in seinen Manifesten und Bülletins sprach, nach deren Wortlaut man freilich annehmen mußte, daß er darin stets nur zu seinen enthusiastischen Verehrern gesprochen, zweitens aber auch, daß diese enthusiastischen Verehrer sämmtlich Narren und Unwissende gewesen. Aber Napoleon war nicht so thöricht, das zu glauben, er wußte sehr gut, warum er diese Sprache sprach, er richtete seine Worte stets an die Masse, und man kann sich die Masse nie dumm und verkehrt genug denken; in der Masse werden selbst die gescheutesten Menschen auf längere oder kürzere Zeit zu Schwachköpfen; die Verkehrtheit, die in der Masse liegt, ist überwältigend für jeden Einzelnen. Darin liegt der Fehler der Demagogen, daß sie zu allen Zeiten das Volk mit der Masse verwechselt haben, daß sie der Masse die Attribute des Volkes beilegen. Die Liberalen machen diesen Fehler mit ihren Kopfzahlwahlen noch heute. Das Volk ist eine sitt-

liche Gliederung, ein lebendiger Körper, für den jedes Glied eine innere Nothwendigkeit ist, an dem kein Organ leiden kann, ohne die übrigen Theile des Organismus in Mitleidenschaft zu ziehen; die Masse aber ist ein tausendmäuliges Ungeheuer, das nur den gröbsten Impulsen, der drohenden Gewalt, der dicken Schmeichelei, der klingenden Phrase und der gemeinen Lockung folgt. Napoleon hat das Volk nie anders gekannt, als in der Mißgestalt der Masse, und für diese Masse redete er die passende Sprache. Aber er hatte sich diese Sprache so angewöhnt, daß er bald gar keine andere mehr zu reden wußte. Es ging ihm wie gewissen modernen Schauspielern, die sich selbst so lieben und so hoch schätzen, daß sie in jeder Rolle nicht die Schöpfung des Dichters, sondern nur sich selbst geben, und höchstens noch eine Figur glücklich darzustellen vermögen, die ihrem eigenen liebenswürdigen „Ich" recht ähnlich ist.

Napoleon hatte immer die Masse vor sich, die er für das Volk hielt, er spielte eben seine Rolle.

„Man hat mich wie einen armseligen Verrückten geschildert," fuhr Napoleon fort, „der immer lüstern ist nach Menschenfleisch, der nach Blut lechzt; das paßte ihnen, denn wenn man einen Hund tödten will, so muß man die Leute glauben machen, er sei toll! Ha! ich werde ganz Europa von dem in Kenntniß setzen, was auf dem Congreß zu Chatillon geschehen ist, ich werde diese Engländer, diese Russen und diese Preußen demaskiren. Europa wird dann entscheiden, ob ich der war, der nach Blut dürstete. Wahrlich, wenn ich so fanatische Lust am Kriege gehabt hätte, so brauchte ich mich ja nur hinter die Loire zu werfen, da konnte ich einen Parteigängerkrieg ohne Gleichen führen, meine Soldaten machten die Alliirten zittern, noch als dieselben schon zu Paris waren. Aber ich hatte dies Blutvergießen satt. Die Alliirten boten mir Italien für meine Abdankung, ich schlug Italien aus, man darf nirgendwo sonst herrschen, wenn man der Herrscher Frankreichs gewesen. Ich wählte diese Insel. Ich wählte sie mit Absicht. Von dieser Insel aus konnte ich Frankreich und die Bourbonen bewachen. Ich habe Alles, was ich gethan habe, stets nur für Frankreich gethan. Nicht für mich, nein, nur für Frankreich führte ich Krieg. Mein Ruhm ist groß genug, mein Name wird eben so lange auf Erden leben, wie der Name Gottes!"

Der Kaiser war aufgesprungen und hatte die letzten Sätze der maßlosesten Selbstüberhebung, in denen er aber zugleich auch die Pläne enthüllte, die er seit seiner Abdankung gehegt, gesprochen, indem er lebhaft bewegt auf und ab schritt. Nach einer kurzen Pause blieb er vor dem Offizier, der sich gleichfalls erhoben hatte und mit höchster Bewunderung seinen vergötterten Kaiser declamiren hörte, stehen und fragte: „Meine Generale, gehen sie an den Hof? Sie müssen da eine klägliche Figur spielen?"

„Ja, Sire!" rief der Offizier, „sie sind empört, daß ihnen dort Leute vorgezogen werden, welche nie Kanonendonner gehört haben."

Es war wahrhaftig nicht die Schuld, sondern die Ehre der Legitimisten, daß sie die Schlachten des Kaiserthums nicht mitgemacht, nur eine der unsinnigsten Parteiverblendungen konnte von den Bourbonen verlangen, daß sie noch mehr, als es geschah, Bonapartisten ihren getreuen Anhängern vorziehen sollten.

„Ich habe die Emigranten nach Frankreich zurückgerufen," zürnte Napoleon, „ohne mich wären sie im Auslande verhungert, ich habe damit einen Fehler gemacht, einen großen Fehler, aber damals hatte ich den Plan, ganz Europa zu versöhnen mit Frankreich und die Aera der Revolutionen zu schließen. Meine Liebe zum Frieden und zur Versöhnung hat mir diesen Streich gespielt! Und was sagen meine Soldaten!"

„Die Soldaten, Sire!" erwiederte Dombideau, „unterhalten sich ohne Aufhören von Ihren unsterblichen Siegen. Sie sprechen den Namen Napoleon nie ohne Bewunderung und Schmerz aus. Wenn ihnen die Prinzen Geld geben, so trinken sie dafür die Gesundheit des Kaisers, und nöthigt man sie zu rufen: es lebe der König! so setzten sie leise hinzu: es lebe der König von Rom!"

„Sie lieben mich also noch?" fragte Napoleon lächelnd.

„Mehr als je, Sire," rief der Offizier, „sie behaupten, nur der schwärzeste Verrath habe den Kaiserthron gestürzt."

„Sie haben Recht, Sie haben Recht," entgegnete Napoleon lebhaft, „es ist eine Genugthuung für mich, von Ihnen, mein Herr, zu hören, daß die Situation Frankreichs so ist, wie ich sie mir gedacht habe. Die Dynastie der Bourbonen ist nicht mehr fähig zu regieren, ihre Regierung mag gut sein für Pfaffen und Junker und alte Gräfinnen, sie taugt nichts für das gegenwärtige Geschlecht, die Armee wird niemals wieder königlich sein, nur mit mir findet die Armee Genugthuung, Rache, Siege, mit den Bourbonen kann sie nur Niederlagen finden; die Könige herrschen nur durch Liebe oder durch Furcht, die Bourbonen aber liebt Niemand und Niemand fürchtet sie; sie stürzen selbst ihren Thron, aber sie werden sich doch noch lange halten, denn Frankreich weiß nicht zu conspiriren."

Napoleon hatte diese letzten Worte sehr langsam gesprochen; er warf einen ächt italienisch-corsischen Blick auf den Offizier, dann setzte er seinen Gang auf und ab im Zimmer fort. Immer anscheinend mit sich selbst mehr als mit Dombideau sprechend, declamirte er weiter gegen die Bourbonen und gegen die Alliirten, dazwischen aber that er eine Menge scheinbar ganz unbedeutender Fragen, die aber alle auf einen bestimmten Zweck hindeuteten. Der Offizier wußte trefflich Bescheid, die Leute, welche ihn gesandt, hatten in ihm ein treffliches Werkzeug gefunden. Er war wie ein Lexicon, der Kaiser brauchte es nur aufzuschlagen, um

Alles zu finden, was er wünschte. Plötzlich fragte derselbe direct: „Was würde man thun, wenn man die Bourbonen vertrieben hätte? Würde man die Republik wieder herstellen?"

„Die Republik? Sire, Niemand denkt an die Republik," entgegnete Dombideau, „vielleicht würde man eine Regentschaft proclamiren!"

„Eine Regentschaft," rief Bonaparte, sichtlich auf's unangenehmste überrascht, „eine Regentschaft, und warum eine Regentschaft, Monsieur? Bin ich denn todt?"

„Sire," stammelte der Offizier erschrocken, „Ihre Abwesenheit!"

„Meine Abwesenheit, was thut meine Abwesenheit dabei, in zwei Tagen bin ich in Frankreich, wenn mich das französische Volk ruft — glauben Sie, daß ich gut daran thäte, jetzt nach Frankreich zu kommen?"

Napoleon sah den jungen Mann mit flammenden Blicken an.

„Sire, ich bin, ich weiß" — Dombideau war so bestürzt, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Das ist nichts," zürnte der Kaiser, „ja oder nein, antworten Sie!"

„Nun denn," rief der Offizier, „ja, ja!"

„Was sagt Maret?" fragte Napoleon zufrieden.

„Der Herzog von Bassano," erwiederte der Gefragte, sich seiner Lection erinnernd, „der diese Frage vorausgesehen, sagte mir: „„Sie werden dem Kaiser sagen, daß ich es nicht auf mich nehme, eine solche Frage allein zu entscheiden, daß er aber Folgendes als positiv annehmen könne: die Regierung hat keinen Fuß breit Boden, weder im Volk noch in der Armee, das Mißvergnügen hat den höchsten Grad erreicht, die Regierung kann sich nicht mehr halten, der Kaiser ist der Gegenstand aller Wünsche der Nation, der Kaiser wird in seiner Weisheit selbst entscheiden, was er unter diesen Umständen zu thun hat."" Das, Sire, ist es, Wort für Wort, was mir der Herzog von Bassano gesagt hat."

Der Kaiser wurde nachdenklich, erst nach einer langen Pause der Ueberlegung sagte er: „Ich werde mir das überlegen, ich behalte Sie bei mir, kommen Sie morgen um eilf Uhr wieder."

Damit entließ er ihn.

Der junge Offizier wurde beim Heraustreten aus dem Cabinet des Kaisers von dem Großmarschall empfangen, der ihn zu seiner Gemahlin führte, dort fand er eine Menge Leute, die alle begierig waren, etwas von Frankreich zu hören. Er erzählte und plauderte; aber obgleich die ernste Unterredung, die er gehabt, immer wie ein mahnendes Gespenst hinter ihm stand, so hatte er doch keine Ahnung von dem Entschluß, den er zur Reife gebracht in der stürmischen Seele des verbannten Imperators.

Am folgenden Tage hatte er noch eine Unterredung mit dem Kaiser, aus welcher er schließen mußte, daß Napoleon in diesem Augenblicke wenigstens nicht daran denke, nach Frankreich zurückzukehren, wohl aber, daß er die Absicht habe, kurz, daß er in späterer Zeit diesen Schritt

thun werde, denn er verabredete eine Chiffre und eine Correspondenz sehr genau und bis in's geringste Detail mit ihm. Mit diesen Gedanken reiste der Offizier ab nach der Küste Italiens zurück.

Kaum aber waren seit seiner Abreise einige Stunden verflossen, als die Insel Elba plötzlich ein ganz anderes Ansehen bekam, Estafetten, Ordres, Contreordres gingen und kamen von Longone nach Porto Ferrajo und umgekehrt — die ganze Insel wurde zum kaiserlichen Hauptquartier, Napoleon gab sich der lange entbehrten Thätigkeit mit einem brennenden Eifer hin.

Am sechsundzwanzigsten Februar um ein Uhr erhielten die Garden und die Offiziere des Hauses den Befehl, sich reisefertig zu halten.

Ein nicht endendes Vive l'empereur! erscholl, die Repräsentanten der alten Schlachtenbanden jubelten dem Kampf entgegen, die ganze Bevölkerung der Insel gerieth in Bewegung, alle Welt glaubte, daß Napoleon Elba verlasse, um sich nach Neapel zu begeben, wo sein Schwager Murat noch auf dem wankenden Throne saß. Niemand hegte den Gedanken, daß Napoleon es wagen könne, nach Frankreich zu gehen.

Um acht Uhr Abends donnerte der Kanonenschuß, der das Zeichen zur Einschiffung gab, die Trommeln wirbelten und unter rauschender Musik bestiegen die Franzosen die Fahrzeuge. Es waren die Brigg „l'Inconstant", sie trug 26 Kanonen und 400 Mann Garde-Grenadiers, und sechs kleine Fahrzeuge, bemannt mit 200 Mann Infanterie, 200 corsischen Chasseurs und etwa 100 polnischen Chevaurlegers. Dem äußern Anblick nach waren sämmtliche Schiffe Handelsfahrzeuge.

Der Kaiser kam an Bord mit dem Grafen Bertrand, dessen Augen in Hoffnung funkelten, General Drouot war ernst, General Cambronne schien nur mit seinem Dienst beschäftigt.

Napoleon scherzte mit den Grenadieren, er zupfte sie an den Schnurrbärten und trieb jene Schäfereien mit ihnen, die sie so liebten; plötzlich rief er: „Grenadiers, wir gehen nach Frankreich, nach Paris!"

In allen Gesichtern leuchtete ein helleres Roth auf: „vive la France! vive la France!"

Hinaus in die Nacht, in den schweigenden Ocean schwamm das Schiff, das den Cäsar führte und sein Glück.

Aber der Wind legte sich; bei Anbruch des Tages hatte die Flotte erst wenige Meilen zurückgelegt, die Gefahr für das Unternehmen war groß, denn das Meer war mit französischen und englischen Kreuzern bedeckt.

Gegen Mittag frischte der Wind ein wenig auf, um vier Uhr war die Escadre auf den Höhen von Livorno.

Um fünf Uhr bemerkte man eine Corvette der königlichen Marine, nun wurde Alles verborgen, was die Anwesenheit von Truppen am Bord des „Inconstant" verrathen konnte; um sechs Uhr war der „Zephyr", Capitain Andrieur, auf dem Lee des „Inconstant".

Capitain Andrieux rief das ihm bekannte Schiff durch das Sprachrohr an und fragte, wie sich der Kaiser befinde.

Napoleon antwortete ihm selbst durch das Sprachrohr, daß sich der Kaiser vortrefflich befinde.

So entrann er der Gefahr.

In der Nacht segelten die Schiffe mit frischem Winde und am folgenden Tage lag Frankreichs Küste vor ihnen.

Mit lautem Jubelruf begrüßten sie die Soldaten, Napoleon aber ließ die Flaggen und Cocarden, die weißen mit dem amaranthenfarbenen Balken und den Bienen, ablegen und die alte Tricolore wehete wieder über ihren alten Trägern.

Sechstes Capitel.

Hannibal ante portas!

„Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut!"
(Schiller.)

Das für die Nerven des Gesunden so beängstigende Dämmerlicht, sowie die eigenthümliche Atmosphäre der Krankenstube, quälten den Baron von Raucourt, der an dem Bette des Vicomte Alexis von Noailles saß, fast noch mehr, als die einzelnen Blicke, welche der Priester-Diplomat von Zeit zu Zeit auf ihn abschoß; Noailles blickte dem Baron nicht forschend in's Gesicht, er fixirte ihn nicht, nein, er sah ihn kaum an; von Zeit zu Zeit nur schnellte er gleichsam einen funkelnden Blick wie einen Pfeil aus seinen dunkeln Augen nach dem Gesicht des Barons, der sich ihm gegenüber in dem Nachtheil befand, vortragend reden zu müssen, während er nicht im Stande war, die Züge des Vicomte zu erkennen bei dem gedämpften Licht der Lampe, welche auf dem kleinen Nachttisch am Bette des Kranken stand.

Innerlich verwünschte er den Gichtanfall des Vicomte, der ihn in diese fatale Situation versetzte, und er würde denselben wahrscheinlich für eine Kriegslist des Zöglings der clericalen Diplomatie Italiens, welche solche kleine Hülfen liebt, gehalten haben, hätte er nicht von Zeit zu Zeit jenes unterdrückte Schmerzensgestöhn und jene schwere Respiration vernommen, die er bei den Gichtanfällen, welche seinen Oheim, den Grafen Raucourt, heimsuchten, zur Genüge kennen gelernt hatte.

Er glaubte wider seinen Willen beinahe an die Aechtheit des Gichtanfalls, der den Vicomte betroffen, aber er war fest überzeugt, daß der Vicomte auch diesen Zufall so gut als möglich benutzen werde,

um in seiner Seele zu lesen. Da in seiner Seele aber so Manches stand, was er nicht für gut hielt, zur Kenntniß Anderer kommen zu lassen, so war er auf seiner Hut und hielt sich in einer Reserve, die er durch seine Theilnahme an dem Leiden des Kranken mit eben so viel Glück als Geschick maskirte.

„Also auch in dieser kleinen Frage hat dieser Mensch, wie in allen großen, nicht nur gegen den Willen des Königs, sondern auch gegen den klaren Vortheil Frankreichs gehandelt?" sprach der Vicomte leise.

„Den Willen Sr. Majestät zu kennen habe ich nicht die Ehre," entgegnete der Baron, „jedenfalls aber stimmte derselbe mit dem Vortheil Frankreichs überein, indessen scheint Herr von Talleyrand anderer Ansicht zu sein!"

„Jetzt, da er vom Könige von Sachsen drei Millionen genommen, ist er freilich anderer Ansicht," stöhnte Noailles; „Preußen wird Sachsen über kurz oder lang doch bekommen, der König, unser Herr, wollte Preußen unterstützt wissen in seinen Ansprüchen auf Sachsen. Der König von Sachsen sollte am Rhein entschädigt werden, in diesem Falle blieb uns Landau; Koblenz und die anderen Festungen kamen an einen kleinen befreundeten Staat, der, zwischen Frankreich und Preußen gestellt, einen Zusammenstoß hinderte. Für die drei Millionen sächsische Thaler will Herr von Talleyrand die Schlüssel Frankreichs an die Nachfolger Friedrichs des Großen ausliefern. Es ist empörend!"

Da der Vicomte schwieg, so nahm der Baron das Wort wieder und sagte: „Der Nachtheil, der für Frankreich aus dieser Politik hervorgeht, ist noch größer; ich höre, daß Herr von Talleyrand entschlossen ist, die Einwilligung Rußlands zu diesem Arrangement durch die Uebergabe von ganz Polen an Rußland zu erkaufen!"

Der Vicomte krümmte sich auf seinem Schmerzenslager; „er zerstört," seufzte er, „das letzte Hemmniß für die moskowitische Macht; Bonaparte, dem es klar werden mußte, daß die Polen Frankreichs natürliche Verbündete sind, hat sie getäuscht und betrogen. Der König wünschte den Polen zu zeigen, daß er sich besser auf den wahren Vortheil Frankreichs verstehe, als der Usurpator, er wollte den Rest einer polnischen Selbstständigkeit retten; Herr von Talleyrand aber schenkt Polen an Rußland, damit Preußen den Schlüssel zu Frankreich bekomme; das nennt man Politik!"

„In einem Punkt," fuhr der Baron fort, „hat aber Herr von Talleyrand des Königs Wünsche erfüllt; er hat sich endlich für die Restauration der Bourbonen in Neapel ausgesprochen, dieselbe ist beschlossen; Herr Murat wird nur noch hingehalten."

„Ja," versetzte der Vicomte bitter, „er hat das Fürstenthum Benevent an den König von Sicilien verkauft für einen ungeheueren Preis, und warum sollte er auch nicht? der Bediente Bonapartes hat seinen Herrn verlassen, er verkauft nun auch dessen Livrée, er nennt sich schon

lange nicht mehr Fürst von Benevent, abgelegt hat er die Livrée, die er jetzt verkauft, schon früher."

„Frankreich verlor durch ihn so viel," zürnte der Baron aufrichtig, „er darf aber nichts verlieren!"

„Und nicht ein Mal mit diesem kleinen Fürstenthum Monaco," seufzte der Vicomte, „soll der König seinen Willen haben, weil es der Marquis von Grimaldi in gerechtem Stolz verschmäht, Herrn von Talleyrand zu bitten und Geld zu bieten für das ihm rechtmäßig zustehende Erbe; Valentinois hat den Vortheil benutzt."

„Wir sind nicht sehr glücklich hier in Wien, mein Herr Vicomte, es ist —"

In dem Augenblicke wurde das Gespräch der beiden Herren unterbrochen, es trat ein Diener ein, der die Thüre leise hinter sich schloß und dann mit geräuschlosen Schritten über den weichen Teppich glitt und sich dem Bett des Vicomte mit einem Gesicht näherte, auf welchem sich die höchste Aengstlichkeit zeigte.

Noailles hatte sich durch das unerwartete Erscheinen seines Dieners förmlich erschreckt aufgerichtet und blickte ihn mit zornigem Blick an, gleich darauf aber sank er schmerzlich stöhnend in die Kissen zurück.

Der Diener sprach kein Wort, aber er trat dicht an das Bette seines Herrn und steckte demselben hastig etwas in die Hand, dann erst flüsterte er leise: „Verzeihung, höchst dringend!"

Das scharfe Ohr Raucourts vernahm, daß der Vicomte ein Papier in seinen schmerzzuckenden Händen knitterte, er vernahm den leisen Ausruf der Ueberraschung, der dem Vicomte entfuhr, und erhub sich rasch.

„Bleiben Sie, Baron," rief der Vicomte, „ich bitte, mein Gott! warum bin ich so schwach! Besorgen Sie sogleich das Kohlenbecken, Fortanes," befahl er dann dem Diener, der sofort verschwand.

„Herr Baron," nahm Noailles das Wort, als sich der Diener entfernt hatte, „ich habe hier einen Brief von höchster Wichtigkeit, ich erkenne das an der Form; er ist mit Citronensaft geschrieben, er muß also über Feuer gehalten werden; ich bin nicht im Stande, mich zu erheben, ich muß auf der Stelle wissen, was er enthält, ich habe Niemanden im Augenblick hier, auf den ich mich verlassen kann, ich habe treue Diener, aber selbst der erprobtesten Treue darf ich vielleicht nicht anvertrauen, was dieses Couvert enthält; dagegen will ich mich auf das Wort eines französischen Edelmanns verlassen. Sie halten den Brief über das Kohlenfeuer und werfen keinen Blick darauf!"

Der Vicomte sagte das mit einer fieberhaften Hast und mit solcher Angst zugleich, daß der Baron, unwillkürlich ergriffen, sogleich antwortete: „Ich gebe mein Wort als französischer Edelmann!"

„So nehmen Sie den Brief und sagen Sie mir, ob das Siegel ganz unversehrt ist?"

Der Baron nahm den Brief; er sah, daß der Vicomte heftig zitterte.

„Das Siegel ist ganz unversehrt," sagte er, sich durch einen prüfenden Blick überzeugend, „das Wappen ist mir unbekannt."

Das Couvert dieses Briefes, ziemlich groß, war von einem groben, eigenthümlich grauen Papier.

„Lesen Sie die Aufschrift, ich bitte!" befahl der Kranke.

„An den Herrn Vicomte Alexis von Noailles. Wien." las der Baron.

„Bemerken Sie nichts Besonderes an der Aufschrift?" fragte der Vicomte in fieberhafter Aufregung.

„Nein!" entgegnete der Baron nach längerer Prüfung.

„Doch! Sehen Sie besser zu!". rief der Vicomte befehlend, „es muß sein!"

Es entstand eine Pause, während welcher der Baron die Aufschrift des Briefes eben so aufmerksam musterte, wie der Vicomte das Gesicht des Barons. Endlich zog ein leises Lächeln über die Züge Raucourt's.

„Sie haben es?" flüsterte der Vicomte, „Gott sei Dank!"

„Es ist hinter jedem Wort der Adresse ein kleiner Punkt!" sagte der Baron.

„Richtig," fuhr der Vicomte fort, „jetzt brechen Sie das Siegel, aber vorsichtig, unter dem Siegellack muß der Brief noch ein Mal mit Oblate gesiegelt sein; Sie müssen in dem Couvert einen Brief finden, mit Dinte geschrieben, so, ziehen Sie ihn vorsichtig heraus, ich bitte, entfalten Sie ihn über dem Tisch, leise!"

Der Baron that Alles genau, wie ihm der Vicomte vorschrieb, jetzt rief dieser: „Sehen Sie zu, Baron, ist nichts herausgefallen aus dem Brief? Sehen Sie genau zu!"

„Einige Körner Sand!" entgegnete der Baron.

„Gut, der Brief ist nicht geöffnet worden!" stöhnte der Vicomte, wie es schien erleichtert, dann sagte er, „der Brief, der nur auf der ersten Seite beschrieben ist, wird fingirte Handelsnachrichten enthalten, es lohnt nicht der Mühe, sie zu lesen, nehmen Sie das weiße Blatt, welches darin liegt und klingeln Sie, wenn Sie die Güte haben wollen."

Der Baron that schweigend wie ihm geheißen wurde.

Der Diener brachte das Kohlenfeuer und entfernte sich.

„Halten Sie das Blatt an die Gluth, nicht parallel, ich bitte!" Die Stimme des Vicomte erlosch fast ganz, er mußte etwas Ungeheures erwarten, seine Augen verließen den Baron nicht eine Secunde, der langsam das Blatt der Flamme nahe brachte und nicht darauf blickte, so weit das möglich war.

„Ich bitte!" rief der Vicomte hastig, er hatte die mit Citronensaft geschriebenen Buchstaben hervortreten sehen.

Der Baron reichte ihm das Blatt, schob den Tisch mit der Lampe nahe und trat discret einen Schritt zurück, er hatte nichts gelesen, er

hatte aber gesehen, daß der Brief nur eine einzige Zeile enthielt. Er mußte sich sagen, daß eine einzige Zeile mit dieser Vorsicht gesendet, eine ungeheuer wichtige Nachricht enthalten müsse; die Aufregung des Vicomte hatte ihn angesteckt, er blickte starr und mit pochenden Pulsen auf den Kranken, in dessen Hand das Papier knisterte; der einzige Laut in der tiefen Stille.

Der Vicomte hatte gelesen, starr lag er da, sein Gesicht war furchtbar entstellt, der Baron begann einen Schlaganfall zu fürchten, da sah er, wie der Vicomte die Lippen bewegte; er betete und er betete mehrere Minuten lang. Endlich sagte er mit leiser Stimme: „Baron, machen Sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, ich bin nicht im Stande, ein Glied zu rühren, nehmen Sie mir dieses Blatt aus der Hand und lesen Sie!"

Mit jedem Wort, das der Vicomte sprach, wurde seine Stimme fester.

Der Baron that, wie er verlangte und las: „Genua, den 28. Februar. Bonaparte hat Elba gestern verlassen, er ist nach Frankreich!"

Dem Baron war es als schlüge ein Blitzstrahl schmetternd vor ihm in die Erde, er taumelte fast, dann sich zusammennehmend rief er: „Es ist nicht möglich!"

„Fast unmöglich!" entgegnete der Vicomte lächelnd; „aber," setzte er ernst hinzu, „mir ist es verboten, an einer Mittheilung, die mir so gemacht wird, zu zweifeln!"

„Das ist Tollheit und Bonaparte ist verrückt geworden!" schrie der Baron außer sich.

„Der Mensch hat noch tollere Dinge schon gemacht," versetzte der Vicomte, dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Jetzt, Herr Baron, ersuche ich Sie im Namen Sr. Majestät des Königs, sich sofort zu dem russischen General Grafen Pozzo di Borgo zu begeben, ihm diese Nachricht mitzutheilen und ihm zu sagen, daß er sie nutzen und mich so bald als möglich aufsuchen möge. Lord Wellington wird diese Nachricht wahrscheinlich durch Lord Bentinck sehr bald auch erhalten, und ich will nicht, daß er sie mit Talleyrand in Gemeinschaft gegen Frankreich ausbeutet. Sie finden den Grafen Pozzo di Borgo auf der Burg, wie Sie wissen, werden lebende Bilder dargestellt in den Gemächern der Kaiserin von Oesterreich. Gehen Sie, eilen Sie, kein Wort!"

Halb träumend gehorchte der Baron, er ging, erst in seinem Wagen sammelte er sich wieder etwas; die Rückkehr Bonaparte's stellte seinen Neubau des Hauses Naucourt von Neuem in Frage; er sagte sich das gleich, nachdem er sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte. Er kannte ziemlich genau die Chancen, die Bonaparte hatte, er schätzte seine Aussichten ziemlich richtig und er kannte die Franzosen.

Er gelangte ungehindert bis in's Innere der kaiserlichen Hofburg, aber er machte keinen Versuch, bis in die Gemächer der Kaiserin zu

bringen, sondern begnügte sich, in dem Vorzimmer zu warten. Leicht hätte er einen Kämmerer der Kaiserin verlangen und durch ihn den Grafen Pozzo di Borgo herausbitten lassen können; aber er begriff, daß es nicht bekannt werden dürfe, von wem der russische General die Kunde erhalten. Er wartete, bis ein russischer General, der das Fest verlassen wollte, das Vorzimmer passirte, den trat er an und ließ durch ihn den Grafen Pozzo di Borgo zu sich bitten.

Der Russe war höflich und gefällig, und einige Minuten später trat der Korse, der Todfeind Napoleon's, in das Gemach; Raucourt führte ihn in eine Fensternische und sagte leise: „Der Vicomte von Noailles läßt Ew. Excellenz sagen, daß Bonaparte am siebenundzwanzigsten Februar die Insel Elba verlassen und sich nach Frankreich begeben hat!"

Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Korsen machte, war ein ganz anderer, als ihn Raucourt erwartet hatte. Gräf Pozzo di Borgo's Antlitz erleuchtete sich förmlich, die ganze Gluth des Todhasses flammte auf in seinen Augen, die Botschaft war offenbar eine Freudenbotschaft für ihn; nur mit jener Aengstlichkeit, mit der man an einem unerwarteten Glück zweifelt, mit keiner andern, fragte er leise: „Sie sind der Baron Raucourt vom Hause Monsieur's, der Vicomte von Noailles sendet Sie, er allein kann diese Nachricht haben, ich zweifle nicht. Sagen Sie dem Vicomte, daß ich ihn sofort nach dem Schluß der Soirée besuchen würde, sagen Sie ihm, daß ich mich für diese Nachricht dankbar beweisen würde. Welches Glück!"

Der Baron hielt den General für verrückt und sah ihn mit einem Blick an, der diesen Gedanken verrieth.

Der russische General bemerkte es und sagte leise lächelnd: „Verstehen Sie denn nicht, daß sich durch diesen Streich Bonaparte völlig zu Grunde richtet, ich gehe, um ganz Europa gegen ihn unter's Gewehr zu rufen! Adieu!"

Der Baron verließ die Hofburg, der Graf Pozzo di Borgo kehrte in den Salon der Kaiserin zurück. Er hatte Mühe, den Ausdruck der Freude zu dem gewöhnlichen Lächeln zu ermäßigen.

In dem Augenblick, in welchem er wieder in den Salon trat, war die gesammte hohe Gesellschaft mit dem Anblick eines wahrhaft prachtvollen Bildes beschäftigt, das aus den schönsten Herren und Damen der hohen Aristokratie zusammengestellt war.

Es zeigte die Zusammenkunft des letzten Ritters, des edlen Max von Oesterreich, mit der schönen Erbtochter Karl's des Kühnen, mit Maria von Burgund, nach einem Gemälde des Wiener Malers Petter. Die Herzogin von Dino namentlich und ihre Schwestern erregten allgemeine Bewunderung. Der Enthusiasmus hatte bis zu einem gewissen Grade die Etikette verbannt.

In diesem Moment war es, wo der General Graf Pozzo di Borgo

hinter seinen Kaiser trat und ihm zuflüsterte: „Verzeihung, Sire, wenn ich störe, gestatten Sie mir —"

„Was wollen Sie, Graf?" fragte Alexander, sich verwundert halb umdrehend.

„Bonaparte hat sich am 27. vorigen Monats eingeschifft und ist nach Frankreich gesegelt!" flüsterte Graf Pozzo di Borgo.

Alexander starrte einen Moment in das Gesicht des Grafen, dann neigte er sich ihm zu und fragte: „Die Nachricht ist sicher?"

„Ich würde es nicht gewagt haben, sie Ew. Majestät mitzutheilen, wenn sie es nicht wäre!" antwortete der Graf, obwohl ihm in dem Augenblick das Herz zu klopfen begann, denn war es nicht möglich, daß man ihn mystificirt hatte? Indessen konnte er nicht mehr zurück.

Alexander schien einen Moment zu überlegen, dann faßte er die Hand des Königs von Preußen, der in seiner Nähe stand, und führte denselben nach dem Hintergrund.

Das schon erregte einiges Aufsehen.

Als aber Alexander mit dem Könige von Preußen zu dem Kaiser von Oesterreich ging, gerieth die hohe Gesellschaft in eine gewisse Aufregung, doch wußte man noch nichts.

Der Fürst von Talleyrand vermochte seinen Unmuth kaum zu verbergen, er suchte vergeblich mit den Augen nach dem Fürsten Metternich.

Der König von Baiern und der König von Dänemark traten auf Ersuchen zu den großen Monarchen. Die zahlreichen kaiserlichen und königlichen Hoheiten bildeten eine besondere Gruppe, die ganze Gesellschaft war in Bewegung. Die Figuren der lebenden Bilder traten aus den Rahmen, Max und Maria, die Bischöfe und die Ritter, die Damen und Pagen, Alles fragt und forscht.

Endlich hört man einzelne Ausrufe, Fragen, Zweifel, Aengstlichkeit, Zorn und Verwunderung laut werden. „Er hat sich eingeschifft! Wer denn? Bonaparte! Wohin denn? Nach Frankreich! Nach Amerika! Nach Italien! Die ganze Verantwortlichkeit fällt auf die Nachlässigkeit der englichen Kreuzer! Wir werden England hierfür verantwortlich machen!" So wogte und wirrte es durcheinander.

Ein guter Beobachter hatte hier die beste Gelegenheit, das menschliche Herz zu studiren, denn in diesem ersten Augenblicke der Bewegung war Niemand gegen den gewaltigen Eindruck dieser Nachricht auf seiner Hut und vermochte seine Haltung ganz zu behaupten. Einige zeigten offen ihr Vergnügen über diese Nachricht, sie sahen alle die Uebel, welche diese staunenswerthe Episode über Frankreich bringen mußte, über das verhaßte Frankreich; Andere schienen schon in ernstem Sinnen die Vortheile einer neuen Invasion und eines neuen Congresses zu berechnen. Aller Augen aber waren auf die Gruppe gerichtet, in welcher die drei großen Monarchen standen. Von da mußten die Beschlüsse kommen.

Alexander von Rußland sprach aufgeregt, der König von Preußen ruhig aber eindringlich, Kaiser Franz schwieg und schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblicke der allgemeinen Bestürzung trat der Herzog von Wellington ein, sichtlich zu aufgeregt, um auf die Aufregung zu achten, in welcher sich die Gesellschaft befand; einige Herren eilten ihm entgegen, er aber ging auf den Fürsten Talleyrand zu, setzte sich neben ihm nieder und flüsterte: „Höchst wichtige Nachricht, mein Fürst; Lord Bentinck meldet mir von Genua, daß Bonaparte Elba am 27. Februar verlassen und sich nach Frankreich eingeschifft hat.“

„Alle Welt ist schon von Ihrer Gnaden Neuigkeit unterrichtet!“ entgegnete Talleyrand fast unartig in seinem Unmuth, daß er so spät eine Nachricht erfuhr, die er gern so lange als möglich für sich allein gehabt hätte.

„Wie ist das möglich?“ stammelte Se. Gnaden von Wellington.

Talleyrand zuckte die Achseln und zeigte auf die Monarchen, welche so eben den Salon zusammen verließen, offenbar um sich in einem der anstoßenden Gemächer vertrauter besprechen zu können.

Graf Pozzo die Borgo eilte seinem Souverain nach und flüsterte demselben, alle Etikette bei Seite setzend, zu: „Sire, so eben hat der Herzog von Wellington, aus anderer Quelle als ich, dieselbe Nachricht erhalten und sie dem Fürsten Talleyrand mitgetheilt, es kann also kein Zweifel mehr sein.“

Der Haß macht scharfsichtig; Graf Pozzo di Borgo hatte das Gespräch des Lords mit Talleyrand belauscht, ohne auch nur ein Wort von demselben vernommen zu haben.

Die drei Monarchen standen um einen kleinen Tisch mit einer prächtigen Malachitplatte, ein Geschenk des Czaren an die Kaiserin von Oesterreich — rings um sie dufteten Blumen, rings um sie wehete der Geist einer ordnenden Frauenhand, unterstützt von einem Luxus, wie ihn nur der Thron gestattet, und einem Geschmack, der frei, ohne Rücksicht auf Ostentation, sich zu entfalten vermag. Die drei mächtigsten Souveraine Europa's standen in dem Wohnzimmer der Kaiserin von Oesterreich.

Alexander von Rußland war in einer Aufregung, welche er wohl zu beherrschen, aber nicht zu verbergen suchte; der letzte Kaiser, der das Diadem Karl's des Großen getragen, war etwas ruhiger wohl, als der große Czar, aber seine zuckende Lippe verrieth von Zeit zu Zeit doch die gewaltige Bewegung, in die ihn die Nachricht versetzt. Am gefaßtesten war König Friedrich Wilhelm von Preußen; wohl erwog auch er, welche Opfer sein Volk von Neuem werde bringen müssen, aber er wußte auch, daß derselbe Gott, der aus der armen Mark Brandenburg durch die Hohenzollern das mächtige Königreich Preußen gemacht, daß der die Rückkehr des furchtbaren Usurpators zugelassen. Ihm war es auf der Stelle klar, was er und sein Volk zu thun habe; er wußte,

daß er die Trommeln rühren und die Trompeten blasen lassen, daß er auf's Neue, in Stahl gepanzert, sich auf den Todfeind werfen müsse, um denselben nun völlig zu vernichten; er fühlte vielleicht auch, daß seinem Volke ein neuer Frankreichzug nicht unerwünscht komme. Aber er dachte und fühlte das Alles ohne persönlichen Groll, er bekämpfte in Napoleon Bonaparte ein feindseliges Princip, keinen Menschen, so viel Böses er auch persönlich erduldet hatte von dem Usurpator. Er hatte mehr, Schwereres von dem Menschen Bonaparte geduldet und gelitten in dunkeln Tagen, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich, aber das hatte er längst von sich geworfen, und nun stand er dem feindlichen bösen Princip gegenüber, des Rechtes sich bewußt, ein fester Ritter mit blankem Schild und guten Waffen. Friedrich Wilhelm hatte sich nichts vorzuwerfen dem Usurpator gegenüber, der Hohenzoller hatte sich besiegt und geschlagen einst dem Zwang unterworfen; er hatte seitdem wieder gesiegt, seine Niederlagen gerächt, jede Scharte ausgewetzt an seinem Ehrendegen; er bekämpfte in Bonaparte nur noch die Revolution, deshalb stand er so stolz da in ernster Ruhe.

Anders aber war es mit den beiden Kaisern.

In Alexanders Herz stachelten zwei Worte, zwei Namen, Tilsit und Erfurt, er hatte seinen edlen Geist überwältigen lassen durch die Künste Napoleon's und den Usurpator seinen Freund genannt, und Franz von Oesterreich hatte demselben ja einen noch innigeren Namen bewilligt, darum war ihr Verhältniß zu Bonaparte ein anderes als das des Preußenkönigs, ein mehr oder minder getrübtes. Aber es war nicht das allein, was Alexander bewegte, denn während er den Monarchen Preußens und Oesterreichs mittheilte, daß an der Wahrheit der Nachricht gar kein Zweifel mehr sein könne, da auch der Herzog von Wellington dieselbe erhalten, legte er wie unwillkürlich zwei Mal seine Hand auf sein Herz, da wo unter der goldgestickten Uniform ein Papier leise knisterte.

Wer will sagen, was in Alexanders Seele vorging, wenn er dieses Papier knistern hörte?

Das Papier enthielt die authentische Benachrichtigung, daß es den Ränken des Fürsten Talleyrand gelungen, eine Triple-Alliance zwischen Oesterreich, Frankreich und Großbritannien zu Stande zu bringen, eine Alliance gegen ihn und den König von Preußen, zu dem Zweck abgeschlossen, ihm seine Entschädigung in Polen, seinem Alliirten die Entschädigung in Sachsen zu verkümmern. Vielleicht schoß wie ein Blitz der Gedanke durch Alexanders Seele, den Congreß zu zerreißen, Wien zu verlassen, sich Polens zu bemächtigen und die Coalition dem Usurpator allein gegenüber zu lassen. Rußland war wohl sicher vor einer zweiten Invasion Bonaparte's. Wenn aber Alexander diesen Gedanken auch wirklich einen Augenblick gehegt haben sollte, so hat er denselben auch sofort erstickt, er konnte ihn nicht hegen, wenn er auf seinen preu-

ßischen Alliirten blickte, er wußte, daß Friedrich Wilhelm um keinen Preis, um kein doppeltes Sachsen, gewichen wäre von dem Princip, das in Preußen gerade seinen vollendetsten Ausdruck gefunden, von dem Princip des Rechtes der Usurpation gegenüber.

„Der Sieg," sagte Alexander gepreßt, „auf den wir gemeinsam stolz sein durften, ist auf's Neue bedroht; ich hoffe, der gemeinsame Feind findet uns bei seiner Rückkehr von der Insel Elba ebenso einig wieder, als er uns bei seiner Abreise verlassen hat. Gott, der uns den Sieg einmal geschenkt, wird ihn uns auch zum zweiten Male verleihen. Ich ertheile meinen Garden Befehl, umzukehren."

Friedrich Wilhelm reichte, ohne ein Wort zu sagen, die Hand hin, die Hand der stahlfesten Preußentreue, die noch keinem wahrhaft Verbündeten gefehlt hat in ernster Stunde, und die Kaiser Oesterreichs und Rußlands faßten die Preußenhand mächtig bewegt Beide.

Das war die Stunde, in welcher die heilige Alliance wurde, zu welcher der Grund längst schon gelegt war in drei edlen Herzen.

„Es wird nothwendig sein, daß wir uns vor unsern Völkern sofort erklären!" nahm Friedrich Wilhelm nach einer längeren Pause das Wort.

„Der Vertrag von Chaumont muß eine neue Weihe erhalten!" rief Alexander.

„Wir wollen gemeinschaftlich ein Manifest erlassen, damit Europa sogleich weiß, was es von uns zu erwarten hat in dieser neuen Gefahr!" sagte Kaiser Franz, „denn der allgemeine Friede ist in großer Gefahr. Napoleon würde nicht gewagt haben, nach Frankreich zurückzukehren, wenn er nicht eines bedeutenden Anhangs sicher wäre, und ich fürchte sehr für den kaum wiederhergestellten Thron der Bourbonen."

„Sie haben Recht, mein Bruder," entgegnete Alexander lebhaft, „wir wollen ein Manifest erlassen, in welchem wir den Völkern unsern festen Entschluß kundgeben, daß die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland nicht mit jenem unseligen Manne unterhandeln und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis sie ihn, der das einzige Hinderniß des Friedens ist, unschädlich gemacht haben."

„Das Manifest müßte auch von den Vertretern Großbritannien's und Frankreichs unterzeichnet werden," meinte Kaiser Franz.

Es zog ein leichter Schatten über die Stirn des Czaren, aber Friedrich Wilhelm von Preußen sagte ernst: „Jeder von uns wird zu seinem Volke sprechen, aber es genügt eine Declaration unserer Minister, um Europa aufzuklären. Diese Declaration muß meines Erachtens aber nicht nur von uns, sondern sie muß von allen Mächten ausgehen, nicht nur die Vertreter Englands und Frankreichs, auch die von Portugal, Spanien und Schweden müssen sie unterzeichnen."

„Gut, sehr gut, in der That," rief Alexander, „eine Achtserklärung, die ganz Europa gegen den einzigen Mann ausspricht, dessen Verwegenheit ihm den Frieden vorenthält."

Die Monarchen trennten sich, nachdem sie noch die nöthigen Verabredungen getroffen, um durch ihre Minister dem großen Schritt, den sie zu thun entschlossen waren, die Form geben zu lassen.

Am andern Tage bot Wien einen ganz andern Anblick als bisher — der Ernst trat hervor, die Vergnügungen und Galafeste waren bei Seite geschoben, überall wurden Conferenzen gehalten, nach allen Seiten hin flogen Befehle an die Truppen. Offenbar aber wurde Allen, daß ein noch engeres Freundschaftsbündniß die drei Monarchen vereine; sie zeigten sich öffentlich fast immer nur zusammen, Kaiser Franz war stets wenigstens von einem seiner beiden höchsten Gäste begleitet. Es mußten alle Gerüchte von einem Zerwürfniß zwischen den Alliirten, die bereits beim Publicum Eingang gefunden hatten, beseitigt werden. Diese Gerüchte schon konnten Napoleon nützlich sein, und man bemühte sich, sie zu vernichten, nachdem das Zerwürfniß selbst verschwunden war, auf allen Seiten mit redlichem Willen.

Die hohe Diplomatie war mit der Abfassung der Declaration beschäftigt; ein erster Entwurf, der von einem der Secretaire des Fürsten von Talleyrand angefertigt worden war, wurde verworfen; ein zweiter Entwurf konnte die Zustimmung Kaiser Alexander's nicht erlangen, — endlich wurde der Secretair des Fürsten Metternich, Herr von Gentz, der Protocollführer des Congresses war, beauftragt, mit Zugrundlegung der beiden verworfenen einen dritten Entwurf auszuarbeiten. Man mußte zum Schluß kommen, denn die Nachrichten, die aus Frankreich einliefen, lauteten immer bedrohlicher; Napoleon hatte keinen Widerstand gefunden auf seinem Wege, man wußte, daß er sich der großen Stadt Lyon nähere, und daß er bereits eine Armee von Ueberläufern um sich habe. Die Aengstlichkeit der französischen Gesandtschaft verrieth zugleich, wie wenig die Bourbonen in der Verfassung waren, diesem Sturm zu begegnen.

So versammelten sich denn am 13. März gegen Mittag die Vertreter Europa's im Hotel des Fürsten Metternich.

Da erschien für den katholischen König von Spanien der Ritter Gomez Labrador; für Seine Majestät von Großbritannien die Lords Wellington, Clancarty und Cathcart, so wie der General Sir Charles Stewart; für Preußen der Fürst von Hardenberg und der Freiherr von Humboldt; für Oesterreich der Fürst von Metternich und der Freiherr von Wessenberg; für Rußland die Grafen Rasumoffsky, Nesselrode und Stackelberg; für die getreueste Majestät von Portugal der Herzog von Palmella, der Graf von Saldanha und der Ritter Lobo; für den allerchristlichsten König der Fürst Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Vicomte Alexis von Noailles und der Graf Latour du Pin; für Schweden endlich der Graf Löwenhjelm.

Nachdem die Vertreter Europa's versammelt waren, erklärte zunächst der Fürst von Metternich, wie es der Wille der hohen Monarchen

sei, daß am selben Tage noch die Declaration vollständig berathen, angenommen und ausgefertigt werde, daß er also die Herren bitte, um des großen und wichtigen Zweckes willen über einzelne unwesentliche Ausstellungen hinweg zu gehen und nur wichtigere Bedenken zur Sprache bringen zu wollen, die dann aber auch sogleich ihre Erledigung finden müßten. Die meisten Mitglieder der Conferenz sprachen sofort ihre Bereitwilligkeit aus und nahmen dann Platz um einen großen runden Tisch.

Der Ritter von Gentz aber nahm auf einen Wink des Fürsten von Metternich den von ihm verfaßten Entwurf der Declaration und las denselben vor. Derselbe lautete: „Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet und jetzt im Congreß zu Wien versammelt sind, haben die Entweichung Napoleon Bonaparte's und seine Rückkehr mit gewaffneter Hand nach Frankreich vernommen, und sind es ihrer eignen Würde so wie den Interessen der gesellschaftlichen Ordnung schuldig, die Empfindungen, welche diese Begebenheit in ihnen erweckt hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. Bonaparte hat, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Indem er den französischen Boden mit dem Vorsatz, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er sich selbst alles gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich selbst von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben hat. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß sie, fest entschlossen, den Pariser Tractat vom 30. Mai 1814, und die durch diesen Tractat angeordneten, so wie die zur Vervollständigung und Befestigung desselben von ihnen beschlossenen und noch ferner zu beschließenden Verfügungen, unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte dazu anwenden, und ihre vereinten Anstrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünsche des gesammten Europa's und der beständige Zweck ihrer Arbeiten, nicht von neuem gestört, vielmehr gegen jeden frevelhaften Versuch, die Völker noch einmal in die Unordnung und Leiden der Revolution zu stürzen, geschützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Beherrscher versammelt, dieses letzte Wagstück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinnes in kurzer Zeit in sein Nichts zurückweisen wird, so erklären doch die sämmtlichen Souveraine von Europa, von gleichen Gesinnungen beseelt und von gleichen Grundsätzen geleitet, daß, wenn gegen alle Erwartung aus dieser Begebenheit irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, sie bereit sein würden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, so wie jeder andern bedrohten Regierung, auf das erste

Begehren, alle nöthige Hülfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten, und gegen diejenigen, welche sie zu stören versuchen möchten, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen. Vorstehende Declaration soll, so wie solche in das Protocoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien versammelten Congresses eingetragen worden, öffentlich bekannt gemacht werden. Geschehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben. Wien, den 13. März 1815."

Nachdem der Ritter Gentz gelesen, entstand eine kleine Pause. Endlich nahm der Gesandte Schwedens das Wort und beantragte eine ziemlich unwesentliche stylistische Aenderung in dem Actenstück. Die Aenderung wurde vorgenommen, es war die einzige Ausstellung, die man sich an dem Entwurf des Congreß-Protocollführers erlaubte, da man wußte, daß derselbe bereits die Billigung der hohen Monarchen erhalten.

Da sich keine weitere Einrede erhob, so forderte der Fürst von Metternich zur Unterzeichnung der Declaration auf. Dieselbe erfolgte von den einzelnen Gesandten nach dem Anfangsbuchstaben der Macht, die sie repräsentirten, in alphabetischer Ordnung.

Während diese Unterzeichnungs-Formeln abgemacht wurden, unterhielten sich die Gesandten, wenn auch leise, so doch sehr lebhaft miteinander.

„Wissen Sie schon," fragte Sir Charles Stewart den Grafen von Latour du Pin leise, „daß der König von Baiern, auf Wunsch der hohen Souveraine, dem Prinzen Eugen das Ehrenwort abgenommen hat, keinen Versuch zur Rückkehr zu Napoleon Bonaparte zu machen?"

„Ich würde es bezweifeln, Herr General," antwortete der Graf lächelnd, „wenn Sie nicht der Träger dieser Nachricht wären."

„Und warum? wenn ich fragen darf?" entgegnete der Ire ziemlich lebhaft.

„Wir Alle," erklärte der Franzose, „waren Zeugen der Freundschaft, mit welcher Kaiser Alexander den Prinzen Eugen hier beehrt hat, aber selbst wenn dieses neue Band nicht hinreichen sollte, den Prinzen von der Rückkehr zu dem Manne, der sein Stiefvater war, abzuhalten, so glaube ich einen älteren Grund zu kennen — Prinz Eugen hat den zweiten Gemahl seiner Mutter nie geliebt. Kaiser Alexander weiß das, und darum glaubte ich nicht, daß er es für nöthig halten würde, das Ehrenwort des Prinzen zu verlangen."

„Sehr richtig, Herr Graf," versetzte Sir Charles Stewart, „das Verlangen wurde auch nicht von dem Kaiser Alexander, sondern von Oesterreich gestellt, Herr von Metternich hat einen Briefwechsel des Prinzen mit seiner Schwester, der Herzogin von Saint Leu, entdeckt. Der Prinz hat die Erklärung gegeben, daß man sich versichert halten dürfe, daß er in Deutschland bleibe, da seine Stellung, seine Familie

und andere persönliche Rücksichten ihn zum Fremdling in Frankreich gemacht."

„Wenn der König von Baiern den Gemahl seiner Tochter zu einer solchen Erklärung vermocht hat," meinte der Franzose sinnend, „so hat er bestimmt die Absicht gehabt, das Cabinet Oesterreichs günstiger zu stimmen in Betreff der Reclamationen Eugen's hinsichtlich seiner Besitzungen in Italien, welche Oesterreich sequestrirt hat!"

„Diese Sequestrationen waren ganz in der Ordnung und sogar nöthig," bemerkte der Engländer, „wahrscheinlich wird Oesterreich eine Abstandssumme zahlen."

Während auf der einen Seite ein Bevollmächtigter Frankreichs in dieser Weise eine Art von angenehmer Nachricht empfing, wurde auf der andern der Herzog von Dalberg durch eine Mittheilung des portugiesischen Herzogs von Palmella nicht wenig in Unruhe versetzte.

„Ich versichere Sie, Herr Herzog," raunte der Portugiese dem zweiten Vertreter Frankreichs in's Ohr, „daß der Kaiser von Rußland aus seinem Unmuth gegen Ihren Souverain gar kein Hehl mehr macht!"

„Es ist das leider kein Geheimniß mehr," antwortete Dalberg, „Herr von Talleyrand ist untröstlich, daß er den Kaiser Alexander nicht von der vollkommenen Aufrichtigkeit unserer Freundschaft überzeugen kann!"

Der portugiesische Diplomat lächelte zweideutig, er fand es sehr natürlich, daß Talleyrand's Aufrichtigkeits-Versicherungen dem Kaiser Alexander nicht eben viel Vertrauen einzuflößen vermochten, da er gut genug von dem geheimen Vertrag der drei anderen Großmächte gegen Rußland und Preußen unterrichtet war.

„Ist es Ihnen bekannt, Herr Herzog," fuhr er fort, von dem geheimen Vergnügen erfüllt, einen Gegner zu ärgern, „daß Kaiser Alexander vorigen Montag, früh sieben Uhr, nur von dem Fürsten Wolchonsky begleitet, einen Besuch in Schönbrunn bei der Kaiserin Marie Louise gemacht hat?"

Der Herzog von Dalberg blickte auf und zeigte eine Unruhe, die dem Ruf eines feinen Diplomaten nicht eben günstig war.

„Ja," erzählte der boshafte Portugiese flüsternd weiter, „der Kaiser war bei diesem Besuch ganz ein galanter Ritter, er sagte, daß er nur käme, sich die Befehle Ihrer Majestät der Kaiserin auszubitten, er wünsche von ihr selbst zu vernehmen, ob sie als Kaiserin und Regentin für ihren Sohn nach Frankreich zurückzukehren wünsche, oder ob sie zu Wien bei ihrer Familie bleiben wolle; er betheuerte dabei, daß sich seine Politik ganz nach der Freimüthigkeit ihrer Antwort richten werde."

„Und was antwortete die Kaiserin Marie Louise?" fragte Dalberg aufgeregt.

„Ja," erwiederte der Portugiese, „Ihre Majestät soll erklärt haben, es komme ihrem Vater allein zu, darüber zu entscheiden, sie habe ihm ihr Wort gegeben, nichts ohne seine Zustimmung zu unternehmen!"

Der französische Gesandte seufzte erleichtert auf; der Portugiese entfernte sich befriedigt, denn er haßte Frankreich und konnte diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, sein Müthchen zu kühlen durch die Mittheilung eines für Frankreichs Vertreter nicht eben angenehmen Gerüchtes. Denn weiter war der Besuch Alexander's von Rußland bei Marie Louise von Oesterreich nichts als ein Gerücht; und noch dazu ein ziemlich unverbürgtes. Zu jeder andern Zeit würde auch kein französischer Diplomat sich durch eine solche Erzählung so in Schrecken haben setzen lassen, aber die Mitglieder der französischen Congreßgesandtschaft befanden sich in einer Situation, wie sie kaum entsetzlicher für Diplomaten gedacht werden kann. Der Königsthron, den sie vertreten sollten, wankte hinter ihnen, sie hatten die finstere Ahnung, daß sie bald nur noch den Namen des französischen Königthums, sein Recht zu repräsentiren haben würden, ohne auf irgend welche Macht zu ihrer Unterstützung rechnen zu dürfen. Und sie hatten dieses schon fast machtlose Königthum zu vertreten einer Versammlung von Diplomaten gegenüber, die ihren mehr oder minder gerechten Groll, absichtlich oder unabsichtlich, auch auf das eben wieder hergestellte Königthum übertrugen. An sich schon eine fast unerträgliche Stellung, die dadurch noch unangenehmer wurde, daß Talleyrand durch seine Politik zwei von den drei mächtigsten Monarchen des Congresses beleidigt hatte, die mit Recht über Undank klagen konnten, die Monarchen von Preußen und Rußland, die zugleich an der Spitze der Völker standen, welche die Träger des Nationalhasses und der eigentlichen Gegnerschaft Frankreichs waren.

Von allen Seiten sahen sich die französischen Diplomaten eingeengt und fühlten sich angegriffen; dort tritt eben auch der dritte Congreßgesandte Frankreichs, der Vicomte Alexis von Noailles, leicht hinkend im schwankenden Gang, noch todesblaß und kaum erstanden von seinem heftigen Gichtleiden, zu dem preußischen Bevollmächtigten, dem Fürsten von Hardenberg. Er hält ein deutsches Zeitungsblatt in der Hand, den rheinischen Merkur, und eine französische Uebersetzung dazu; er bittet den Fürsten von Hardenberg, ihn einen Augenblick anzuhören, und liest ihm vor: „Eitelkeit ist das vorherrschende Wesen im französischen Blute; um diese Eitelkeit zu befriedigen, sind Revolutionen und Eroberungen erforderlich. Wenn wir politische Gründe hatten, Napoleon als Fürsten vom Schauplatz abtreten zu lassen, so haben wir jetzt noch größere, die Franzosen als Volk zu vernichten; man gebe ihnen viele Fürsten ohne Kaiser, man organisire sie in ähnlicher Weise wie das deutsche Volk. Die Welt wird so lange nicht in Frieden leben können, als das französische Volk existirt. Verwandle man es demnach in die Völker von Neustrien, von Burgund, von Aquitanien u. s. w. Dann wird Ruhe werden. Aber diese neue Organisation ist jetzt schwerer, als sie zu jener Zeit gewesen wäre, wo wir den Bourbonen ihren Thron und dem französischen Volke die Freiheit schenkten. Damals war Napoleon er-

schöpft, und jetzt sind wir nicht mehr einig. Nur wenn wir einig sind, werden wir stark und unüberwindlich sein; dann können wir unsere Augen auch auf Elsaß und Lothringen richten —"

Der Franzose hielt erschöpft inne; das benutzte der Fürst von Hardenberg, um ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit zu bemerken, daß er untröstlich sein werde, wenn man Anstoß an diesem Zeitungsartikel nehmen wolle; derselbe enthalte allerdings die Ansichten einer Menge von Leuten, aber nicht die Ansicht des Königs, seines Herrn, und bedürfe der Herr Vicomte dafür eines stärkeren Beweises, als seiner Versicherung, so bitte er ihn, die Declaration sich zu vergegenwärtigen, die er so eben mit ihm zu unterzeichnen die Ehre gehabt habe.

Der Franzose empfand sehr wohl die Mißachtung, die in diesen feinen und glatten Formen versteckt war, aber er befand sich nicht in der Lage, etwas Weiteres entgegnen zu können, und schweigend zog er sich von dem preußischen Staatskanzler zurück.

So war es in dem europäischen Capitol, als der neue Hannibal vor den Thoren erschien.

Siebentes Capitel.

Schwarze Loose fallen.

„Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth,
Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen in's Meer."
(Goethe.)

Am achtzehnten März war es im Jahre 1815.

Am achtzehnten März — der Tag scheint ein schwarzer zu sein für die legitimen Herrscher! — waren in der Wohnung des Herrn Lainé, welcher zur Zeit Präsident der französischen Deputirtenkammer war, viele Männer versammelt, die das mit einander Alle gemein hatten, daß sie dem Königthum von Frankreich, so wie es eben bestand, Kraft und Dauer geben wollten, weil sie, so verschieden auch ihre Fähigkeiten und Antecedentien waren, doch klar erkannten, daß das Glück und das Heil der französischen Zukunft an den Thron der Lilien, an das legitime Königshaus der Bourbonen geknüpft sei.

Hatten Viele der bei Herrn Lainé versammelten Männer in dieser Beziehung früher anders gedacht, war es Einigen unter ihnen beschieden, an sich selbst der Welt zu zeigen, wie wandelbar die Meinungen und Ueberzeugungen der Menschen sind, damals waren sie Alle gut königlich.

Es ist ein großer Irrthum, der unter dem Regiment des Bürgerkönigs recht geflissentlich in Europa verbreitet wurde, wenn man glaubt, daß Frankreichs Volk 1814 und 1815 mit Begeisterung an Bonaparte gehangen habe. Im Gegentheil, wenn man unzufrieden war, so war man darum doch keineswegs Bonapartistisch, und die Restauration mit all' den Fehlern, die sie beging, hatte doch schon so viel Wurzeln geschlagen im Volke, daß sie namentlich unbedingt die Jugend für sich hatte; für die Jugend von damals war das Königthum Freiheit, Bonaparte Despotismus. Die-

jenigen, welche später der Welt glauben machen wollten, die Restauration des Königthums sei in Frankreich mit Schmerz und Widerwillen aufgenommen worden, waren entweder Ehrgeizige, welche eine bestimmte Rolle spielen, oder junge Unwissende, welche die Herrschaft Bonaparte's nicht gekannt, oder endlich alte Lügner, imperialisirte Revolutionärs, die, nachdem sie, wie alle Andern, die Rückkehr der Bourbons mit Beifall begrüßt hatten, darnach, ihrer gemeinen Natur gemäß, die Besiegten beschimpften und zu den Ideen, die ihnen eigen waren, zu Geldgewinn und Mord, Despotismus und Knechtschaft zurückkehrten. Das Bürger-Königthum rief alle Napoleonischen Erinnerungen wach, um sie gegen das Andenken der Restauration in das Feld zu führen, das Bürger-Königthum hat dem Napoleonismus den erlogenen Glanz verliehen, der die Augen verblendete, es hat methodisch die Geschichte fälschen lassen zu Gunsten des Bonapartismus, um sich selbst gegen die Erinnerungen des legitimen Königthums zu behaupten. Solches Gebahren ist nicht ohne gerechten Lohn geblieben, an der Stelle des Bürger-Königs sitzt ein Bürger-Kaiser und die Bonapartistische Wirklichkeit ist an die Stelle der Lüge vom Kaiserthum getreten.

Da wird der Finger Gottes sichtbar in der Weltgeschichte!

Tiefe Bewegung gab sich kund unter den versammelten Herren, man theilte sich mit, daß Bonaparte heranziehe in kleinen Märschen, man begriff nicht recht, warum man ihn nicht aufhalte, ihn nicht festnehme, denn offenbar hatte doch die königliche Regierung die Macht dazu. Wohl wußte man, daß einzelne Generale und einzelne Truppentheile zu ihm übergegangen waren, aber man war weit entfernt, das Königthum für besiegt zu halten. Im Gegentheil, die Rede, welche Ludwig XVIII. zwei Tage zuvor in der Deputirten-Kammer gehalten, das Benehmen, welches die Prinzen seines Hauses dabei gezeigt, hatte den allgemeinsten Enthusiasmus für ihn erzeugt.

Die Herren, welche bei dem Präsidenten der Deputirten-Kammer versammelt waren, besprachen lebhaft die Maßregeln, welche man der Regierung zu ergreifen rathen müsse, aber es war auch nicht Einer in dem Salon, welcher an einem siegreichen Widerstande gezweifelt hätte.

Einige Herren vom höchsten Hof-Adel meinten, der König solle sich in den Süden oder in die Vendée begeben und seine Getreuen um sich sammeln; doch selbst diese Ansicht fand keine Billigung und viel mehr Anklang die des großen Dichters des Christenthums und des Königthums, des Vicomte von Chateaubriand, der, lebhaft vortretend, mit blitzenden Augen rief: „Der König hat versprochen, hier zu bleiben, er muß in seiner Hauptstadt ausharren und Paris wird ihn nicht verlassen, die Nationalgarde ist königlich. Wir müssen Vincennes festhalten. Wir haben Waffen und Geld, das Geld sichert uns auch die Treue der Schwachen und der Habsüchtigen. Wenn aber der König Paris verläßt, so wird Paris Bonaparte einlassen; ist aber Bonaparte Herr

von Paris, so ist er auch Herr von Frankreich. Die Armee ist durchaus noch nicht ganz zum Feinde übergegangen, mehrere Regimenter, viele Generale und Offiziere haben ihren Eid noch nicht gebrochen; bleiben wir nur fest, so werden auch sie fest bleiben. Wir müssen die königliche Familie sich an verschiedene Orte zerstreuen lassen, nur der König soll hier bleiben. Monsieur mag nach Havre gehen, der Herr Herzog von Berry nach Lille, der Herr Herzog von Bourbon in die Vendée, der Herr Herzog von Orléans nach Metz, der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Angoulème sind schon im Süden. So gewinnen wir eine Anzahl von verschiedenen Widerstandspunkten, welche Bonaparte hindern, seine Kräfte zu concentriren. Unser alter Monarch sitzt ruhig auf seinem Thron in dem Schlosse der Tuilerieen, das diplomatische Corps, das bei seiner Person accreditirt ist, muß bei ihm bleiben, die beiden Kammern versammeln sich in Permanenz im Schlosse selbst. Die königlichen Haustruppen campiren auf dem Caroussel-Platze und im Garten der Tuilerieen, die Artillerie besetzt die Quais und die Terrasse auf der Wasserseite. In dieser Stellung mag uns Bonaparte angreifen; er mag Paris bombardiren, wenn er den Willen und die Mittel dazu hat, er mag sich dadurch der ganzen Welt verhaßt machen, das Resultat kann für uns nur günstig sein. Wenn wir uns nur drei Tage halten, so ist uns der Sieg gewiß. Wenn sich Ludwig XVIII. so vertheidigt, so hat er Frankreich, die ganze Welt, die Geschichte für sich. Und muß der König untergehen in dieser Vertheidigung, nun so stirbt er seiner Ahnen und ihres unsterblichen Ruhmes würdig, so sei denn die letzte Heldenthat Bonaparte's die Ermordung des königlichen Greises. Wenn Ludwig XVIII. so sein Leben opfert, so wird er die einzige Schlacht gewinnen, die er je geliefert hat, und er wird sie gewinnen für die Freiheit Europa's!"

Ein lauter Beifallsruf ertönte, als der Dichter schwieg, aber neben ihn trat mit dem ernsten Angesicht, in schimmernder Marschalls-Uniform, derjenige Unter-Feldherr Napoleon's, der nie von seiner Pflicht und nie von dem Eid gewichen ist, den er dem Könige Frankreichs leistete 1814, der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, der seinen Theil hat an der reichen Lorbeer-Ernte kriegerischen Ruhmes, die Napoleon, der Feldherr, geheimset für Frankreich, der seinen Namen aber rein erhalten hat von den Flecken, die sich wie dunkle Schatten an die schimmernden Erscheinungen der Napoleonischen Kriegsfürsten haften.

„Ich bin überzeugt," sagte der Marschall mit Nachdruck, „daß dieser anscheinend verzweifelte Plan, den Herr Vicomte von Chateaubriand Ihnen entwickelt hat, meine Herren, doch der einzig richtige ist; glauben Sie mir, Bonaparte wird es nicht wagen, die Hauptstadt anzugreifen, so lange der König noch hier ist. Er ist ohne Artillerie, ohne Proviant und Munition, er hat nichts als zusammengelaufene Truppen aus allen Heerkörpern, die hier ankommen werden, über sich selbst er-

staunt, über den plötzlichen Wechsel der Cocarden, über den neuen unterwegs flüchtig und im halben Rausche geleisteten Eid. Ich weiß, daß der König noch auf zahlreiche Theile der Armee zählen kann. Die Treue der Schweizer-Regimenter ist über allen Zweifel; die Truppen, welche im Orléannois stehen, sind zuverlässig, und so lange der König in den Tuilerieen bleibt, hat er nichts verloren, als einige Meineidige und Unsinnige, denn der Haufen der von diesen Irregeleiteten wird bald genug zur Vernunft zurückkehren."

Die Erklärung des Marschalls Marmont trug mächtig dazu bei, den Eindruck zu verstärken, den die Rede des Vicomte von Chateaubriand gemacht, auch Benjamin Constant, damals der populärste Redner Frankreichs, ein geistreicher Mensch, aber schwachen Charakters, sprach sich in ähnlichem Sinne aus. Ein junger Mann, schon damals bekannt durch seinen Liberalismus, Odilon Barrot, er hat später die glänzende Rolle nicht gespielt, die er zu spielen hoffte, gab die Erklärung ab, daß er sich bei den königlichen Freiwilligen habe einschreiben lassen.

Die liberale Jugend war entschieden für das legitime Königthum, der Liberalismus mochte wenig werth sein, sittlich und politisch, aber offenbar hatte die Jugend begriffen, daß die Freiheit verträglich war mit dem legitimen Königthum, nicht aber mit dem Polizei-Kaiserthum.

Aber nicht allein die liberale Jugend stand in jener gefahrvollen Stunde für das legitime Königthum, nein, auch der greise Liberalismus huldigte ihm und, wenn man verlässigen Berichterstattern trauen darf, ehrlich, ohne Rückhalt damals wenigstens.

„Wer ist der ältliche Herr?" fragte Chateaubriand den Herzog von Ragusa.

„Wer?" lautete die Gegenfrage des Marschalls.

„Nun, der Redner, der uns eben so viel von dem enthusiastischen Eifer der Nationalgarde und der Rechtsschule erzählt!"

„Kennen Sie ihn wirklich nicht, Herr Vicomte?" fragte der Marschall fast verwundert.

„Nein!"

„Nun denn, es ist der Herr Marquis von Lafayette!"

Marmont lächelte leise.

„Hm!" murmelte Chateaubriand sichtlich enttäuscht, „ich erkannte ihn nicht wieder, ich habe ihn seit den neunziger Jahren nicht gesehen, und da ritt er stets einen Schimmel!"

Marmont sah den Dichter forschend an, er schien lachen zu wollen, plötzlich aber sagte er ganz ernst: „Sie haben Recht, Herr Vicomte, sich diesen amerikanischen Helden nicht anders als auf einem Schimmel denken zu können; wahrlich, er hat nie ein anderes Pferd geritten, als den Schimmel eines Liberalismus, der nie weiter ging, als er von den Umständen getrieben wurde."

„Das ist boshaft genug für einen Marschall von Frankreich!" ent-

gegnete Chateaubriand halb lächelnd, „aber wissen Sie, Herr Herzog, auch ich bin liberal, ich!“

„Ich zweifle nicht daran, Herr Vicomte, wären Sie es nicht, Sie hätten Ihr Buch vom Geist des Christenthums nicht schreiben können; ich bin ein schlichter Soldat, aber ich bin ein getaufter Christ zugleich, und darum fühle ich, wie verschieden Ihr Liberalismus von dem des Herrn von Lafayette ist. Sie werden ihren freien Geist nie den liberalen Tendenzen des Herrn von Lafayette dienstbar machen.“

Diese beiden so ganz verschiedenen Männer drückten sich die Hand; der Feldherr hatte den Dichter verstanden.

Die beiden Herren wurden unterbrochen; der ernste junge Marquis von Lanmari trat zu dem Vicomte und sagte zu ihm: „Herr von Chateaubriand, Ihr alter Freund, der Baron von Batz, hat sich so eben nach den Tuilerieen begeben, ich soll Ihnen sagen, daß er sofort eine Audienz bei dem Könige verlangen und Se. Majestät beschwören wird, Ihren Plan zu befolgen.“

„Mein Plan kann keine bessere Empfehlung haben,“ entgegnete Chateaubriand lebhaft, „als die des letzten Ritters, der für das königliche Märtyrer-Paar im Temple focht.“

„Gott verleihe seinen Worten Kraft,“ antwortete der junge Edelmann, „aber ich sehe Loose werfen über das Geschick des königlichen Hauses, und die Loose fallen schwarz!“

Der Dichter sah den Marquis einen Augenblick durchdringend an, dann fragte er beinahe herrisch: „Wie meinen Sie das?“

„Ich weiß,“ entgegnete der Sohn der edeln Claudia traurig, „daß der König den Herzog von Otranto gesehen hat.“

„Fouché!“ rief Chateaubriand in einem Tone aus, der einen tiefen Haß, gemischt mit Verachtung, verrieth; ja, der Dichter verstand noch zu hassen, weil er noch zu lieben die Fähigkeit hatte.

„Fouché!“ wiederholte Chateaubriand leiser, aber nicht ruhiger, „oh! mein Gott, schütze das Königthum von Frankreich, im vorigen Jahre Talleyrand der Rathgeber, in diesem Fouché —“; sein Auge umdüsterte sich, plötzlich warf er den Kopf in den Nacken und sagte schneidend: „Gott will uns ein Zeichen geben, er will uns zeigen, daß er das Königthum, das von ihm stammt, behalten kann, trotz der Könige Verkehrtheit, trotz der Rathschläge Talleyrand's und Fouché's.“

„Gehen wir nach den Tuilerieen!“ forderte der Herzog von Ragusa auf.

„Nach den Tuilerieen!“ antwortete Chateaubriand voll Nachdruck.

Er ging, der Dichter ging wie ein König mitten durch die Versammlung, die ihm mit wirklicher Ehrfurcht Platz machte, der Marquis von Lanmari ging vor ihm her, wie ein dienstthuender Kammerherr, der Marschall von Frankreich ging ihm zur Seite. Es giebt Stunden, wo der Dichter, der für den König geht, auch wie ein König geht.

Die drei Herren trafen in den Tuilerieen ein, als der König noch in der Kapelle war.

Sie traten in den Marschallssaal, wo in weitem Halbkreise eine Menge von Hofleuten, Generalen und Priestern standen, die Rückkehr des Königs erwartend.

In einem Fenster stand mit verdrießlicher Miene der Herzog von Bourbon, um ihn einige alte Offiziere der ehemaligen Condé'schen Armee.

Auf diesen Prinzen, den Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, waren Aller Augen gerichtet, Niemand sah auf den Greis, der dort auf einer kleinen Bank saß in der Ecke, auf einer kleinen Bank, welche mit blauem, lilienbesticktem Sammet überzogen war.

Des Dichters Auge fiel gleich auf diesen Greis, der, weiß von Haar und Augenbrauen, in weißer Uniform, wie ein Schwan aussah und aus seinen großen graublauen Augen träumerisch vor sich niederblickte, während ein leises Roth auf seinen eingefallenen Wangen brannte. Chateaubriand trat näher zu diesem Greis, der seine Umgebungen fast ganz vergessen zu haben schien und halb kindisch verworrene Worte vor sich hin murmelte. Dieser Greis war der alte Prinz von Condé. Der Greis war fast kindisch geworden in der Verbannung; als er nach Frankreich zurückkehrte, kannte er den Palast seiner Väter kaum wieder. Die Last des Kriegslorbeers, den er trug, hatte sein Haupt fast eben so tief gebeugt, als die Zahl seiner Jahre und die Bleiplatte des Schmerzes. Da saß der treue Held und murmelte vor sich hin: „Ich bin in den Tuilerieen, in den Tuilerieen, ich spreche mit dem König!"

Der zum Kinde gewordene Held mußte sich immer wieder des Ortes erinnern, wo er war, des Zweckes, zu dem er gekommen war, um sich nicht zu verlieren.

Da stand sein Sohn, der war auch ein sechszigjähriger Greis, der Herzog von Bourbon war da, wo aber war sein Enkelsohn, der ritterliche, schöne Herzog von Enghien? Der moderte seit zehn Jahren und darüber schon im Graben von Vincennes, er hatte ihn erschießen lassen, Bonaparte.

Bonaparte.

Den Namen hatte der Prinz vernommen, den Namen des Mannes, den er haßte; da war das alte Bourbonische Heldenfeuer aufgeflammt noch ein Mal in seinem vom Unglück im Exil gebrochenen Herzen; er war erröthet und erblaßt wechselweise; als er den Namen Bonaparte's vernahm, da hatte sich der Condé aufgerafft in dem kindischen Greise, er hatte sich seine Uniform anlegen lassen und hatte seine Pferde befohlen. Er war in die Tuilerieen gekommen, und nun saß er da auf der Bank, Degen und Federhut zwischen den Knieen, und murmelte: „Ich bin in den Tuilerieen, ich spreche mit dem König!"

Sein Sohn aber blickte verdrießlich und besorgt, er hatte den Sohn verloren, aber er wollte den Vater behalten; wer will es dem kranken Greise verdenken, der, im Exil früh gealtert, mit rührender Bescheidenheit zu sich selbst sagte: „Ich bin ein armer Jäger, aber ich habe einen berühmten Vater und ich hatte einen berühmten Sohn!"

Chateaubriand verwandte keinen Blick von dem Heldengreise; ja wohl, es lag zu viel Poesie in diesem Manne, der da kam, den Rest seines erkalteten Blutes darzubringen, des Heldenblutes, das wieder warm wurde bei dem Klang des Namens Bonaparte, welcher für ihn der Fluch seines ganzen Lebens geworden war.

„Welcher Mann," sagte Chateaubriand leise zu dem Marquis von Lanmari, „oh! sehet, der Mann versteht noch zu hassen, und sonst weiß das Greisenalter nur, wie man nicht mehr liebt!"

Leise näherte sich der Dichter dem fürstlichen Helden, er beugte leicht das Knie vor ihm und sagte leise: „Monseigneur!" Sogleich erhob sich der Condé.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er mit einem freundlichen Lächeln, das um seine blassen Lippen herum zu irren schien wie heimathlos!

„Vicomte von Chateaubriand!" antwortete der Dichter.

„Chateaubriand," rief der Prinz, dessen Gedächtniß sofort stark wurde, sobald es die weitere Vergangenheit betraf, „der kleine Chateaubriand von den Grafen von Combourg, Lieutenant im Regiment Navarra."

„Derselbe," antwortete der Dichter, „Monseigneur!" und eine Thräne trat in sein Auge.

„Wir haben zusammen gekämpft am Rheine," sagte der Prinz freundlich, „wir kämpfen wieder zusammen, nicht?"

„Immer, immer, gnädiger Herr," rief der Dichter überwallend, „Ew. Hoheit sind der Patriarch des französischen Ruhmes."

„Ja, ja," erwiederte der Prinz schon zerstreut und der Schwäche des Alters nachgebend, indem er sich niedersetzte, „wir kämpfen immer zusammen;" plötzlich die Stimme senkend aber murmelte er wieder: „ich bin in den Tuilerieen und spreche mit dem Könige!"

Chateaubriand blieb neben dem alten Helden stehen, der, immer sein Stichwort vor sich hin sagend, gedankenlos an der weißen Plumage seines Hutes pflückte.

„Der König!" hörte man draußen rufen.

„Der König!" klang es näher.

Es kam Leben in die starren Reihen der Hofleute.

Der Prinz hörte es nicht; er pflückte weiter an seinem Hute.

Endlich flogen die Flügelthüren auf und der Huissier vom Dienst rief in den Saal: „der König!"

Da fuhr der Prinz lebhaft auf von seiner Bank und ging mit festen Schritten der Thür zu.

Ludwig der Achtzehnte trat ein.

Der königliche Greis trug eine blaue Uniform mit großen Epauletten, schwarze Sammetstiefel an den podagrisch geschwollenen Füßen; auch er war über sechszig Jahre alt. Er stützte sich auf seinen treuen Diener, den Herzog von Blacas, dem man so viel Vorwürfe gemacht hat, dem aber Niemand gewagt hat, je einen Mangel an Treue vorzuwerfen, und das ist doch auch etwas im Leben.

Ludwig der Achtzehnte war keine imponirende Erscheinung, es war ein kranker, schwacher Greis, dem man die Jahre des Exils, das schwere Leiden seines Lebens ansah, aber es war ein feines, geistvolles Angesicht mit klugen Augen, was diejenigen tröstete, welche an ihrem Könige auch ein königliches Aeußere wünschen.

Der Prinz von Condé trat seinem Könige entgegen mit einem Eifer und einer Raschheit in den Bewegungen, die Allen Erstaunen einflößte.

Der König umarmte seinen Vetter mit wirklicher Zärtlichkeit.

„Oh! Sie selbst, mein theurer Vetter!" sagte er freundlich.

„Ich will fort, Sire," rief der greise Held; „der große Condé gewann seine erste Schlacht, als er zwanzig Jahre alt war; sein Enkel will seine letzte Schlacht gewinnen, weil er achtzig Jahre alt ist!"

Das war so ächt französisch gedacht und gesagt, daß eine Art von Beifall laut wurde selbst in Gegenwart der Majestät; es kam in den Worten des greisen Prinzen das zu Tage so vollkommen, was den Franzosen liebenswürdig macht, daß sich die Anwesenden der Rührung nicht erwehren konnten.

Ludwig XVIII. verstund sich sehr gut auf dieses Heldenfeuer in dem gebrochenen Greise, obwohl er wußte, daß diese Tapferkeit nur eine ausgeglühte Asche noch war, die weiter nichts vermochte, als noch ein Paar einzelne Funken auszusprühen. Er hätte den alten Helden gern in die Vendée geschickt, dort vermochte ein Prinz seiner Art noch Wunder zu thun, aber er begriff auch sofort, daß dieser Greis nicht mehr im Stande war, ein Commando zu führen, und freundlich lächelnd sagte er: „Mein theurer Vetter, Sie müssen bei mir bleiben, und ich will Ihr Adjutant sein, ist es nöthig, so müssen Sie unsern Rückzug commandiren; ich bin überzeugt, daß derselbe nur ein ehrenvoller sein kann!"

Ludwig XVIII. hatte den einzig richtigen Ton getroffen. Der alte Held war halb zufrieden und halb ärgerlich; es war nicht möglich, ihn ganz zufrieden zu stellen, aber mit wirklicher Feinheit hatte ihn der König wenigstens so weit zufrieden gestellt, als unter den gegenwärtigen Umständen möglich war. Der Prinz von Condé zog sich zurück mit dem Bewußtsein, nicht nur seine Pflicht erfüllt zu haben, sondern auch dem Vaterlande und dem Könige noch nützlich zu sein.

Grüßend durchschritt Ludwig XVIII. den Saal, er winkte dem Herzoge von Bourbon, ihm zu folgen.

Triumphirend schaute Chateaubriand dem Könige nach; er sah in dem Winke des Königs, dem der Herzog von Bourbon Folge leistete, daß die Vorstellungen des Barons von Batz nicht ohne Wirkung gewesen, und daß der König seinen Plan gutgeheißen habe.

Jetzt näherte sich dem Dichter auch der alte Edelmann, der im Verlauf dieser Erzählungen so oft die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch genommen.

Ach! der Baron von Batz war nicht mehr der feurige Malteser, der Dame Leonore heimführte, er war nicht mehr der Chef der Herbergen der Gerechtigkeit und der letzte Ritter des königlichen Märtyrer-Paares, ja, er war nicht einmal mehr jener Mann, der noch wenige Monate zuvor so thätig gewesen bei der Herstellung des Bourbonischen Königthums. Es war ein kranker, hüstelnder Greis, der zu Chateaubriand trat — das wiederhergestellte Königthum hatte ihm so herbe, so entsetzliche Täuschungen gebracht, daß selbst seine eiserne Kraft nicht vermochte, sich länger zu stemmen gegen die niederschlagenden Eindrücke.

„Der König hat Ihren Plan angenommen, Herr Vicomte!" sagte der Baron leise und hustete.

Der Ton des Hustens verrieth, wie angegriffen die Brust des Barons war.

„So ist er und das Königthum gerettet!" entgegnete Chateaubriand enthusiastisch.

Der Baron blickte den Dichter mit einem seltsamen Lächeln an.

Es lag in diesem Lächeln eine Art von Neid; der Mann, der die Hoffnung aufgegeben, beneidete den Mann, der noch Hoffnung hatte, und doch freuete sich der unverwüstliche Royalist wieder, daß es noch Männer gab, die hoffen konnten, wo er keine Hoffnung mehr sah.

Der Baron von Batz war ein Ritter, der den letzten Thurm des ihm anvertrauten Schlosses vertheidigt, die ganze Burg ist schon in Feindes Hand, an Entsatz nicht zu denken; das aber hält ihn nicht ab, seine Pflicht zu thun und zu fechten bis auf den letzten Splitter des Schwertes und bis zum letzten Athemzuge, denn die Hoffnung kann aufhören, die Pflicht aber darf es nicht. Chateaubriand dagegen erhob sich gegen das Unglück, das Herz voll Hoffnung, er sah Wall auf Wall fallen und die Vertheidiger des Königthums wie Kornähren vor der Sense des Schnitters, aber er verlor die Hoffnung nicht einen Moment, denn Gott konnte ja in jedem Augenblick ein Wunder thun zur Rettung des Königthums.

Kaum war der König mit dem Herzoge von Bourbon in sein Cabinet getreten, als sich auch die Reihen der Hofleute sofort lösten und hinter dem feierlichen Hofgesicht das von allen Leidenschaften bewegte Menschenantlitz zum Vorschein kam.

Der Dichter sah sich erschrocken um, denn aus dem rapiden Gespräch, das in einem Moment um ihn laut wurde, mußte er entnehmen,

daß die höchste Rathlosigkeit, die tollste Verwirrung in den Kreisen des Hofes herrsche; man glaubte den König und die Prinzen nicht sicher mehr in Paris; und hatte das Königthum Grund, sich auf Paris zu verlassen? Wahrlich, das Mißtrauen der Royalisten gegen die Treue von Paris war gerechtfertigt genug. Die meisten der Hofleute wollten den König nach dem Westen, nach der Vendée führen, dort allein glaubte man ihn sicher unter dem Schutze der Erinnerungen an Larochejacquelein, d'Elbée, Bonchamps, Cathélineau und Charette. Die royalistische Tradition schien den alten treuen Dienern ein unbezwinglicher Schild. Nach dem Auslande dachte Niemand den König zu führen, nach England am wenigsten, in's Exil wollte Niemand wieder, sie Alle wollten lieber sterben.

Nach einer Weile fühlte sich Chateaubriand angesteckt von demselben Gefühl, das die Gemüther der Hofleute verwirrte, denn es verging kaum ein Augenblick, in welchem nicht ein neuer Abfall, eine neue Abtrünnigkeit gemeldet wurde, bald war's ein Marschall, bald eine Stadt, bald ein General, bald ein Regiment, bald ein hoher Beamter, bald eine ganze Landschaft, von denen gemeldet wurde, daß sie sich für Bonaparte erklärt hätten.

Chateaubriand hörte davon reden, daß die Krondiamanten eingepackt würden, er begriff, daß diejenigen, welche zu fliehen gedachten und den König zu flüchten, daß die noch den meisten Muth zeigten und wenigstens nicht die Absicht hatten, Verräther zu werden.

Bestürzt und schmerzlich bewegt verließ der Dichter das königliche Schloß.

In der Stadt sah es noch schlimmer aus.

Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Bonapartisten alle Action der Regierung zu lähmen gewußt; alle Truppen, die man Napoleon entgegenschickte, vergrößerten nur seine Armee; man mag der Restauration Unfähigkeit vorwerfen, aber es ist zuweilen nicht möglich, anders als unfähig zu erscheinen, ohne es doch zu sein. Oder ist es ein Beweis von Unfähigkeit, wenn Ludwig XVIII. dem Marschall Ney, der ihm die Hände küßt und ihm schwört, Bonaparte einzufangen wie ein wildes Thier, wenn der König der Treue eines solchen Mannes vertraut? Nein, lasse man die Ungerechtigkeit dieses Urtheils wirklich klar an's Licht treten. Unfähig war Ludwig XVIII. nicht, Fehler hat er vorher und nachher gemacht viele, in jenen Tagen aber war es eine Unmöglichkeit für ihn, Widerstand zu leisten, denn alle seine Mittel versagten an der Unaufrichtigkeit und der Lüge seiner Werkzeuge.

Wahrlich, jene Märztage, sie sind schmerzlich für das Königthum und seine Freunde, aber sie sind schimpflich für seine Gegner, es war damals vielleicht besser, der Betrogene zu sein, als der Betrüger. Man kann das auch von andern Märztagen sagen.

Es war damals Niemand aufrichtig, die wenigen alten Edelleute

ausgenommen, die ohne Macht waren. Jeder nahm ein Glaubensbekenntniß und warf es als Brücke vor sich her, um nur über die Schwierigkeit des Tages wegzukommen. Jeder behielt es sich vor, eine andere Richtung einzuschlagen, wenn die Schwierigkeit überwunden war.

Nur die Jugend war noch zuweilen aufrichtig, sie verlangte gegen den Tyrannen geführt zu werden.

Bonaparte verzichtet feierlich auf die Krone, nach ein paar Monaten kommt er wieder und nimmt sie mit gewaffneter Hand in Anspruch; Marschall Soult, der Kriegsminister des Königs, erläßt einen höchst energischen Armeebefehl gegen Bonaparte, und ein paar Tage später lacht derselbe Marschall Soult über diese Proclamation laut in dem Cabinet des Kaisers, er ist indessen Chef des Generalstabes der kaiserlichen Armee geworden. Benjamin Constant läßt heute eine donnernde Protestation gegen Bonaparte drucken und am andern Tage geht er zu ihm über! Solchen Thatsachen gegenüber hat man kein Recht mehr, von der Unfähigkeit des Königthums zu reden.

Am folgenden Tage, am 19. März, mehrte sich zusehends die Verwirrung in allen Kreisen, die übertriebensten Befürchtungen wurden laut; man redete davon, daß die in der Nähe von Paris stehenden Truppen für Bonaparte gewonnen seien, daß sie die Absicht hegten, sich auf die Hauptstadt zu stürzen und die Häuser der Royalisten zu plündern. Es war nicht möglich mehr, Herr der Verwirrung zu werden.

Die Royalisten drängten sich gegen Abend in den Tuilerieen und den Höfen des Schlosses, herzzerreißende Scenen aller Art spielten sich dort ab.

Die Nacht brach herein, es regnete heftig und der Wind fuhr in heftigen Stößen durch die Straßen und wehete über die Höfe des Palastes. Die Massen wurden dichter, denn es war kein Geheimniß mehr, daß der Hof abreisen wolle. Ludwig XVIII. war krank, die ununterbrochene Reihe der Nachrichten vom Abfall Aller, denen er vertraut, hatte seine Seele auf's Tiefste erschüttert.

Die Nationalgarde besetzte die Thore, schon nicht mehr für das Königthum, sondern nur, um die Stadt vor der Plünderung zu schützen, mit der die Truppen drohten, welche vom König abgefallen waren, aber sich noch nicht mit Bonaparte vereinigt hatten, die also unter gar keinem Commando standen.

Ludwig XVIII. war entschlossen, Paris, aber nicht Frankreich zu verlassen, er wollte seinen Hof in die starke Festung Lille verlegen.

In den Höfen, auf den Treppen, in den Corridors des Schlosses waren Tausende von Royalisten versammelt; wer in diesem Tumult ein Auge hatte, der konnte wohl bemerken, daß die Menge in großer Mehrzahl aus Greisen und Jünglingen bestand, die Männer waren sehr in der Minderzahl.

Die Vergangenheit wie die Zukunft gehörten dem Königthum, die Männer aber verriethen und verließen ihren Eid.

In den letzten Tagen hatte man sich die heftigsten Vorwürfe gemacht gegenseitig, das Alles hatte aufgehört, man fühlte, daß es keine Zeit war dazu, Wehmuth und Schmerz allein hatten noch das Wort. Nach und nach schwiegen auch diese, die nassen Augen, die bleichen Wangen, die pochenden Herzen, die gefaltenen Hände sprachen allein noch.

Es herrschte eine entsetzliche Stille in diesem von Menschen erfüllten Schlosse; die rothen Compagnieen der Garde waren marschfertig, man hörte das Rollen der königlichen Equipagen, welche am Pavillon der Flora vorfuhren.

Endlich schlug es Mitternacht, das war die zur Abreise bestimmte Stunde, die Wenigsten wußten das, aber Alle fühlten es.

Frauen und Greise knieeten auf den Stufen der Treppen und beteten.

Plötzlich öffneten sich die innern Thüren, die zu den Gemächern des Königs führten, ein einzelner Huissier, der in jeder Hand eine Fackel trug, trat daraus hervor.

Hinter ihm erschien Ludwig XVIII. in einen schwarzen Sammet-Mantel gehüllt, der königliche Greis vermochte nicht mehr zu gehen, die Herzöge von Duras und Blacas trugen ihn.

Bei diesem Anblick brach das tiefe Schweigen, das seit einer Stunde fast geherrscht hatte, in lautes Weinen, Klagen und Jammern aus.

Alles drängte sich herbei, die Hände und die Kleider des Königs zu küssen, der greise Monarch war tief gerührt, aber nicht mehr, als die Treuen, welche ihn umgaben, deren Namen er wohl nie erfahren hat.

Als der König den ersten Treppenabsatz erreicht hatte, bat er seine Führer, einen Augenblick zu ruhen, er ließ seine Blicke über die ihn umringende trostlose Menge schweifen, und das Herz wollte ihm brechen.

„Barmherzigkeit, meine Kinder," sagte er leise mit bebender Stimme, „Barmherzigkeit, schont meiner!"

Unter dem lauten Weinen der Menge trugen ihn endlich seine getreuen Gardes du Corps in seinen Wagen.

Langsam rollten die Wagen davon, hinaus in die Regennacht.

Aber das Trauerspiel in den Tuilerieen war noch nicht ausgespielt für diese Nacht.

Eine Stunde später verließ Monsieur mit dem Herzoge von Berry und der ganzen königlichen maison militaire das Schloß.

Seine Abreise war lauter; royalistische Freiwillige jedes Alters und jedes Standes umringten ihn, junge Leute, die noch nie ein Gewehr getragen, und gebrochene Greise, deren zitternder Hand der Degen entfiel, baten den Prinzen, ihnen doch zu erlauben, mit ihm zu sterben.

Der Prinz sprach mit ihnen, er befahl ihnen, sich zu entfernen, sich der Zukunft zu erhalten, er dankte ihnen. Ach! und die Stimme des Sohnes von Frankreich, sie tröstete so viele wunde Herzen und gab ihnen neue Hoffnung.

Dann rasselten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, und zum andern Mal hatten die Bourbonen das Schloß ihrer Väter hinter sich gelassen.

Die Nacht verging, der Morgen dämmerte grau, still und verlassen stand das Schloß der Tuilerieen.

Einzelne Wagen nur verließen Paris auf dem Wege nach Saint-Denys, wo die Könige von Frankreich begraben liegen, auf dem Wege nach Saint-Denys, auf dem der greise Monarch Paris verlassen, es waren nur die Wagen Einzelner, die ihm folgten; desto dichter war die Colonne der Wagen, die Schaar der Reiter, die auf dem Wege nach Fontainebleau dahinsauste in wüthender Eile, denn von Fontainebleau kam ja Bonaparte, von demselben Fontainebleau, wo er einige Monate zuvor der Krone entsagt und die Franzosen ermahnt hatte, dem Könige treu zu sein.

Um Mittag kamen auch die Volksmassen der Hauptstadt in Bewegung, man sah ihnen keinen Enthusiasmus an, im Gegentheil, es zeigte sich unverkennbarer Unmuth neben der stupiden Neugier, die, trotz allen Zeitungsphrasen, der gewöhnliche Ausdruck in dem schmutzigen Gesicht großer Massen ist.

Die Sprache der Bonapartisten wurde natürlich immer zuversichtlicher, ihre Thätigkeit immer fieberhafter, es mußte eine Bonapartistische Demonstration zusammengebracht werden, aber nur hier und da gelang es, etwas Leben in die mürrische Haltung der neugierigen Menge zu bringen.

Gegen Abend füllten sich abermals die Höfe, Treppen und Corridors des Tuilerieenschlosses mit Menschen, aber es waren ganz andere Gesichter, als die, welche man in der Nacht an derselben Stelle gesehen, es waren enragirte Bonapartisten, mit denen man den Carousselplatz und die großen Treppen besetzte. Die Agenten Fouché's waren sämmtlich in Thätigkeit.

Auf dem Thurme der Tuilerieen schlug es neun Uhr, da vernahm die um das Schloß versammelte Menge dumpfes Geräusch in der Ferne, das in athemloser Schnelligkeit näher kam und immer mächtiger anschwoll.

Es waren polnische Lanciers und Husaren vom vierten Regiment, welche im vollen Galopp durch die Straße daher jagten und aus vollem Halse schrieen: „Er kommt, meine Freunde, er kommt, es lebe der Kaiser!"

Ihr eigenes Rufen und der donnernde Hufschlag ihrer Rosse verhinderte die Reiter wohl, zu bemerken, daß auf ihren enthusiastisch

Ruf nur sehr einzelne Stimmen mit vive l'empereur! antworteten. Viel Mehrere fragten nur neugierig: „Wann kommt er? wo ist er?"

Plötzlich riefen funfzig, hundert Stimmen: „Da ist er!"

Ein leichter Wagen, bespannt mit acht Pferden, welche von den Postillonen zu wahnsinnigem Laufe angetrieben wurden, rollte mitten hinein in diese dichte Fluth von Menschen auf dem Platz, die noch immer gleichgültig schien; kaum aber hielt der Wagen an der Freitreppe, da brach die ganze Menge wie aus einem Munde in ein laut aushallendes vive l'empereur! aus.

Der Zauber des Außerordentlichen hatte noch ein Mal gewirkt, und von seinen Anhängern auf den Armen getragen, erreichte Napoleon das Cabinet in den Tuilerieen, von dem aus er Europa fünfzehn Jahre lang seinen Willen als Gesetz vorgeschrieben. —

Zwei Stunden etwa, nachdem Napoleon Bonaparte wieder Besitz von den Tuilerieen genommen, trat der Marquis von Lanmari durch eine Seitenthür in das Cabinet des Barons von Batz. Er war auf dem Caroussel-Platze gewesen; er hatte die Scenen beobachtet, die dort aufgeführt wurden; er kam, um mit dem Baron zu sprechen, denn sein Herz war voll Schmerz; da sah er den alten Herrn in seinem Lehnstuhl sitzen vor dem Bilde jener unvergeßlichen Claudia, seiner Gemahlin.

Die Kerzen in den Wandleuchtern waren schon tief niedergebrannt; das Bild seiner Mutter fesselte den jungen Marquis; es war ihm noch nie so edel und bedeutend erschienen, wie in diesem Augenblicke; auch der Baron schien ganz verloren in dem Anschauen der Frau, die er vergöttert hatte in ihrem Leben, die er nie vergessen in ihrem Tode.

Langsam trat der Marquis näher, der Baron rührte sich selbst da nicht, als ihm der Marquis die Hand auf die Schulter legte; da überfiel den jungen Mann jählings eine große Angst, er trat vor und faßte nach der Hand des guten Edelmannes, sie war eiskalt, die Augen, in denen das Leben erloschen, starrten noch nach dem Bilde Claudia's, der Baron von Batz war todt.

Der Marquis klingelte den Dienern, man brachte die Leiche des Barons in sein Schlafzimmer; die herbeigerufenen Aerzte konnten nichts weiter thun, als die Erklärung abgeben, daß ein plötzlicher Schlaganfall den alten Herrn getroffen und augenblicklich getödtet habe. Der Kammerdiener, welcher im Vorzimmer den Dienst hatte, aber nicht die Erlaubniß, in das Cabinet zu treten, hatte die Schritte seines Herrn noch kurz vor neun Uhr vernommen, dann aber nicht mehr.

Für den Marquis von Lanmari war kein Zweifel, daß der treue Royalist in demselben Augenblick vielleicht gestorben war, in welchem der Usurpator abermals das Schloß der rechten Könige von Frankreich in Besitz genommen.

„Fahren Sie sogleich zu dem Herrn Obersten Thélusson, zeigen

Sie ihm den Tod des Herrn Barons von Batz an und bitten Sie ihn, sich zu mir zu bemühen!"

Mit diesem Befehl entließ der Marquis von Lanmari den Kammerdiener des edlen Mannes, um dessen Tod er in der Stille trauerte; bewegter und schmerzlicher würde er um den Verlust seines leiblichen Vaters nicht haben trauern können.

Kaum aber hatte er sich in das innere Cabinet zurückgezogen, als ein ganz ungewohnter Tumult laut wurde in den stillen Räumen des alten Hotels; es war nicht der Schmerz der treuen Dienerschaft um den Tod ihres geliebten Herrn, denn sie hatte noch keine Kunde von dem Todesfall, sondern es war ein Agent Fouché's, welcher mit Polizei-Soldaten eindrang in das Hotel Saint-Aulaire und den Baron von Batz verhaften wollte. Die handfesten Bretagner begannen bereits, sich zur Wehre zu setzen, und das Haus, das der Schritt des Todes der Stille und der Trauer geweiht hatte, wäre vielleicht der Schauplatz eines wüsten und ganz nutzlosen Kampfes geworden; da vernahm der junge Marquis das kreischende: „Im Namen des Kaisers!" mit welchem der Polizei-Commissair die glückliche Rückkehr des Usurpators inauguriren zu wollen schien.

Mitten aus der Trauer und dem Schmerz heraus eilte Claudia's Sohn in den Tumult, er befahl seinen Leuten, sich ruhig zu verhalten, und ersuchte den Commissair, ihm zu folgen.

Die bedeutende Erscheinung des ernsten jungen Mannes imponirte dem Polizei-Schergen; er folgte dem Marquis schweigend in ein Zimmer.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?" fragte der Marquis.

„Ich habe den Auftrag, den Herrn Baron von Batz zu verhaften!" entgegnete der Commissair.

„Denselben, mein Herr, um dessen Fürsprache Sie sich vor einigen Wochen bemüheten, dessen Bekanntschaft mit Ihrem Chef, Herrn Dandré, Sie das Ordenskreuz verdanken?" fragte der Marquis, der den Mann kannte.

„Die Pflicht ist oft schwer, mein Herr!" stammelte der Commissair.

„Ja, Sie haben Recht, die Pflicht ist oft schwer," versetzte der Marquis bitter, dann fuhr er ernst fort: „der Herr Baron von Batz, den Sie suchen, ist nicht hier."

Der Polizeibeamte lächelte ungläubig. „Wir wissen bestimmt," sagte er mit gemeiner Schlauheit, „daß der Herr Baron Paris nicht verlassen hat, sondern gestern aus den Tuilerieen hierher zurückgekehrt ist."

„Der Baron von Batz," antwortete der Marquis sehr ernst, „hat vor wenigen Stunden nicht nur Paris, sondern auch diese Welt verlassen, er ist todt, wollen Sie sich überzeugen, so folgen Sie mir!"

Der Marquis verließ das Zimmer, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm der Polizist folge oder nicht, der aber folgte ihm nicht, er fühlte, daß der junge Mann nicht lügen könne, und eilte davon.

Eine Stunde später meldete man dem Herrn Herzoge von Otranto, daß sowohl der Vicomte von Chateaubriand, als der Baron von Batz nicht hätten zur Haft gebracht werden können, der Dichter, weil er dem Könige gefolgt in's Exil, der Ritter, weil er dem Könige voran gegangen in den Himmel.

Achtes Capitel.

Losung und Lösung.

Cassio:
„Nicht daß ich Dich nicht liebte!"
Bianca:
„Nur, daß Du mich nicht liebst!"
(Shakespeare.)

Das Gesicht des großen Usurpators war nicht heiter — und doch schritt er wieder auf und ab in jenem bekannten großen Cabinet des Königsschlosses, und doch hatte er wieder eine Nacht zugebracht in den Tuilerieen? Darum vielleicht waren seine Blicke düster, denn er mußte es wissen, daß aus diesem Zauberschloß der französischen Geschichte nur zwei Wege hinausführen, zwei thränenreiche Wege, denn der eine führt in's Exil, der andere auf das Schaffott.

Da stand ein kleiner, viel gebrauchter Tisch, dessen einfache Holzplatte wenig paßte zu der Herrscherpracht, mit welcher das große Cabinet sonst ausgestattet war; scheu beinahe blickte der harte Eroberer ein paar mal nach dem schlichten Meuble, endlich befahl er dasselbe zu entfernen. Der Anblick des Tisches störte den Imperator, es war der sogenannte Tisch von Hartwell. König Ludwig XVIII. hatte zwanzig Jahre lang zu Hartwell an diesem Tisch gesessen und bei'm Studium Horazischer Oden den verlorenen Thron zu vergessen getrachtet; er hatte den stummen Zeugen seines Exils mit in das Königsschloß seiner Ahnen gebracht, er saß täglich daran, Bonaparte ließ den Königstisch aus dem großen Cabinet entfernen.

Verdüstert schritt Napoleon auf und ab, er hatte zwei Meldungen empfangen, die ihm nicht gefielen; er war gestern in Paris angekommen und gestern hatte der Marschall Gouvion Saint-Cyr die Truppen in Orléans die weiße Cocarde des Königs wieder anlegen lassen und die Truppen hatten es gethan; das gefiel ihm nicht, denn es zeigte ihm, wie wandelbar die Stimmung selbst der Soldaten, es zeigte ihm, daß seine Macht lediglich auf dem Zauber seiner eigenen Persönlichkeit beruhe, und das wollte

er nicht. Ferner hatte ihm eine telegraphische Depesche gemeldet, daß der Herr Herzog von Angoulème sich vertheidige, daß derselbe kühn genug gewesen, angriffsweise zu verfahren mit den wenigen Truppen, die er bei sich hatte. Er wollte nicht, daß man sich gegen ihn vertheidige. Er war entschlossen, den Neffen des Königs erschießen zu lassen, im Fall, daß man sich seiner bemächtige, weil er es gewagt, das Königthum seines Oheims zu vertheidigen.

Man meldete dem großen Manne die Ankunft Ihrer Majestät der Königin von Holland.

So nannte man Josephinens Tochter mit großer Geflissentlichkeit wieder, obwohl Hortense von König Ludwig XVIII. den erbetenen Titel einer Herzogin von Saint-Leu angenommen, und obwohl ihr Gemahl längst auf den holländischen Präfecten-Thron verzichtet hatte.

Napoleon hatte seine Stieftochter nur einige Augenblicke am Abend zuvor gesehen und war nicht eben freundlich gegen sie gewesen; er glaubte Ursache zur Unzufriedenheit mit ihr zu haben, und nicht ohne große Aengstlichkeit trat sie in das große Cabinet.

Die Zeit war hin, wo sie im Stande gewesen, den Zorn des furchtbaren Mannes zu beschwören. Sie hatte, wie zum Schutz, ihre Söhne mitgebracht, welche Husaren-Uniform trugen. Die Knaben sahen allerliebst aus in diesem Anzuge, und der Gewaltige gab einer menschlichen Regung nach bei ihrem Anblick; die Kinder mochten ihn an seinen Sohn, an sein Kind erinnern, an jenen kleinen König von Rom, der fern in Deutschland zum österreichischen Offizier erzogen wurde. Doch der Eindruck ging bald vorüber. Sein Antlitz wurde wieder ernst und die Augenbrauen zogen sich zusammen, er ließ die Kinder fortbringen, und kaum sah er sich allein mit Hortense, als er, jede Rücksicht bei Seite setzend, in den rauhesten Worten Rechenschaft von ihr forderte über das, wie er sagte, unwürdige Benehmen der Kaiserin Josephine während seines Aufenthaltes auf Elba. Die harten Worte Napoleon's wurden noch härter dadurch, daß er durchaus nicht an das Herz der Tochter dachte, das noch blutete, da so kurze Zeit erst seit Josephinens Tod verstrichen. Er zeigte sich namentlich empört darüber, daß Josephine Ludwig XVIII. gebeten hatte, ihr den Titel einer Kaiserin zu lassen. Hortense gerieth außer sich über den Ton, in welchem Napoleon von ihrer Mutter sprach, jedes Wort Napoleon's war eine Beleidigung des Andenkens ihrer Mutter, und in edler Aufwallung rief sie: „Sire, vergessen Sie nicht, daß Sie zur Tochter Josephinens sprechen, denken Sie doch daran, daß meine Mutter keinen Helfer hatte in dem Kampfe, wo die Rache, welche Sie wachgerufen, Sire, in ihr ein doppelt verletztes Opfer traf. Sollte meine Mutter sich nicht wenigstens ein Asyl zum ruhigen Sterben in dem Lande sichern, dessen Krone sie getragen?"

Napoleon sah seine Stieftochter einen Augenblick halb verwundert an, dann rief er barsch: „Wahrlich, war denn Josephine so ganz überzeugt

davon, daß ich nie mehr im Stande sein würde, ihr zu helfen? Wie? Ein paar Wochen erst nach meiner Verbannung und schon unterhandelt sie mit meinen Feinden? Sie, Josephine? Die Liebe meiner Jugend, sie, die ich nie von mir gelassen haben würde, hätte nicht das Gebot des Staates mich dazu gezwungen? Ich hätte das nie von ihr erwartet!"

„Aber Sire," rief Hortense, „Ew. Majestät scheinen ganz zu vergessen, in welcher Lage Sie uns zurückließen. Meine Mutter hatte keine Hülfe mehr, keine —"

Die arme Hortense wollte fest bleiben, aber sie vermochte es nicht, sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Napoleon war nie sehr empfänglich für Thränen, aber er lachte höhnisch zu den Thränen seiner Stieftochter, und Hortense machte an sich selbst die erste Erfahrung von der Wahrheit der vielfach bestrittenen Behauptung, daß der von Elba zurückkehrende Napoleon viel mehr Aehnlichkeit mit dem schlecht erzogenen republikanischen General, als mit dem wenigstens in den meisten Fällen an sich haltenden Kaiser gehabt.

„Ich weiß wohl," sagte der Scheltende endlich etwas ruhiger, „daß Sie zu entschuldigen sind, Hortense, aber Josephine, nein, ich werde ihr nie verzeihen."

Die arme Josephine, gewiß war sie der Verzeihung Gottes sehr bedürftig, aber nicht der Napoleon's.

„Man beschuldigt Marie Louise der Schwäche," fuhr der Imperator fort, „aber Marie Louise hatte nicht, wie Josephine, mit der Krone aus der Hand des Papstes einen unauflöslichen Anspruch empfangen. Daran hätte sich Ihre Mutter erinnern sollen!"

Welch ein Mensch! er redete von dem Papst, den er einkerkern und mißhandeln ließ.

„Sire," rief Hortense, die arme gequälte Tochter „ich beschwöre Ew. Majestät, gütig von meiner Mutter zu sprechen. Ach, das letzte Wort, welches über ihre Lippen kam, war Ihr Name."

„Ein Grund mehr," entgegnete Napoleon hart, „um ihn in Achtung zu halten. Nach Ihrer Meinung," setzte er boshaft hinzu, „genügt es also, zu lieben, um jedes Vorwurfs ledig zu sein!"

Hortense erröthete unter ihren Thränen; Napoleon, welcher auf und ab ging, blieb in dem Augenblick vor dem Fenster stehen, welches nach dem Pont-Royal hinausgeht. Dasselbe war geöffnet, die Menschenmenge, welche dort neugierig gaffend stand, sah kaum den Kaiser erscheinen am Fenster, als sie in ein donnerndes „Vive l'Empereur!" ausbrach.

Ein geschickter Mensch war Napoleon immer, er trat rasch auf die arme Hortense, deren Antlitz in Thränen schwamm, zu; er zog sie ans Fenster und zwang sie so, das Volk zu grüßen und ihm zuzulächeln. Die Arme, sie that, was ihr Napoleon befahl, sie grüßte, sie lächelte mit Thränen im Auge.

Am andern Morgen las man folgende Note im Moniteur: „Gestern waren Se. Majestät der Kaiser mit der Königin Hortense und den Prinzen, Ihren Neffen, in Ihrem Cabinet; der Zuruf des Volkes, das sich in zahlloser Menge unter den Fenstern Sr. Majestät versammelt hatte, rief Dieselben auf den Balcon, und die Königin Hortense war so gerührt durch die Beweise der Anhänglichkeit des Volkes von Paris, daß sie in Thränen ausbrach und so der theilnehmenden Menge das ergreifende Schauspiel Ihrer Thränen zeigte, welche ihr die Liebe des Volkes zu Ihrem erlauchten Vater erpreßte."

Das ist eine Probe von dem Zeitungsstil des Herrn Herzogs von Otranto, des kaiserlichen Polizeiministers.

Während die arme Hortense also gerührt war über die Liebe des Pariser Volkes zu Napoleon, finden wir in dem altmodigen und etwas vernachlässigten Prunkzimmer eines sonst schmucken bürgerlichen Hauses der Straße Baugirard vier Damen beieinander, bei denen die von der Polizei ausgegebene Liebeslosung offenbar keine Gültigkeit hat, denn in jedem Munde fast ist eine Klage über „Bonaparte", der hier durch seine Rückkehr Interessen aller Art verletzt zu haben scheint.

Auf einem Sessel am Fenster saß die Herrin dieser Wohnung gerade und sehr steif, eine Dame von etwa sechzig Jahren, von deren Gesicht man eigentlich gar nichts sagen konnte; wenn es einen Ausdruck überhaupt hatte, so war es der Ausdruck der vollendeten Nichtigkeit; diese Dame, welche Spitzen von Alençon und eine Robe von schwarzer Seide trug, hatte einen häßlichen, fetten kleinen Hund auf dem Schooß und streckte, wie zum Schutze, ihre knochigen langen Finger über den häßlichen vierfüßigen Liebling hin, alle Mal, wenn der Name Bonaparte genannt wurde.

Frau von Concrin war vor der Revolution die leichtsinnige Zofe einer leichtsinnigen Dame gewesen, ihre Herrin war guillotinirt worden und sie zu einem hübschen Vermögen gelangt, auf eben demselben Wege, wie damals so manche zu Vermögen gelangten. Später hatte sie ihre Hand und ihre Renten einem Herrn Concrin gegeben, der sich von Concrin nannte, aus eigener Machtvollkommenheit, und die Eitelkeit hatte, für einen zurückgekehrten emigrirten Edelmann gelten zu wollen, obwohl er seine Vaterstadt Nancy nie verlassen und in seiner bescheidenen Stellung als zweiter Clerk eines Notars niemals etwas zu befürchten gehabt hatte von der Revolution. Diesem guten Manne, der seine Verehelichung mit der edlen Julie nicht lange überlebt hatte, verdankte die ehemalige Zofe den Namen einer Frau von Concrin.

Diese sonderbare Edeldame vermiethete meublirte Zimmer, allerdings aber mit großer Auswahl; sie nahm vorzugsweise Frauen und Töchter von Edelleuten in Pension, welche auf längere oder kürzere Zeit nach Paris kamen und nicht eben glänzende Mittel hatten. Daher konnte sich Frau von Concrin einer ausgebreiteten Bekanntschaft unter dem Adel rühmen.

Der Frau vom Hause zunächst gewahren wir in höchst vernachlässigter Kleidung die Wittwe des armen Gervais von Sainte-Pallaie, der im Duell von der Kugel Philipps von Krummensee fiel; die junge Wittwe ist noch immer schön und die Spuren ihres letzten Thränenergusses machen sie anziehend für alle Liebhaber larmoyanter Schönheiten. Septimanie ist eine Freundin der Frau vom Hause, welche sentimentale Anwandlungen für vornehm hält. Als zahlende Pensionsgäste finden wir neben diesen Frauen im Zimmer die gute Schwester des Chevaliers von Maison-Rouge, Madame Adelaide Veraultier, welche sehr froh ist, daß sie nun nach zurückgelegter Trauerzeit ihre colossalen Reize in den buntesten Farben und den prächtigsten Stoffen der Welt wieder zeigen kann. Sie thut das mit einer Hast und einem Uebermaß, von welchem letztern ihr fast unanständig weit ausgeschnittenes Kleid vollgültiges Zeugniß ablegt.

Diese drei Damen sind es, welche laut über die Rückkehr Bonaparte's jammern, am lautesten Madame Adelaide, am thränenreichsten natürlich Madame Septimanie, am giftigsten Madame Concrin.

Entfernt von dieser wortreichen Gruppe hält sich Fräulein Clotilde von Raucourt und Maison-Rouge auf; ihre kleine zierliche Gestalt hat, seit wir sie nicht gesehen im rothen Hause, nicht an Fülle gewonnen, sie ist so abgemagert im Gegentheil, daß sie krank und leidend aussehen würde, wäre sie weniger klein und zierlich, und spräche sich nicht in den edeln, aber scharfen und durchgearbeiteten Zügen und in den lebhaft funkelnden Augen eine Seele aus, die keck und siegesgewiß jeden Kampf aufnimmt, weil sie sich bewußt ist, in einem Kampfe gesiegt zu haben, der an Schrecklichkeit seines Gleichen nicht haben kann.

Man brachte einen Brief für diese Dame, sie nahm ihn ziemlich gleichgültig und betrachtete ihn eine Weile, ohne ihn zu erbrechen, denn die Handschrift der Adresse sowohl, wie das Siegel waren ihr völlig fremd. Plötzlich bemerkte die Dame einige ganz kleine, unter das Siegel geschriebene Buchstaben. Starr hefteten sich ihre Blicke auf diese kaum leserlichen Zeichen und leise buchstabirte sie: „Crèvecoeur!" Es trat eine flammende Röthe in ihr Antlitz, sie erhob sich nicht ohne Anstrengung von ihrem Sitze, und als sie stand, fühlte sie, daß ihr die Füße zitterten. Aber Clotilde war eine ächte Raucourt, sie beherrschte mit ihrem gewaltigen Willen im nächsten Moment schon vollständig ihre Aufregung und als sie mit leichtem Gruß, lächelnd und den Kopf neigend an den Damen vorüberging, um den Salon zu verlassen und sich nach ihrem Zimmer zu begeben, da hatten diese wahrhaftig nicht die geringste Ahnung von dem Sturme, der hinter dieser lächelnden Maske tobte. Madame Adelaide aber sagte: „Es ist seltsam, wie meine Cousine meinem Vetter, dem Baron von Raucourt, so ähnlich sieht!"

„In der That, die Aehnlichkeit ist groß," rief Frau von Concrin

sogleich, „ich hatte die Ehre, den Herrn Baron von Raucourt zu sehen, als er die Stelle eines Maitre d'Hotel bei Monsieur übernahm!“

Der Baron von Raucourt gehörte zu denjenigen vornehmen Bekanntschaften, mit denen die wackere Dame gern prahlte, denn der Baron hatte sich wirklich einige Minuten mit ihr unterhalten, als er die Zimmer für seine Cousinen miethete.

Clotilde stand allein in ihrem Zimmer, sie hatte die Thür hinter sich vorsichtig geschlossen, sie setzte sich nieder und drückte den immer noch uneröffneten Brief fest auf ihr mächtig pochendes Herz.

„Oh! wie bin ich doch noch so schwach!“ murmelte sie, „die Sünde seines Vaters, die Sünde meiner Mutter haben unsere Liebe unmöglich gemacht,“ ihre Wangen brannten und ihr Auge glühte, „er liebte mich und hatte doch den Muth, mich wissen zu lassen, daß ich seines Vaters Tochter, und ich habe nicht die Kraft! Jede Erinnerung macht mich wieder schwach, doch Geduld, die Gewohnheit der Entsagung muß meiner Schwäche zu Hülfe kommen. Oder hätte er Recht? wäre es wirklich nothwendig, eine neue Pflicht zu übernehmen, in deren Erfüllung ich die Kraft fände, diese Leidenschaft ganz zu besiegen? Ich fühle es, daß er mich mit dem Chevalier verheirathen will, das ist die Pflicht, die er meint; ich soll ihm helfen, den alten Glanz des Hauses Raucourt wieder herzustellen — nun, ich will ihm zeigen, daß ich wenigstens den Muth habe, alles das zu thun, was er von mir verlangt, wenn meine Kraft auch nicht immer ausreicht. Doch was enthält dieser Brief? er ist von ihm, Crèvecoeur, so hat sein Vater jene Briefe an meine arme Mutter unterschrieben, er hat mir durch dieses Wort anzeigen wollen, daß der Brief von ihm komme!“

Mit einer Hast, die auffallend gegen die scheinbare Gleichgültigkeit abstach, mit welcher Clotilde den Brief des Barons so lange unerbrochen in der Hand gehalten, riß sie jetzt die Enveloppe ab, welche mehrere Blätter enthielt.

Wir kennen bereits die seltsame Marotte des Barons von Raucourt, seine Briefe auf die leeren Blätter alter, oft ganz vergilbter Familienbriefe zu schreiben und im Eingang seines Briefes stets den Inhalt des sauber abgeschnittenen älteren Schreibens anzugeben. Der Brief, den Clotilde in der Hand hielt, lautete: „Meine theure Clotilde, auf der abgeschnittenen Hälfte dieses Bogens stand ein sehr zärtlicher Brief meiner Mutter an meinen Vater; ich fand ihn in einer alten Briefmappe noch uneröffnet, und er war nicht der einzige. Ich werde auf das Couvert meiner Briefe den Namen schreiben, unter dem mein Vater, unser Vater, uns am wehesten gethan hat, denn ich glaube, daß selbst ein Brief, von fremder Hand überschrieben, von Dir nicht uneröffnet bleibt, wenn Du das „Crèvecoeur“ neben dem Siegel bemerkst.“

Clotilde schüttelte mit dem Kopf, die Wunderlichkeit des Barons, seine gesuchte Art zu schreiben mißfiel ihr in diesem Augenblicke mehr

als je. „Mein Schreiben, das Dir durch sichere Hand zwar, aber doch durch mehrfache Uebermittelung zugeht," las das Fräulein weiter, „hat den Zweck, Dich in der Anlage sub luna zu benachrichtigen, wo die Geldmittel, die ich bis jetzt zur Herstellung unseres alten lieben rothen Hauses von Raucourt zusammengebracht habe, angelegt sind. Diese Geldmittel stehen zu Deiner und des Chevaliers von Maison-Rouge Verfügung, doch hoffe ich, daß Ihr dieselben gemeinschaftlich nach dem Plane verwenden werdet, den ich in der Anlage sub sole beifüge. Meine theure Clotilde wird schwerlich sich verwundern, daß ich die Wiederherstellung des Hauses unserer Väter ihr gemeinschaftlich mit dem Vetter von Maison-Rouge anvertraue, denn ihr heller Blick muß längst erkannt haben, daß es mein innigster Wunsch ist, sie mit dem Chevalier durch unauflösliche Bande vereinigt zu sehen. Ich habe dabei, und nehme Gott zum Zeugen, nicht nur die Verwirklichung meiner Pläne für den Flor des Hauses Raucourt im Auge, sondern ich hege die feste Ueberzeugung, daß mein Vetter Eugen ein Mann geworden ist, dem meine theure Clotilde getrost ihre Zukunft anvertrauen kann; der Vetter von Maison-Rouge wird glücklich sein im Besitz der Frau, die er liebt; Clotilde wird an der Seite eines ehrenhaften Mannes ihre Pflicht thun und in Erfüllung derselben anfänglich Ruhe, dann Trost und endlich Ersatz finden für eine Liebe, welche ihr ein hartes Geschick versagte. Fragt mich diese theure Clotilde, warum ich gerade jetzt aus der Ferne her diese Bestimmungen und Wünsche ihr zukommen lasse, so muß ich darauf antworten, daß diese Zeilen kein Testament enthalten, daß ich mich im vollsten Genuß meiner körperlichen wie meiner geistigen Kräfte befinde, und daß ich keineswegs darauf verzichtet habe, auch in Zukunft noch persönlich für das Haus Raucourt zu wirken, aber die politischen Verwickelungen sind der Art, daß ich nicht weiß, wie lange ich fern sein werde noch von der Heimath. Sollte der berühmte General siegreich nach Paris vordringen, sollte unser König genöthigt sein, zum andern Male eine Zuflucht in fernen Landen zu suchen, so wird der Chevalier wahrscheinlich auch seinen Posten in Avignon verlassen und flüchten müssen. Ich rathe aber der lieben Clotilde, unter allen Umständen in Paris zu bleiben; der Kampf, der sich dann auf's Neue erhebt, kann unmöglich von langer Dauer sein, und persönlich hat sie ja nichts von dem berühmten Generale zu fürchten. Das sub stella angebogene Blatt enthält die Adresse eines Mannes, welcher ihr während dieser Zeit gern gefällig sein wird, der es sein kann und sich nie weigern wird, ihre Wünsche zu erfüllen, sobald sie ihm das bezeichnete Blatt persönlich übergiebt."

Clotilde war Frau und neugierig genug, zuerst dieses Blatt zu betrachten — sie hatte auch ein Recht dazu, denn der König hatte Paris geräumt und die Zeit war da, in der sie, wenn sie derselben bedurfte, die Hülfe dieses Mannes in Anspruch nehmen konnte. Das Fräulein ent-

faltete das mit einem Stern bezeichnete Papier und las mit höchstem Erstaunen: „Dem Herrn Herzoge von Otranto wird die Ueberbringerin dieses empfohlen durch den, welcher schreibt.“ Clotilde erkannte augenblicklich, daß eine fremde Hand diese Empfehlung geschrieben, eine Hand, deren Schriftzüge dem gefürchteten Herzoge von Otranto vermuthlich genau bekannt sein mochten.

„Meine theure Clotilde wird noch recht glücklich werden,“ schloß der Brief des Barons, „was ich dazu beitragen kann, soll zuverlässig geschehen, und mir wird gewiß noch die Freude, sie glücklich zu sehen. Hält sich der König in Paris, bis ihm Europa zu Hülfe kommt, so wird der Chevalier von Maison-Rouge wahrscheinlich nach Paris berufen werden. Ihm mag Clotilde diesen Brief mittheilen und ihm auch die nöthigen Erläuterungen geben, es darf auch nicht die kleinste Unaufrichtigkeit zwischen Clotilde und ihrem künftigen Gemahl stattfinden. Der Chevalier muß wissen, daß ich Clotilde geliebt habe, aber eben darum muß er auch erfahren, warum ich ihr nicht meine Hand reichen durfte; ebenso wünsche ich, daß ihm ganz klar werde, wie nicht sein Verdienst, nicht seine Liebe zu Clotilde ihm deren Hand verschafft, sondern lediglich seine Eigenschaft als einziger Träger der edeln Namen Maison-Rouge und Raucourt. Das muß ihn mit jenem Familienstolz erfüllen, der den Mann lehrt, sich nur als Mitglied seiner Familie stolz und bedeutend zu fühlen; solcher Stolz aber soll den Mann, der den Stamm des Hauses Raucourt auf's Neue pflanzen soll, durch und durch erfüllen. Ich bin, meine theure Clotilde, mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Lebensglück, Ihr ergebener Freund und stets dienstwilliger Vetter Carl Claudius von Raucourt, Baron von Raucourt und Maison-Rouge, Ritter der königlichen Orden und erster maitre d'hôtel Sr. königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois. Wien, den 14. März 1815.“

Clotilde ließ die Hand mit dem Briefe des Barons in den Schooß sinken und saß lange sinnend; sie sah fast schön aus, denn ihre weiße Wange war hell geröthet, und in ihren Augen leuchtete das Feuer, das in ihrer Seele brannte; ihre Aehnlichkeit mit dem Baron war im höchsten Grade auffallend, es waren nicht nur dieselben Züge, sondern auch jener Ausdruck unbezwinglicher Energie, der bei dem Baron selbst nur zum Vorschein kam, wenn er sich allein wußte, zeigte sich in zarterer Gestalt um den Mund Clotildens. Das Fräulein war mächtig stolz auf den eben empfangenen Brief, die sonderbaren Wendungen, die stylistischen Schnörkel, in denen sich der Baron gefiel, störten sie nicht mehr, sie las aus dem Briefe heraus nur, daß der Mann, den sie geliebt von Jugend auf, dem sie aber nicht angehören konnte, daß der sie berufen habe, den Glanz und das Ansehen ihrer Familie gemeinsam mit ihm wieder herzustellen. Sie konnte seine Pläne mächtig fördern, indem sie dem Chevalier von Maison-Rouge ihre Hand gab.

Sie war entschlossen dazu.

Seltsame Menschen, krachend bricht das Königthum zusammen, ganz Europa klirrt in Waffen, und sie denken nur an die Restauration des rothen Hauses von Raucourt!

Es klopfte leise an des Fräuleins Thür; mit ihren Gedanken beschäftigt, vernahm es Clotilde nicht, erst als sich das Klopfen mehrmals rasch hinter einander und beinahe ängstlich wiederholte, horchte die Dame auf, erhob sich dann ziemlich verwundert und fragte vernehmlich: „Wer klopft?"

„Einer vom rothen Hause!" antwortete, wie's schien nach einigem Besinnen, eine leise und ängstliche Stimme.

„Wer kann das sein?" fragte sich Clotilde selbst, aber sie öffnete unbedenklich Jedem die Thür, der im Namen des rothen Hauses anklopfte.

Erschrocken trat sie indessen einen halben Schritt zurück, denn durch die geöffnete Thür trat mit weitem Schritt eine fast riesenhafte Weibsperson, die ziemlich nachlässig und unordentlich gekleidet war. Dieses Frauenzimmer schloß erst sehr sorgfältig hinter sich die Thür, dann riß sie Hut und Schleier zugleich vom Kopf und rief, sich zu Clotildens Füßen niederwerfend: „Verzeihen Sie, theuerste Clotilde, den Schreck, den ich Ihnen wahrscheinlich mache, aber ich hatte keine Wahl, wenn ich mich nicht meinen Feinden selbst überliefern wollte!"

Die in Frauenkleider gehüllte Person war Herr Eugen Marie von Raucourt, Chevalier von Maison-Rouge.

„Stehen Sie auf, lieber Cousin!" nahm Clotilde, sich schnell sammelnd, das Wort und streckte der abenteuerlichen Gestalt die kleine Hand hin, „und sagen Sie mir rasch, was ich zu thun habe, denn ich kann mir denken, daß Sie in diesem Augenblick in Paris in Gefahr sein müssen!"

„Sie haben Recht, meine theure Clotilde!" entgegnete der Chevalier, die Hand, die er so sehr liebte, mit Küssen bedeckend und sich gar nicht beeilend, seine knieende Stellung zu verlassen. Er gehorchte erst einer zweiten ziemlich gebieterischen Mahnung Clotildens, aufzustehen, dann sagte er, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr: „Ich bin eigentlich in einer entsetzlichen Lage; ich fürchte nicht für mich, glauben Sie mir das, aber ich habe Depeschen von Wichtigkeit bei mir, die mir der Herr Herzog von Angoulème für den König anvertraut hat. Ich rechnete darauf, den König noch hier zu finden. Uebergroße Vorsicht ließ mich auf einsamen Pfaden gestern gegen Abend hier ankommen, hier erst erfuhr ich, daß der Hof Paris bereits verlassen, auf der breiten Straße hätte ich die große Neuigkeit eher erfahren und hätte mich gehütet, in die Höhle des Löwen, denn das ist Paris in diesem Augenblicke für mich, einzutreten. Ich finde keinen Ausweg, meine Freunde sind zum Theil fort, zum Theil kann ich sie nicht aufsuchen,

ohne sie zu compromittiren, und ich fürchte, die Spürhunde Fouché's sind bereits auf meiner Fährte."

Als der Chevalier den Namen Fouché's nannte, zuckte es wie ein Blitz über das Antlitz Clotildens, Maison-Rouge bemerkte es und hielt inne, aber die Dame winkte ihm, fortzufahren.

„Ich bin zu Ende, theure Clotilde," schloß der Chevalier, „ich konnte der Begierde, Sie zu sehen, nicht widerstehen, ich verschaffte mir Frauenkleider, und kam hierher; wie ich aus Paris kommen soll, weiß ich nicht."

„Nun," sagte Clotilde, leise lächelnd, „Ihre Verkleidung, mein Cousin, ist eben nicht sehr geschickt gewählt, und macht Ihrem Scharfsinn wenig Ehre, ich bitte, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, es blieb Ihnen weder Zeit noch Wahl; ich glaube Ihnen, aber desto klüger haben Sie gehandelt, hierher zu mir zu kommen. Nein, sehen Sie nicht so zärtlich aus, Maison-Rouge, nicht die liebende Cousine, noch weniger die Frau, die Sie mit Ihrer Werbung beehrt haben, spricht das, sondern die Royalistin, welche sich freut, daß sie in der Lage ist, den treuen Diener des königlichen Hauses aus einer gefährlichen Lage zu befreien. Ich werde Ihnen die Mittel verschaffen, mein Cousin, Paris verlassen und dem Hof folgen zu können."

„Wunderbares Mädchen!" rief der Chevalier staunend.

„Es ist wohl nicht das erste Mal, Cousin, daß ich Ihnen wunderbar und räthselhaft vorkomme?" fragte Clotilde lächelnd, dann aber fügte sie sehr ernst hinzu: „heute und in der nächsten Stunde schon werden Sie die Lösung des Räthsels haben, das Sie so lange beschäftigt hat; ich bin überzeugt, daß diese Lösung Sie nicht verletzen und Ihre Gefühle gegen mich nicht verändern wird. Setzen Sie sich dort hin, ruhen Sie aus; bedürfen Sie einiger Stärkung, so finden Sie in jenem Schranke Weißbrod und eine Flasche Lunel. Ich werde Sie jetzt verlassen, und Sie werden mir erlauben, Sie während meiner Abwesenheit einzuschließen. Sagen Sie mir nicht, daß Sie schon lange mein Gefangener sind, ich sehe Ihnen an, daß Sie mich mit dieser Redensart beglücken wollen; hier nehmen Sie diese Briefe und lesen Sie dieselben aufmerksam, aber öffnen Sie die Thür nicht und kümmern Sie sich um nichts, was draußen vorgeht!"

Während Clotilde das sagte, hatte sie einen kleinen Mantel umgenommen und einen Hut vor dem Spiegel aufgesetzt; jetzt trat sie vor den Chevalier, gab ihm ihre Hand und sagte: „Adieu!" Ehe sich Maison-Rouge eigentlich noch von seinem Erstaunen erholt hatte, war die kleine, zierliche Gestalt seinen Blicken entschwunden, und er hörte, wie sich der Schlüssel in dem Schloß drehte. Er war eingeschlossen, eingeschlossen in dem Zimmer der Geliebten, das fühlte der Chevalier selbst in den gefahrvollen Umständen, in denen er sich befand, als ein Glück. Er hätte sich dem Entzücken eines liebenden Mannes gewiß noch länger

überlassen, wenn nicht sein Blick auf die Briefe gefallen wäre, welche Clotilde ihm zum Lesen übergeben. Der Chevalier hatte in dem Augenblick wenig Lust zum Lesen, aber er erkannte die steifen Schriftzüge seines Vetters, des Barons, und Alles, was mit diesem Manne, der eine so große Gewalt über ihn hatte, zusammenhing, interessirte ihn im höchsten Grade. Er las mit steigender Aufmerksamkeit.

Wir verlassen indessen den Ritter und folgen der Dame, die einen Fiacre bestiegen hat, welcher sie nach der Wohnung des kaiserlichen Polizei-Ministers Fouché führt, der sich einen Herzog von Otranto nennt.

Fouché hat so eben den Tages-Rapport empfangen und hat seinen Ober-Spion, den berüchtigten Piaget, bei sich, der an gemeiner Schlauheit seines Gleichen nicht gehabt hat. Fouché schien nicht ganz zufrieden mit der Thätigkeit seines Dieners.

„Sind Sie sicher, ganz sicher, daß es derselbe Mann war?" fragte der Polizei-Minister beinahe ungeduldig, „kennt der Agent den Baron von Vitrolles persönlich?"

„Er kennt ihn persönlich," entgegnete Piaget offenbar verdrießlich, „denn selbst das hat seine Art von Stolz, ich versichere Monseigneur, daß der Mann nicht der Baron von Vitrolles war, und ich würde es nicht behaupten, daß es derselbe Mann wäre, wenn ich mich nicht auf meine Berichte verlassen könnte."

„Und wo ist der Mann jetzt?" fragte der Minister wieder.

„Ew. Excellenz sollen es in einigen Minuten erfahren," entgegnete der Beamte zuversichtlich, „mein Agent war ihm nach der Straße Vaugirard gefolgt."

Ein Secretair trat ein und sagte dem Minister einige Worte leise, dieser schien einen Augenblick nachzudenken, dann nickte er und sprach zu seinem Oberspion: „warten sie draußen, Piaget, bis ich klingele!"

Beide verschwanden, und Fouché, als er sich allein sah, rieb sich, wie's schien sehr befriedigt, die Hände.

„Seltsamer Glücksfall!" murmelte der blutige Königsmörder, „der Name allein genügte mir schon; wenn es nicht Vitrolles selbst war, so mußte es seine rechte Hand sein. Dieser verteufelte Chevalier von Maison-Rouge, ich denke, da machen wir einen guten Fang, und was mag diese Dame wollen? Ihren Vetter verrathen? He!

Der Secretair öffnete die Thür, ließ Clotilde eintreten und schloß die Thür hinter ihr.

„Fräulein von Raucourt!" sagte der Minister, der Dame entgegen gehend und sie durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend. Oh! Fouché konnte auf seine Weise artig sein! Clotilde verneigte sich leicht, nahm Platz, und der Minister setzte sich ihr gegenüber nieder.

„Ich glaube den Grund Ihres Besuches zu kennen, mein Fräulein," begann Fouché in seiner süßlichen Weise, „Sie haben einen Besuch empfangen!"

„So ist es, Herr Herzog," antwortete Clotilde mit vollkommener Sicherheit und einer Ruhe, die Fouché in Erstaunen setzte, „mein Vetter, der Chevalier von Maison-Rouge, ist hier und kann Paris nicht ohne einen Paß von Ihnen verlassen, ich bitte Sie deshalb, mir einen Paß für ihn zu geben, da mein Vetter Eile hat."

Die einfachen Worte der Dame wurden mit einer solchen Sicherheit ausgesprochen, daß selbst die fast imperturable Ruhe Fouché's wich und er in seiner zischenden Weise durch die Zähne sprechend sagte: „Ei! ei! das geht ja schnell, sehr schnell, meine schöne Dame! und wenn ich nun keine Lust hätte, dem Herrn Vetter einen Paß zu geben, sondern es vorzöge, denselben verhaften zu lassen?"

„So würde ich Sie bitten, zuvor doch einen Blick auf dieses Blatt zu werfen!" antwortete Clotilde mit vollkommener Ruhe, denn ihr Vertrauen auf Alles, was der Baron von Raucourt ihr empfahl, ließ nicht einmal einen Zweifel bei ihr aufkommen.

Sie reichte Fouché das Blatt; dieser empfing es, las es, hielt es leicht in der Hand und blickte, wie mit sich selbst berathschlagend, vor sich nieder, aber keine Miene seines Gesichtes verrieth den Eindruck, den dieses Blatt auf ihn gemacht! Nach einer langen Pause erst sagte er leise: „Der Herr Baron von Raucourt, von dem Sie, mein Fräulein, dieses Blatt haben, konnte unmöglich in Wien voraussehen, daß sein Vetter in diese unangenehme Lage gerathen würde; Ihnen ist also dieses Blatt zu einem andern Zweck anvertraut worden, darf ich wissen, zu welchem? Fürchten Sie nichts, meine schöne Dame, wir sind jetzt Verbündete, und es kann nur nützlich sein, wenn Sie mir offen antworten!"

„Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen," versetzte Clotilde ohne Zögern, „daß der Baron von Raucourt mir das Blatt anvertraute, um es zu benutzen für den Fall, daß ich des Schutzes bedürfe in dieser Zeit!"

Fouché saß wieder eine längere Zeit überlegend, dann sagte er ernst: „Ich hoffe, daß der Herr Baron von Raucourt nicht vergessen wird, welchen Dienst ich ihm bei dieser Gelegenheit leiste; ich werde Ihnen, mein Fräulein, einen Paß geben für den Chevalier von Maison-Rouge, versteht sich von selbst, unter einem andern Namen. Der Chevalier würde nicht hierher gekommen sein, wenn er nicht der Träger wichtiger Papiere wäre; ich werde ihm einen Brief anvertrauen, der vielleicht eben so wichtig ist, als seine Papiere, und ich rechne darauf, daß er denselben eben so gewissenhaft übergeben wird. Der Herr Chevalier von Maison-Rouge muß heute hier bleiben, sorgen Sie dafür, daß er den Ort, wo er jetzt ist, nicht verläßt; gegen Morgen werde ich ihm Paß und Brief zustellen lassen, dann aber muß er sofort abreisen. Ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sind, meine schöne Dame?" schloß der Minister faunisch lächelnd und stand auf.

Clotilde erhob sich und verneigte sich dankend. Fouché führte sie bis zur Thür, indem er ihr allerlei ganz aufrichtig gemeinte Complimente über ihre Klugheit und ihre Zuversichtlichkeit sagte, Fräulein von Raucourt entfernte sich und fand es durchaus natürlich, daß ihr Schritt zum Ziel geführt, da sie nichts anderes gethan, als was ihr der Baron für diesen Fall gerathen.

Als Fouché zum andern Male allein war in seinem Cabinet, rieb er sich noch vergnügter die Hände als zuvor: „das kommt mir ganz gelegen," murmelte er, „ich hätte in der That nicht gewußt, wem ich diese Mission hätte anvertrauen können, ohne mich auf die eine oder die andere Weise bloß zu geben. Bernardière muß nach Wien, und mit Bonaparte ist nicht leicht spielen. Uebrigens ist der Baron von Raucourt nicht ohne Einfluß und er wird mir hundert Dienste leisten für den einen. Ich muß mir den Rücken decken!"

Er klingelte. Der Oberspion trat ein.

„Piaget," befahl der Minister, „es ist nicht mehr nöthig, dem Manne in der Straße Vaugirard weiter zu folgen, dagegen müssen Sie ein wachsames Auge auf den Baron von Vitrolles haben, wahrscheinlich ist er noch nicht hier und dann wird er auch nicht kommen, aber senden Sie sofort einen Agenten nach Toulouse und verfolgen Sie seine Spur!"

Der Agent verneigte sich und ging.

Am andern Morgen hatte der Chevalier von Maison-Rouge Paris verlassen und eilte der belgischen Grenze zu, in dem Hause der Straße Vaugirard aber flüsterte man sich boshaft in's Ohr, das Fräulein von Raucourt habe einen als Frau verkleideten Mann eine ganze Nacht auf ihrem Zimmer gehabt und ihn, die Thüre selbst öffnend, erst bei Tagesanbruch entlassen.

Neuntes Capitel.

Die Lilien blühen zu Gent.

„Mir kühlen so die Ringe" sprach da der Spielmann hehr,
„Als ob die Nacht nicht länger uns währen wolle mehr,
Ich spür' es an den Lüften, nicht weit ist mehr der Tag!"
Da weckten sie gar manchen, der tief im Schlafe lag. —
(Nibelungen-Lied.)

Zu Gent, das Kaiser Otto gründete, zu Gent, wo die Wiege Kaiser Carl's V. gestanden, da hatte das Königthum seines stolzen Gegners im Kampf um die Weltherrschaft eine Zuflucht gesucht und gefunden.

Wo die Spanier je Herren gewesen, da haben sie auch Spuren zurückgelassen, die sich so leicht nicht verwischen; Gent hatte 1815 noch eine vorzugsweise spanische Physiognomie. Gent erinnerte lebhaft an Granada, die Stadt der Zegris und Abencerragen, es fehlte ihm der Duero, der Xenil, der Generalife und die Alhambra, es fehlte ihm auch der Himmel der Vega, und dennoch sah es eben so spanisch aus wie Granada. Die Häuser waren spanisch, die große Stadt hatte öde Straßen und öde Canäle, welche 26 Inseln bildeten, aber das Leben war fast ganz erloschen seit der Continentalsperre in der einst so reichen, so fleißigen und berühmten Handelsstadt.

„Ich stecke ganz Paris in einen Handschuh (gand = gant) den ich habe!" sagte Kaiser Carl V. einst mit hohem Stolz von seiner Geburtsstadt. Sein Wort sollte wahr werden; im Frühjahr 1815 war nicht nur ganz Paris, sondern das ganze königliche Frankreich, man kann wohl sagen versteckt in den großen Handschuh an der Schelde.

Ein seltsames Leben machte sich bemerkbar damals auf den stillen Straßen, auf den großen Plätzen Gents und contrastirte ganz sonderbar mit der hispanischen Grandezza seiner Bauart. Hier auf den Plätzen und unter den Bäumen der Promenaden wurden belgische und englische Rekruten einexercirt; Artillerietrains passirten die Stadt, Truppencolon-

nen marschirten durch, endlose Reihen von Pferden zogen dahin, Alles nach Brüssel dirigirt, denn in oder um Brüssel mußte das letzte Rencontre stattfinden, zu welchem der große Emporkömmling die legitimen Souveraine Europa's herausgefordert. All dieses kriegerische Treiben aber verhallte in den weiten Räumen der öden alten Stadt und rauschte unbeachtet hin über die Gräber der alten kriegerischen Genter Bürgerschaft, welche Jacob und Philipp von Artevelde einst mit der Glocke von Sanct Bavon zu Kampf und Krieg aufgerufen gegen die mächtigsten Fürsten Europas. Die Kathedrale von Sanct Bavon warf noch immer ihre riesigen Schatten in die Stadt hinein, aber ihre eherne Stimme schwieg schon lange.

Und das französische Königthum?

Es führte ein kaum bemerktes Leben anfänglich, denn nur wenige Getreue waren mit ihm gekommen. In Bethune schon hatte der König die Truppen, welche unter dem Herzoge von Berry ihm bis dahin gefolgt waren, so wie die königlichen Freiwilligen, entlassen. Zweihundert Mann von den königlichen Haustruppen lagen zu Alost. Es waren nur wenige mit dem Königthum nach Gent gekommen, aber je mehr man in Frankreich begriff, daß sich Bonaparte troz seiner zauberhaften Wiedererscheinung nicht werde behaupten können in der Herrschaft, desto dichter wurden die Reihen der Höflinge des Unglücks.

Unter den wirklich Getreuen, die nicht gewankt und nicht gezaudert, in ihrem Eid fest zu bleiben, sah man den Kanzler von Frankreich, d'Ambray, der in einem grünen Frack, einen alten Roman unter dem Arm, in die Sitzung des Staatsraths ging, den der König um sich versammelt hatte; da war der Dichter des Christenthums, Chateaubriand, der einstweilen zum Minister des Innern ernannt worden war, der Herzog von Lévis, der in niedergetretenen Schuhen ging, weil er an der Ferse verwundet war; neben diesen und anderen treuen Männern aber von alt royalistischer Farbe sah man auch einen Napoleonischen Marschall, den Herzog Victor von Belluno, einen bescheidenen und liebenswürdigen Mann, der Napoleon als seinen Feldherrn verehrte, aber es nicht vermochte, den Eid zu brechen, den er dem Könige geschworen. Es ist sonst eine Schande, seinen Eid brechen, seit dem Jahre 1815 ist es eine seltene und hohe Tugend geworden in Frankreich, seinen Eid zu halten. Neben Beugnot, Lally Tolendal, Capelle und Vaublanc fand sich auch Abbé Louis ein, der Finanzminister, dessen Hauptverdienst in seiner Rohheit, dessen Haupttalent in seiner einfältigen Liebe und Verehrung des materiellen Nutzens bestand. Es war das derselbe Abbé, der dem damaligen Bischofe von Autun bei der Messe auf dem ersten Föderationsfeste der Revolution assistirt hatte. „Abbé, Du machtest Dich gut als Diaconus auf dem Marsfelde!" sagte Talleyrand oft zu seinem würdigen Gesellen, wenn er sich jener Profanation erinnerte. Durch drei Priester in seinem Staatsrath hatte sich Ludwig XVIII. wenigstens gegen den Vorwurf der

Scheinheiligkeit gesichert, Talleyrand war ein verheiratheter Bischof, Louis ein im Concubinat lebender Diaconus und Herr von Montesquiou ein Abbé, der nicht predigen konnte. Der Letztere war übrigens ein anständiger, treuer Mann, der sonst mit den beiden Anderen nichts gemein hatte.

Die Umstände, unter denen sich das Königthum Frankreichs zu Gent aufhielt, waren durchaus nicht glänzend, und die Nachrichten, welche von Wien kamen, klangen durchaus nicht sehr erfreulich; es spielte damals schon wieder jene Intrigue zu Gunsten eines Königthums Orleans, und Talleyrand's Benehmen nach der Juli-Revolution hat wohl deutlich genug bewiesen, daß er jener Intrigue weder 1814 noch 1815 ganz fremd gewesen. Officiell stand zwar ganz Europa zur Wiederherstellung des Bourbonischen Thrones unter den Waffen, in Wirklichkeit aber war es ganz anders; man mußte das schon inne werden am Lilienhofe zu Gent daran, daß man sich von Seiten der gegen Napoleon alliirten Mächte amtlich gar nicht um den König Frankreichs zu kümmern schien. Das französische Ministerium zu Gent hatte viel freie Zeit, und nur der Vicomte von Chateaubriand ließ als Minister des Innern im Moniteur von Gent einen Rechenschaftsbericht an den König über die Lage Frankreichs drucken, einen Bericht, den Napoleon Bonaparte sich nicht scheute zu fälschen und so in Frankreich verbreiten zu lassen. Sicherlich befand sich ein Königthum, das von ganz Europa anerkannt war, für das ganz Europa erklärter Maßen unter den Waffen stand, nie in einer so peinlichen Lage, wie das Ludwig's XVIII. zu Gent. Jeder fühlte das, Jeder ließ seufzend den Kopf sinken, und Verzweiflung war in allen Herzen, zwei ausgenommen; Muth und Hoffnung, mehr, felsenfestes Vertrauen auf baldige Herstellung des Königthums über Frankreich standen fest in dem Herzen des Königs und in dem Herzen des Dichters, den er zu seinem Minister gemacht hatte.

Niemand wird die großen Fehler in Abrede stellen, welche der achtzehnte Ludwig gemacht hat, Niemand wird die Schwächen und Mängel übersehen, die ihm anklebten, die verhängnißvoll wurden auch für seinen Nachfolger, aber es war in diesem von Krankheit gebrochenen Greise etwas, was ihn hoch hielt in der Brandung des Unglücks, selbst da, wo sie am gewaltigsten tosete. Ludwig XVIII. hatte das Bewußtsein seiner Abkunft von hundert Königen, und dieses Bewußtsein verläugnete er nie. Wie Gott überall Gott ist, in der Krippe wie im Tempel, am Altar von Gold wie am Altar von Rasen, so war Ludwig XVIII. König, auf dem Thron wie in der Verbannung, einsam durch die Schneewüste Rußlands irrend, oder in der Heiligen-Geist-Capelle zu Paris thronend, am Tische zu Hartwell wie zu St.-Cloud. Und das ist auch etwas, was Anerkennung verdient, um so mehr Anerkennung, als es seltener wird in der Welt. Nie vermochte das Unglück ihm das geringste Zugeständniß zu entreißen; je tiefer ihn das Geschick erniedrigte,

desto höher wuchs sein Königsbewußtsein. Sein Name war sein Diadem; man konnte ihn tödten, aber man konnte die Jahrhunderte nicht mit vernichten, deren Geschichte sich an seinen Namen knüpft. Man konnte die Lilien seines Wappens an den Wänden der Schlösser seiner Ahnen zerschmettern, aber man konnte sie nicht aus den Büchern der Geschichte löschen, ja man konnte die Lilien nicht einmal von der Magnetnadel des Compasses vertilgen. Die zu Paris zertretenen Lilien, sie blüheten auf's Neue zu Gent.

Dieses unverwüstliche Bewußtsein von der historischen Größe, dem Alter, der Würde und der Majestät seines Geschlechtes, dieses Bewußtsein gab Ludwig XVIII. eine wirkliche Macht. Man fühlte diese Macht, sie machte sich ganz unwillkürlich überall geltend; die Marschälle und Generale Bonaparte's sie waren viel demüthiger vor diesem hinfälligen Greis, als vor dem donnernden Gebieter, der sie in funfzig Schlachten commandirt hatte. Als Ludwig XVIII. die siegreichen Monarchen, die ihm seinen Thron wiedergegeben, zu seiner Tafel zog, da nahm er ohne alle Umstände den Vortritt vor ihnen; er war überzeugt, daß sie nur eine Pflicht erfüllt hätten, indem sie den ältesten legitimen Thron der Christenheit wieder herstellten. Gewiß war dieser Stolz höchst unpolitisch, seinem Erben ist er verderblich geworden, aber er ist doch bei weitem verschieden von dem Stolz, mit dem Bonaparte die Fürsten Europa's bedrückt hatte. Es war nicht Ludwig XVIII., der vor den andern legitimen Fürsten Europa's den Vortritt nahm, sondern der Vertreter des ältesten legitimen Fürstengeschlechtes der Welt. Ludwig XVIII. war die personificirte Legitimität; als man ihn zu Saint-Denys begraben, war sie nicht mehr sichtbar.

Wenn Ludwig XVIII. zu Gent seine tägliche Spazierfahrt machte in seiner mit sechs Pferden bespannten Carosse, die Gardes du Corps voran, die Cavalcadour-Stallmeister vom Dienst am Schlage, rückwärts vor sich seinen ersten Kammerherrn und seinen Garde-Capitain, dann begegnete ihm zuweilen der Herzog von Wellington, von einer Truppen-Musterung zurückkehrend. Achtungsvoll hielt der mächtige Feldherr einer mächtigen Nation vor dem ohnmächtigen Greise, dem Könige ohne Land, sein Roß an, und Ludwig XVIII. nickte ihm leicht zu mit freundlicher Protectormiene. Ja, das war sehr unpolitisch, und Leute, die sich eben nicht auf Ideen verstehen, haben das albernen Hochmuth oder gar Beschränktheit genannt, aber sehr mit Unrecht, Ludwig XVIII. war gar nicht beschränkt, und vielleicht haben die Könige öfter die Pflicht, stolz, und selt'ner die Aufgabe, politisch zu sein, als man jetzt zu glauben geneigt ist.

Während also das Königthum Frankreichs fast vergessen zu Gent schien und sich die Truppen der alliirten Mächte sowohl als auch die Napoleon's einander bereits auf belgischem Boden näherten, fanden sich diejenigen Franzosen, welche es noch wohl meinten mit ihrem Va-

terlande, entweder persönlich ein bei dem Könige, oder sie sandten Botschaft, denn wenige Tage der wiederhergestellten Kaiserherrschaft hatten hingereicht, um auch den blödesten Augen klar zu machen, daß das Kaiserthum unmöglich war in Frankreich. Die Liberalen begriffen sogar, daß der eiserne Despot ihnen keine Hoffnung lasse, und überall zeigten sich die bedenklichsten Symptome; man konnte wohl fürchten, daß ein neuer Revolutionssturm ausbrechen werde, und Napoleon würde nicht die Macht gehabt haben, den einmal entfesselten zu bändigen, denn überall, wohin er sein Auge warf, stieß er auf Verrath und Mißtrauen, übeln Willen und Feindschaft. Seine eigenen Brüder machten ihm die schwersten Sorgen, Joseph wollte nur Geld, Lucian hielt es mit den Liberalen, welche die Gewalt mit Napoleon theilen wollten, aber ihn nicht zu dieser Theilung bewegen konnten, Schwager Murat trieb sich als Flüchtling bei Marseille herum, der kaiserliche Polizeiminister correspondirte mit dem Königthum, und war offenbar entschlossen, da er das Königthum Orleans nicht herzustellen vermochte, dem legitimen Königthum solche Dienste zu leisten, daß ihm ein großer Lohn gewiß war bei einer zweiten Restauration. Und die Marschälle, denen der arme Imperator seine Truppen anvertrauen mußte, war er ihrer Treue sicher? Sie hatten Alle dem Königthum geschworen — und wenn sie sich ihm auch wieder angeschlossen hatten, so konnte er sich doch unmöglich auf ihre Treue verlassen. Mißtrauen, Haß, Abscheu und Verachtung im Herzen stand Napoleon allein in der Mitte aller dieser Verräther auf einem Boden, der unter ihm schwankte, unter einem Himmel, der feindlich über ihm zu hängen schien, der große Eroberer stand allein vor dem Richterstuhle Gottes, seine Bestimmung war vollendet.

Der Chevalier von Maison-Rouge, der sich dem Hofe Monsieurs gleich nach seiner Ankunft in Gent angeschlossen hatte, und namentlich den Briefwechsel leitete, welcher von Gent aus mit den Anhängern der Legitimität in Frankreich geführt wurde, war im Juni nicht ohne Besorgniß für die Sicherheit des königlichen Hauses, denn die Heere Bonaparte's waren nahe, und mit ein paar tausend Reitern hätte man sich der königlichen Familie bemächtigen können, denn welchen Schutz konnten die zwei schwachen Compagnieen der Haustruppen gewähren, welche der Herzog von Berry commandirte, in einem Lande, wo die Mehrzahl der Einwohner sehr günstig gestimmt für Napoleon war? Es ist Thatsache, daß ein großer Theil der alten Garde Napoleon's aus der Umgegend von Gent gebürtig war.

In seiner Sorge für die Sicherheit der königlichen Familie knüpfte der Chevalier von Maison-Rouge Verbindungen mit dem Landvolk an in der Umgegend, und fast täglich streifte er um Gent, um Nachrichten über die Stellungen der Armeen zu erhalten; so verließ er eines warmen Nachmittags diese Stadt durch das Brüsseler Thor, um einen Ort, etwa eine Stunde weit von Gent an der Landstraße gelegen, zu besuchen, wo ihm

ein zuverlässiger Mann aus der Umgegend von Brüssel ein Rendezvous gegeben hatte. Er hatte diesen Ort noch nicht erreicht, als er ein dumpfes Rollen zu hören glaubte. Der Chevalier lauschte und glaubte ein Gewitter nahe, da er aber nichts vernahm, so setzte er seinen Weg fort. Kaum aber war er wieder dreißig Schritt etwa gegangen, als das Rollen von Neuem begann und sich nun stoßweise bald nach kürzeren bald nach längeren Pausen wiederholte.

„Das ist eine Schlacht!" rief der Edelmann aufgeregt und warf sich an die Erde.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war ein Zittern in der Luft und in der Erde zugleich; man schlug eine große Schlacht, denn nur der Donner einer furchtbaren Artillerie in weiter Ferne konnte die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung sein.

Als sich der Chevalier erhob, wehte ihm der Wind aus Süden frisch entgegen, und jetzt vernahm er ganz deutlich im dumpfen ruckweisen Rollen den fernen Kanonendonner, ja, je steifer der Wind wurde, desto genauer konnte sein scharfes Ohr die einzelnen Explosionen unterscheiden. Der einsame Mann stand still und schaute, von seltsamen Gefühlen ergriffen, sich um. Die Donner, die da drüben brüllten, deren Schall sich bis zu seinem Ohr fortpflanzte, sie durchzuckten seinen ganzen Körper, in verdoppelten Schlägen pochte sein Herz, denn in dem dumpfen Rollen lag die Entscheidung für seinen König, für sein Vaterland und auch für sein Lebensglück. War es die Stimme des gewaltigen Imperators, die siegreich in dem Krachen der Geschütze sprach, so war ein langer Kampf der Verzweiflung vorauszusehen und die Stunde vielleicht sehr fern noch, in der er heimzukehren hoffen durfte. Bis zum Fieber stieg die Aufregung des Chevaliers, und doch war Alles so still und friedlich rings um ihn her! Kein Wanderer zeigte sich, nur drüben auf dem Felde sichelten einige Weiber emsig grünes Kraut, sie schienen nichts von dem Getöse der fernen Schlacht zu vernehmen.

Da plötzlich um die Ecke des Weges wirbelt blitzschnell eine Staubsäule heran — aus dem Staube sprengt ein Reiter vor, dem wirft sich der Chevalier in den Weg: „Halt, mein Herr!" ruft er ihm zu! „Wie steht die Schlacht?"

Der Reiter zieht den Hut höflich und spricht: „Herr von Maison-Rouge, ich bedaure, Ihnen melden zu müssen, daß Bonaparte gestern nach einem blutigen Kampfe siegreich in Brüssel eingezogen ist!"

„Wie, gestern?" rief der Chevalier hastig und zweifelnd: „Wer sind Sie, mein Herr? Wo kommen Sie her?"

„Von Alost, nach Gent, Courier Sr. königlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Berry!"

Dahin jagte der Reiter, dem Genter Thore zu.

„Unsinn!" rief der Chevalier, ihm kopfschüttelnd nachblickend, „wenn

Bonaparte gestern in Brüssel eingezogen ist, so schlägt man heute nicht eine große Schlacht da!"

Indessen kehrte der Aufgeregte rasch um und eilte mit starken Schritten zurück, aber er war noch nicht weit gegangen, als ihn erst einzelne Reiter, dann verschiedene Wagen einholten und an ihm vorübereilten. Er rief Alle an, aber Alle gaben ihm dieselbe Nachricht, Bonaparte habe am Tage vorher nach einem blutigen Kampfe seinen Einzug in Brüssel gehalten; die letzten von denen, die ihn einholten, hatten gleich ihm den Kanonendonner gehört und behaupteten, der Kampf habe am Morgen auf's Neue begonnen, Bonaparte sei aber ohne Zweifel Sieger.

„Hat der Kampf heute auf's Neue begonnen," sagte der Chevalier, sich fest an seine Hoffnungen klammernd, „so ist Bonaparte noch nicht Sieger, sondern er donnert noch, er kämpft noch um den Sieg, und er wird, er kann nicht Sieger sein!"

Athemlos schier erreichte der Chevalier die Stadt, in der er schon Alles in der größten Aufregung fand, die Thore wurden geschlossen und gesperrt, und nur die Nebenpforten blieben offen, an denen schlechtbewaffnete Bürger und Depot-Soldaten Wache hielten. Der Chevalier eilte zum Könige; eben war der Graf von Artois, nicht auf der großen Straße, sondern auf Umwegen angekommen; er hatte Brüssel am Abend vorher verlassen, und es war kein Zweifel mehr, daß im Moment seiner Abreise Bonaparte Sieger war, daß ein Strom von Flüchtlingen sich über die belgische Hauptstadt ergoß. Nach Ansicht der Begleiter des Grafen von Artois war der Sieg Bonaparte's entscheidend und schloß auch jede weitere Hoffnung aus. Der Chevalier schüttelte den Kopf, er machte den Prinzen darauf aufmerksam, daß die Schlacht in diesem Augenblick noch fortdauere, daß er selbst vor kaum einer halben Stunde noch ihre Donner vernommen, und daß er die Hoffnung nicht aufgebe.

Der Chevalier sprach so eindringlich und so zuversichtlich, daß er auch dem Prinzen wieder Vertrauen einflößte und ihn zu dem Entschluß brachte, gegen den Rath seiner Umgebungen in Gent zu bleiben. Monsieur war muthvoller als seine Begleiter und nahm deshalb gern die Ansichten des Chevaliers von Maison-Rouge an. Der König selbst, der Gent außerordentlich ungern verlassen hätte, war sehr froh, daß sein Bruder nicht zur Abreise drängte, und so blieb man bis auf weitere Nachrichten in Gent. Allerdings aber standen die Equipagen, die Wagen mit den Krondiamanten angespannt, und Alles war zur Abreise bereit. Nur wenige der Royalisten hatten nicht Muth genug zu bleiben, selbst die meisten Damen weigerten sich abzureisen, bevor zuverlässigere Nachrichten da.

Dem bangen Nachmittage folgte ein noch tiefer bewegter Abend, denn immer drohender wurden die allerdings unverbürgten Nachrichten, welche bei dem Stadtcommandanten sowohl wie im königlichen Hoflager

einliefen. Die Hofchargen, die Minister, die Staatsräthe waren in den Vorzimmern des Königs, und der Kanzler, so wie Graf Beugnot und Baron Louis drängten immer heftiger zur Abreise. Ihre Aengstlichkeit theilte sich, je dunkler es wurde, den übrigen Hofleuten mehr und mehr mit, und bei einigen mochte sich in die Besorgniß um den König und die Rettung des königlichen Hauses noch ein gut Stück persönliche Furcht mischen. Am Abend versammelte der König auf vieles Bitten noch einmal sein Conseil, aber obgleich der Herr Herzog von Berry von Alost melden ließ, daß an der Niederlage der Verbündeten kein Zweifel mehr und daß in Gent durchaus keine Sicherheit mehr sei, so beharrte doch Monsieur, von dem Chevalier von Maison-Rouge, der eine sonderbare Zuversicht zeigte, bestimmt, bei seinem Vorhaben, sichere Nachrichten in Gent abzuwarten. Der König, seinem Bruder beistimmend, hob das Conseil auf und begab sich zur Ruhe, als ob er in der größesten Sicherheit sei.

Es wurde stiller und stiller in dem Palast des verbannten Königthums; die Nachrichten, welche mitgetheilt wurden, vermehrten die allgemeine Niedergeschlagenheit, und einige Herren machten dem Chevalier bittere Vorwürfe, daß er Monsieur bewogen, zu bleiben. Er wußte nichts zu erwiedern, aber er war überzeugt, daß Bonaparte die Schlacht verloren haben müsse. Auf Stühlen in den Vorzimmern der Prinzen schliefen die vornehmsten Herren, oder lagen doch schweigend und der nächsten Nachrichten harrend.

Der Chevalier von Maison-Rouge öffnete bald nach Mitternacht ein Fenster und lehnte sich weit hinaus in die kühle Nachtluft, seine Schläfen brannten fieberheiß, sein Herz pochte fast hörbar, er befand sich in einer Spannung, die so gewaltig war, daß er immer fürchtete, im nächsten Moment werde er sie nicht mehr ertragen können, aber er ertrug sie doch immer wieder. Da klang durch die tiefe Stille der Nacht Hufschlag, der Chevalier richtete sich empor und ging leise, die Schläfer nicht zu wecken, nach der Thür. Sein leichter Tritt weckte keine Schläfer, aber manch Auge öffnete sich doch matt und blickte nach dem, der das Zimmer verließ.

Als der Chevalier die Treppe hinuntertrat, hielt der Reiter das Roß, dessen Hufschlag er vernommen, dicht vor der Thür an und verlangte nach dem Chevalier von Maison-Rouge. So sicher war dieser seiner Sache gewesen.

Es war ein schlechter Zettel, den ihm der Staffettenreiter reichte, hastig riß ihn der Chevalier an sich, er las: „Bonaparte ist vollständig vernichtet, zwanzig Minuten nach der Staffette bin ich in Gent. C. C. von R.“

Der Chevalier küßte das Papier, dann eilte er mit schwankenden Knieen die Treppe hinauf, er trat in das Zimmer, das er so eben verlassen, durchschritt es, ohne sich um die auffahrenden Schläfer, die ihn

halb ängstlich, halb zornig anblickten, zu bekümmern und öffnete mit fester Hand die Thür zu den innern Zimmern Monsieurs.

Der Graf von Artois schlief fest, aber völlig angekleidet auf einem Sopha, der Kammerdiener, der die Wache hatte, kannte den Chevalier und ließ ihn eintreten.

„Königliche Hoheit!“ rief der Siegesbote.

Der Prinz richtete sich sofort auf.

„Gott schützt Frankreich, Bonaparte ist vollständig vernichtet, hier die Nachricht von meinem Vetter, dem Baron von Raucourt, der in einigen Minuten hier sein wird!“ so meldete hastig der Chevalier.

Der Prinz faltete die Hände und blickte dankerfüllt einen Augenblick gen Himmel, dann nahm er das Papier, streifte mit einer unnachahmlichen Bewegung der Hand die Wange des Chevaliers fast zärtlich und sprach tiefgerührt, indem er nach der Uhr über dem Kamin blickte: „Ein Uhr, am 19. Juni! Den Tag und die Stunde will ich Ihnen und dem Hause Raucourt nie vergessen, Chevalier! Jetzt will ich zum Könige. Sie können allen unseren Freunden die frohe Kunde mittheilen.“

Zwanzig Minuten nach ein Uhr rollte eine mit vier Pferden bespannte Postchaise vor das Hotel, der Chevalier riß seinen Vetter in ungestümer Umarmung fast heraus aus dem Wagen.

„Ruhe, lieber Eugen,“ mahnte der Baron, „ich bitte, alle meine Glieder sind zerschlagen, denken Sie doch, bis zur letzten Station bin ich in einer Tour geritten, ich kann nicht mehr.“

Mehr getragen als geführt gelangte der Baron von Raucourt in einen Salon, wo man ihn in einen Sessel legte, der arme Mann schien wirklich den Strapazen fast zu erliegen, aber er raffte sich plötzlich auf und sagte hastig: „Meine Herren, beruhigen Sie sich dabei, daß Bonaparte völlig geschlagen ist, zweifeln Sie nicht daran, aber erlassen Sie mir das Weitere, ich habe einen Brief an Seine Majestät den König zu übergeben. Mein Vetter, sorgen Sie dafür, daß ich sofort gemeldet werde, es ist dringend im höchsten Grade!“

„Der König wünscht den Herrn Baron von Raucourt zu sehen!“ meldete in diesem Augenblick ein Edelmann.

Auf die Schultern seines Vetters gestützt, schwankte der Baron nach dem königlichen Cabinet, wo bei dem König auch Monsieur, die Frau Herzogin von Angoulème und mehrere höhere Würdenträger waren.

„Man gebe Herrn von Raucourt einen Stuhl!“ befahl Ludwig XVIII., der sofort erkannte, daß sich der Baron im Zustande der äußersten Schwäche befinde. Beinahe verzweifelt über seine Schwäche ließ sich der Baron nieder und stammelte: „Verzeihung, Sire, seit vierzehn Stunden im Sattel, die Aufregung —“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr von Raucourt,“

sagte der König freundlich, „wer eine solche Nachricht bringt, hat gewiß auch das Recht auf einen Sitz in meinem Conseil!“

„Sire,“ nahm der Baron jetzt seine letzte Kraft zusammen, „ich habe Ihnen zu melden, daß die Alliirten Ew. Majestät einen großen Sieg über Bonaparte erfochten haben; Bonaparte hatte am 15. die Sambre überschritten, am 16. die Preußen in der Ebene von Fleurus geworfen, vorgestern bei Quatre-Bras gesiegt, da ist der Herzog von Braunschweig gefallen, gestern griff er Wellington an, der sich an Brüssel lehnte, Wellington verließ sich auf die Preußen unter Blücher und nahm die Schlacht an, ich habe diese furchtbare Schlacht mitgemacht in Begleitung des Grafen Pozzo di Borgo und des Barons von Saint-Vincent; alle Generale sagten, Bonaparte habe sich nie als einen größern Feldherrn gezeigt wie gestern, nach Mittag hielten Viele den Sieg Bonaparte's für gesichert, gegen 6 Uhr aber kamen die Preußen, da war der Sieg Bonaparte entrissen, er ist vollständig geschlagen, so vollständig, wie noch nie, die Preußen und die Engländer marschiren vorwärts. Graf Pozzo di Borgo hat mir diese Zeilen für Ihre Majestät geschrieben und ersucht mich, Ew. Majestät unterthänigst zu bitten, sich durch Nichts irre machen zu lassen und sofort aufzubrechen nach Paris!“

Die Herren blickten sich erstaunt an.

„Lassen Sie sehen, was uns Herr von Pozzo di Borgo schreibt!“ sagte Ludwig XVIII. ruhig.

Der Chevalier von Maison-Rouge präsentirte dem Könige das Blatt, denn sein Vetter war nicht vermögend, sich zu erheben.

Ludwig XVIII. las den Zettel, den ihm der Landsmann und Todfeind Bonaparte's, der russische General Graf Pozzo di Borgo, der als russischer Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartier war, schrieb. Die wenigen Zeilen lauteten: „Sire, wenn Ew. Majestät den Thron wieder besteigen will, so beeilen Sie Ihre Abreise und eilen Sie nach Paris, ehe der Thron besetzt ist, der Ueberbringer kann Ew. Majestät mehr sagen.“

Ludwig XVIII. wußte gut genug Bescheid in den geheimen Intriguen, die man gegen seine Rückkehr auf den Thron angesponnen hatte, er wußte auch, wie man seine eigenen Fehler und die Fehler Talleyrand's namentlich gegen ihn ausgebeutet hatte und welcher mächtige Wille gegen ihn war, darum war er klug, den Rath sofort zu befolgen und seine Abreise für den Mittag festzusetzen.

Der Chevalier brachte seinen Vetter den Baron von Raucourt in ein Zimmer, wo derselbe wenigstens einige Stunden der Ruhe pflegen konnte, die ihm durchaus nothwendig war. „Vetter,“ flüsterte der Baron mit erlöschender Stimme schon halb schlafend, „mein Vetter, wir kommen wieder nach Paris und das rothe Haus, das liebe rothe Haus florirt wieder!“

Zu derselben Stunde, am 19. Juni, wo hundert Kanonenschüsse, die

auf der Esplanade des Hotels der Invaliden abgefeuert wurden, der Bevölkerung von Paris die Siege verkündeten, die Bonaparte bei Ligny, Charlesroi und Quatre-Bras erfochten, reiste Ludwig XVIII. von Gent ab, um seinen Thron wieder in Besitz zu nehmen. Am 20. Juni traf er in Mons ein; in derselben Stunde etwa, wo Bonaparte als Flüchtling vom Waterloofelde in Paris eintraf, der erste Courier seiner eigenen Niederlage und so entmuthigt durch den gewaltigen Schlag, der ihn getroffen, daß er es nicht mehr wagte, sein Quartier in den Tuilerieen zu nehmen; er stieg in dem Schlößchen Elysée-Bourbon ab, von dem aus vierzig Jahre später sein Neffe, der Hortense Sohn, wieder ziehen sollte in die Tuilerieen.

Die Niederlage hatte Bonaparte auf dem Schlachtfelde gefunden, aber die Schmach und die Demüthigung fand er erst in Paris; der gewaltige Schlachtenkaiser, der dem Schwert Europa's nach einem riesenhaften Kampfe erlegen, in Paris mußte er die Zudringlichkeit der Advocaten dulden, welche sein großes Unglück für ihre kleinen Pläne ausbeuten wollten. Wie schwer mochte er es jetzt bereuen, daß er die Kammer nicht vor seiner Abreise aufgelöst hatte; die Liberalen, welchen er vor seiner Abreise keinen Theil seiner Gewalt hatte abtreten wollen, sie schienen jetzt entschlossen zu sein, sich dafür an dem, nicht von ihnen, besiegten Imperator zu rächen. Der Liberalismus achtet seine Gegner nie, er kennt keinen Edelmuth gegen politische Gegner. Der Marquis von Lafayette, der unverbesserliche Bürgergeneral des Liberalismus, stellte in der Kammer sofort einen Antrag, welcher die Kammer in Permanenz, jeden Versuch sie aufzulösen für Hochverrath, und Jeden, der sich dieses Versuches schuldig mache, für einen Verräther am Vaterlande erklärte. Dieser Antrag ging direct gegen Bonaparte.

Aber die Liberalen hätten sich diese Schande sparen können, denn der Stolz des großen Emporkömmlings war gebrochen, er dankte ab, weil er voraussah, daß Lafayette und Gelichter ihn zur Abdankung zwingen würden. „Mein politisches Leben ist zu Ende," sagte er, „ich proclamire meinen Sohn Napoleon II. als Kaiser der Franzosen!"

Vergebene Mühe, man kann nur Kronen vergeben, die man wirklich hat. Bonaparte hatte schon keine Krone mehr, also konnte er auch seinem Sohne keine abtreten. Die Kammer nahm auch nur die Abdankung an, ohne sich weiter um die Proclamirung Napoleon's II. zu bekümmern, oder eine Regentschaft für den minderjährigen Kaiser zu ernennen. Vergeblich nahm Bonaparte seine Abdankung zurück, als die Kammer eine Regierungs-Commission ernannte, an deren Spitze Fouché, der Herzog von Otranto, gestellt wurde, vergebens bot er dieser Regierung ein paar Tage später von Malmaison aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, seinen Degen an, um als General Frankreichs Boden zu vertheidigen; man antwortete ihm kaum, man kümmerte sich nicht um ihn, man wollte nichts mehr von ihm wissen, er reiste endlich von Paris ab, nur

seiner persönlichen Sicherheit wegen, aber Niemand bemerkte seine Abreise, Niemand achtete auf ihn.

Welche furchtbare Wandlung des Geschickes!

Lucian Bonaparte, des entthronten Kaisers Bruder, ein römischer Titularfürst von Canino, vertheidigte mit großem Muth bis zuletzt die angeblichen Rechte seines Neffen in der Kammer, aber er mußte schweigen, als ihn Herr von Pontécoulant allerdings sehr richtig fragte: „Ausländer, römischer Fürst, mit welchem Recht maßen Sie sich an, Frankreich einen Herrscher geben zu wollen?“ Herr von Pontécoulant setzte hinzu: „Wie kann man einen Knaben zum Herrscher wählen, der fremd und fern im Auslande lebt?“ Das war in derselben Sitzung, in welcher der Oberst von Labedoyère, ein begeisterter Anhänger Napoleon's, angeekelt von dem Cynismus, mit dem die Liberalen, welche noch wenige Tage zuvor im Staube gelegen vor dem noch nicht besiegten Herrscher, heute des Besiegten spotteten, der Kammer laut vorwarf, daß sich in ihrer Mitte die Intriguanten und Ränkeschmiede befänden, durch deren Verrath der Kaiserthron gefallen sei. „Zur Ordnung!“ rief die Kammer. „Junger Mann, Sie vergessen sich!“ herrschte ihm der Fürst von Rivoli zu, jener Marschall Massena, den sie das Schooßkind des Glücks nannten, weil er nie gekämpft hatte ohne den Sieg zu gewinnen. „Glauben Sie, daß Sie hier in einer Wachtstube sind?“ höhnte der graue liberale Sünder Lameth. Sie alle waren empört über den jungen Obersten und doch, wie tief unter ihm standen sie Alle! Oberst Labedoyère ist für seinen politischen Glauben gestorben, er hat das Leben gegeben für seine Ueberzeugung, von jenen klugen Herren aber hat keiner auch nur einen Blutstropfen geopfert.

So ging das Kaiserthum Bonaparte's auf das Schmählichste zu Ende in Paris, und Fouché war thatsächlich der Herr des Reiches, als hier der Kaiser von Malmaison abreiste, um sich zu Rochefort einzuschiffen und dort der König über Mons und Chateau Cambresis nach Cambray kam, um auf's Neue den Thron zu besteigen.

Am 23. Juni erließ Ludwig XVIII. die bekannte Erklärung von Cambray, in welcher es hieß, er werde die Männer von seiner Person entfernen, deren Namen ein Gegenstand des Schmerzes für Frankreich und des Entsetzens für Europa sei!

Die Erklärung ging gegen die Königsmörder und die bekannten Revolutionärs, aber in Chateau Cambresis hatte sich Herr von Talleyrand seinem Könige wieder angeschlossen und Fouché war Regent von Frankreich; er konnte, wenn man nicht mit ihm unterhandelte, die Reise des Königs so verzögern, daß derselbe zu spät kommen mußte. Kurz, wie im Jahr zuvor Talleyrand, so war in diesem Fouché eine Nothwendigkeit, welche der König nicht umgehen konnte. Der faule Fleck in der ersten Restauration war Talleyrand, in der zweiten war es Fouché!

Ludwig XVIII. bestieg zum zweiten Male den Thron seiner Vä-

ter, dieses Mal an der Hand eines der Mörder seines Bruders, aber der Thron war doch wieder besetzt, und jener mächtige Monarch, welcher eine zweite Restauration des legitimen Königthums nicht gewollt, mußte sich begnügen, als er später nach Paris kam, Ludwig XVIII. seine Verwunderung darüber auszudrücken, daß Seine Allerchristlichste Majestät nach Frankreich zurückgekehrt sei, bevor ihn die Coalition dazu eingeladen. Lächelnd antwortete Ludwig XVIII. dem Erzürnten: „Ich möchte so gern in Saint-Denys begraben liegen, mein Herr Bruder, und fürchtete, vorher zu sterben!“

Zu Paris erneuerten sich indessen kurz vor und nach der Ankunft des Königs jene abscheulichen Scenen des Verrathes und der Gemeinheit, welche schon im Jahre 1814 stattgefunden hatten, die aber nun noch widerwärtiger waren. Paris hatte durch die erste Invasion schon den Zauber seiner Unverletzlichkeit verloren, mit der zweiten Invasion kam über die Stadt der entarteten Civilisation nicht mehr der Zorn Gottes, sondern die Verachtung des Himmels. Alle Scheuslichkeiten hatten bei der zweiten Invasion einen neuen, höhern Grad von Schlechtigkeit erlangt, und laut hörte man Menschen rufen, die sich bis dahin für eifrige Bonapartisten ausgegeben, Bonaparte müsse bestraft werden, weil er die Verträge von 1814 verletzt und eine neue Invasion über Frankreich heraufbeschworen habe. Die Schuld des gewaltigen Emporkömmlings ist groß, aber noch größer ist die Schuld derjenigen, welche seine Pläne begünstigten. Sie hatten ihn ein Mal verrathen und verlassen, warum mußten sie ihm auf's Neue Mittel aller Art, Armeen und Geldsummen geben? Um ihn noch ein Mal zu verrathen? Sie hätten ihm die Wahrheit sagen, sie hätten seiner Verblendung zu Hülfe kommen sollen; statt dessen dienten sie seinen Leidenschaften, schmeichelten seinen Hoffnungen und verblendeten ihn immer mehr, denn sie waren sicher, daß sie aus seiner Niederlage eben so Vortheil würden ziehen können, wie aus seinem Siege. Nur der Soldat, der gemeine Soldat hatte noch einen Rest von wirklicher Begeisterung für Bonaparte; alle Uebrigen waren eine weidende Heerde, welche sich rechts eben so gern als links mästete. Nie war ein Mann so gänzlich verlassen im Unglück, wie Bonaparte, und er trug selbst die Schuld; er war gefühllos gegen die Leiden Anderer gewesen; es wurde ihm Gleiches mit Gleichem vergolten.

Mit Bertrand und Rovigo kam Napoleon in Rochefort an. Er zögerte, sich einzuschiffen, aber Fouché und die Liberalen drängten: „Die Garnisonen von Larochelle und Rochefort“, hieß es in den Depeschen, „sollen bei der Einschiffung Bonaparte's helfen“ .... „wenn er nicht will, so soll Gewalt gebraucht werden“ .... „schickt ihn fort“ ... „wir können seine Dienste nicht mehr annehmen.“ ....

Es ist entsetzlich, der große Emporkömmling hatte nicht den Muth, von selbst zu gehen — er wurde fortgejagt, ja, fortgejagt, und von wem?

Von Fouché, von seinem eigenen Premierminister.

Das ist eine von den Satyren, welche die Weltgeschichte schreibt.

Bonaparte hatte nur an das Glück geglaubt, an nichts sonst; er hatte das Unglück stets für vogelfrei erklärt, er hatte es gehöhnt und verbannt; dadurch aber hatte er im Voraus alle Undankbarkeit für schuld- und straflos erklärt, jetzt stellte ihn der allmächtige Gott vor den Richterstuhl seines eigenen Systems.

Als das Glück den Meister der Lehre vom Glück verließ und ihm den Rücken wandte, da verließen auch die Schüler den Meister, seine Lehren treu befolgend.

Zehntes Capitel.

Kreuz und Sparren.

„Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret.
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret!"
(Schiller.)

In einem kleinen Saal des Landhauses Montresor, eine Viertelstunde kaum vor den Thoren der alten Stadt Toulouse belegen, finden wir hinter einem mit Charten, Büchern und Zeitungen bedeckten Tisch einen bleichen Mann in einem alten blauen Uniformrock, der dem Träger viel zu weit ist, und ihm so gar stattlich zum bequemen Hauskleide dienen kann. Dieses bleiche Antlitz, diese abgefallene Gestalt sind uns nicht ganz fremd und trotz der kahl gewordenen Stirn erkennen wir in dem fleißigen Herrn am Schreibtisch einen alten Bekannten und zwar den Königlich Preußischen Major von Krummensee.

Wie kommt der Bräutigam der schönen Waldemare auf das einsame Landhaus Montresor am Thore von Toulouse in Aquitanien? Er weiß sich selbst kaum diese Frage zu beantworten, denn er hat bei Waterloo mitgefochten redlich und ritterlich, er war mit auf der großen Kaiserhetze, die der Graf von Gneisenau nach der Schlacht anordnete „bis zum letzten Hauch von Mensch und Thier"; so war der brave Major abermals nach Paris gekommen, und hatte sein altes Quartier wiedergefunden im Hotel Saint-Aulaire bei dem jungen ernsthaften Marquis von Lanmari; den stolzen Ritter des Königthums aber, den edlen Baron von Batz, den hatte er nicht mehr gefunden, denn der hatte, wie wir wissen, die Wiederherstellung des Kaiserthums nicht zu überleben vermocht.

Schon am Tage nach seiner Ankunft in Paris war der Major von Krummensee, angegriffen weniger von zwei leichten Hiebwunden, die er empfangen, als erschöpft von den Strapazen der Schlacht und der

darauf folgenden Verfolgung, in ein Nervenfieber verfallen, das ihn dem Tode nahe brachte, das ihn getödtet haben würde, wenn er eben nicht in einem Hause gewesen wäre, wo man ihn verpflegte mit derselben Sorgfalt, als wenn er der Herr des Hauses gewesen wäre. Sobald sich der Major wieder so weit erholt hatte, daß er wieder einigermaßen selbstständig handeln konnte, folgte er dem Rathe der Aerzte, die ihm dringend empfahlen, zur Wiederherstellung seiner Kräfte und gänzlichen Heilung den Winter in einem mildern südlichern Clima zuzubringen.

Sein Gönner von Wien her, der Baron von Raucourt, der eben seine Wahl zum Deputirten betrieb, nahm sich seiner auf's Lebhafteste an und schickte ihn endlich mit einem seiner eigenen Diener nach Toulouse zu dem Königlichen Präfecten. Der Major war noch so angegriffen, daß er fast ohne weiteres Nachdenken dem Zureden des Barons folgte, nachdem er sich den nöthigen Urlaub ausgewirkt und seine verlobte Braut von seiner Lage in Kenntniß gesetzt hatte. Allerdings war der wackere Krummensee nicht wenig erstaunt, als ihm im Hotel des Präfecten zu Toulouse sein Freund, der Chevalier von Maison-Rouge, entgegeneilte und sich ihm als der Königliche Präfect zu erkennen gab, an den er von dem Baron empfohlen sei. Von dem Hotel der Präfectur hatte der Chevalier von Maison-Rouge den noch immer sehr schwachen Freund nach dem Landhause Montresor gebracht, wo Madame Clotilde, seit einigen Wochen die Gemahlin ihres Vetters, in bester Form die Honneurs machte und für den Reconvalescenten ein Regime anordnete, bei welchem derselbe nach und nach die Kräfte und die frühere Gesundheit wiedergewann. Aber trotz dieser aufmerksamsten Pflege, trotz der köstlichen Luft Aquitaniens kamen dem Preußischen Offizier die Kräfte doch nur sehr langsam wieder, ein Zeichen, daß sein Organismus auf's Gewaltigste erschüttert worden. Beim Beginn des Herbstes sah Philipp von Krummensee noch immer bleich und abgemagert aus, aber seine Augen hatten doch bereits wieder den alten Glanz, seine Bewegungen die frühere Elasticität, seine Stimme ihren frischen Klang wieder gewonnen. Der Major machte schon wieder Spazierritte, streifte zuweilen durch die Gefilde mit einer alten, unbegreiflich langen spanischen Vogelflinte und wurde dem Geflügel des Feldes gefährlich, aber nicht sehr. Auch begleitete er den Präfecten zuweilen in die Stadt, Vormittags, die meiste Zeit indessen brachte er doch mit allerlei Büchern zu, so daß Madame Clotilde, welche aus einem verdrießlichen Mädchen eine äußerst lebhafte Hausfrau geworden war, ihn öfter mit zarter Gewalt von den Büchern wegbrachte und ihn zwang, spazieren zu gehen, weil sie glaubte, daß die allzu anhaltende Beschäftigung mit den Büchern die Fortschritte seiner Genesung hindere. Sie hatte gewiß nicht Unrecht, denn der arme Philipp hatte es gar kein Hehl, daß es ihm entsetzlich sauer werde, aufmerksam ein Buch zu lesen, aber meinte, daß er sich nachhelfen müsse, da er eine sehr gelehrte und sehr kluge Dame zu heirathen ge-

denke und doch nicht Lust habe, derselben einen Ignoranten zum Manne zu geben.

Madame Clotilde schüttelte unwillig den Kopf; sie begriff sehr gut, daß man den Major liebe aus ganz anderen Gründen, und sagte ihm ein paar Mal rund heraus, daß ihn seine Braut nicht liebenswürdiger finden werde, wenn er auch ein Paar Bücher mehr gelesen habe; sie sprach so eindringlich, daß der gute Philipp oft fest entschlossen war, die Bücher, die ihm so sauer wurden, gar nicht wieder zu sehen, und wirklich ließ er sie dann auch wohl einen Tag liegen, am andern aber kam gewiß wieder die Furcht über ihn, der schönen Waldemare könne es doch vielleicht schmerzlich sein, ihn unwissend zu finden.

Der arme Philipp! Waldemare wußte ganz genau, was sie von den Kenntnissen und der wissenschaftlichen Bildung ihres zukünftigen Gemahls zu halten hatte; er aber wußte nicht, wie federleicht diese Unwissenheit in Waldemare's Augen wog dem frischen, kühnen und männlichen Wesen gegenüber, dem einfältigen, treuherzigen Sinn, den er sich bewahrt hatte; er war entschlossen, die Lücken in seinem Wissen auszufüllen, wie er sagte, aber der Unglückliche hatte in seinem Wissen gar keine Lücken, sondern es war kurz und gut gar kein Wissen vorhanden, und darum auch wurden ihm alle seine Studien so schwer. Wäre Waldemare in Montresor gewesen, sie würde wahrscheinlich den selbstquälerischen und doch völlig fruchtlosen Studien ihres Verlobten mit großer Entschiedenheit ein Ende gemacht haben.

Es ist ein wunderschöner Herbsttag draußen, die Platanen scheinen den Major hinauszuwinken mit ihren langen grünen Armen, die Stimmen der Vögel locken ihn förmlich mit lieblichem Sang und der Sonnenstrahl mahnt so warm, aber Philipp beugt entschlossen das Gesicht nieder auf einen Band von Rollin's Weltgeschichte und liest verzweifelnd fast halblaut vor sich hin: „Die Römer, welche die Griechen besiegt hatten mit dem Schwerte, versuchten auch, mit ihnen zu wetteifern auf jenem Kampfplatz, wo die Schwerter, welche geschwungen werden, nicht von Eisen sind; aber vergebens, hier triumphirten die Besiegten stets über die Sieger."

„Donner und Wetter!" schrie der unglückliche Major auffahrend, „das begreife, wer's kann! besiegte Sieger, siegende Besiegte, Höllenelement! und die Schwerter sind nicht von Eisen, wovon denn in des Himmels Namen? Von Stahl natürlich, aber Stahl ist doch auch Eisen!"

Ganz muthlos lehnte sich der Major in den Stuhl zurück.

Da ertönte plötzlich eine Frauenstimme unter seinem Fenster, das er geöffnet hatte, um doch bei seinen schweren Studien wenigstens etwas von dem prächtigen Herbsttage zu haben:

„Herr von Croumencey!"

Es war Madame Clotilde, welche rief.

Der Major sprang an's Fenster und fragte nach dem Begehr der Dame, welche auf der obersten Stufe der Terrasse stand und ihm lebhaft winkte.

Wahrlich, die Frau Präfectin sah allerliebst aus in ihrem amaranthfarbenen Surplis mit goldenen Resteln und Schlingen.

„Kommen Sie sogleich zu mir, mein Herr," befahl die Dame, „ich bitte!"

Einige Minuten später war Krummensee an ihrer Seite und küßte ihr sehr zierlich die Hand, die ihm aber heute ziemlich ungeduldig entzogen wurde.

„Herr von Croumencey," sagte Clotilde, sichtbar aufgeregt nicht nur, sondern ängstlich, „ich bitte Sie, geben Sie mir Ihren Rath; Maison-Rouge war heute Morgen kaum fort, als man mir einen an ihn adressirten Brief brachte. Man hatte gebeten, in Abwesenheit des Herrn mir den Brief zu übergeben, da er wichtig und eilig sei. Vielleicht hätte ich den Brief gleich an Maison-Rouge auf die Präfectur schicken sollen, aber ich hielt ihn nicht für so wichtig und nicht für so eilig, da kommt vor einer Viertelstunde ein zweiter, und als ich mit demselben zu Ihnen wollte, um Sie zu bitten, in die Stadt zu fahren, wird ein dritter Brief gebracht. Was meinen Sie? Maison-Rouge müßte eigentlich schon hier sein!"

Die Dame sah ungeduldig nach der Uhr.

„Wenn Madame mir die Briefe anvertrauen will," entgegnete der Major einigermaßen erstaunt, „so bin ich bereit, stehenden Fußes nach der Präfectur zu gehen, und jedenfalls bin ich in der Stadt, bevor hier Pferde angespannt werden können, aber — —"

„Ja, ich sehe schon," rief die Frau vom Hause aufgeregt, „Sie begreifen nicht, warum ich so ängstlich bin; hier nehmen Sie die Briefe, da, sehen Sie, alle drei sind von einer Hand überschrieben, alle drei haben diesen Schnörkel da oben; das verstehen Sie nicht, Sie großer Unwissender! Das heißt: Königlicher Dienst, und Maison-Rouge sagt, alle Dienstbriefe, welche in Montresor abgegeben würden, seien von besonderer Wichtigkeit; und nun gehen Sie, lieber Herr von Croumencey, ich bitte, denn Sie sind meine einzige Hoffnung, da ich einem Diener diese Briefe gar nicht anvertrauen darf."

Krummensee steckte die Briefe in sein kleines seidenes Portefeuille, das ihm Waldemare genähet hatte und in welchem er ein Miniaturbild des geliebten Mädchens auf Elfenbein, sowie dessen Briefe bewahrte; dieses kleine Portefeuille kam nie von seiner Brust. Als er die ihm anvertrauten Schreiben also verwahrt hatte, küßte er der Dame die Hand und entfernte sich, militairisch salutirend.

Einen Augenblick sah Clotilde dem Major nach, dann flog sie, leicht wie ein Vogel, hinter ihm her und ereilte ihn am Fuß der Terrasse. „Lieber Freund," sagte sie beinahe zärtlich, indem sie neben dem

Preußen über den Hof hin hertrippelte, „nicht wahr, Sie sehen ein wenig darauf, daß sich Maison-Rouge nicht unnütz einer Gefahr aussetzt?“

„Gefahr?“ fragte der Major überrascht, dann setzte er beinahe vorwurfsvoll hinzu: „Madame weiß, was die Briefe enthalten, und hat selbe vielleicht geflissentlich zurückgehalten?“

Wo es sich nicht um Bücher handelte, hatte Krummensee einen wunderbar richtigen Blick.

Clotilde erröthete tief und wandte das Gesicht ab, aber trotzig sagte sie: „Maison-Rouge geräth in Feindschaft mit allen unseren Freunden, weil er so eifrig ist, die Bonapartisten zu schützen.“

„Donnerwetter!“ brach der Preußische Major los. „Madame hat sehr unrecht gethan!“ setzte er dann grob hinzu und stürmte in Doppelschritten davon, ohne sich weiter um seine Begleiterin zu kümmern. „Das würde Waldemare, meine Waldemare, nie thun!“ murrte er zornig vor sich hin, dem Thore zueilend.

Clotilde sah ihm mit einem langen, seltsamen Blicke nach, sie stampfte mit dem Fuß und sagte: „Unverschämter!“ Dann aber setzte sie hinzu: „Er hat Recht, wahrscheinlich habe ich eine große Dummheit gemacht. Der Baron hat mich auch gebeten, mich nie in die Dienst-Geschäfte meines Mannes zu mischen. Das soll mir eine Lehre sein, ich werde nie wieder einen Brief zurückhalten, wenn es nur dieses Mal glücklich abläuft!“

Bangen Muthes und sehr beklemmt kehrte die Dame in ihr Haus zurück.

Sie hatte Ursache, bange zu sein, denn auch in Toulouse hatte eine heftige Gährung die Gemüther der unteren Klassen des Volkes ergriffen; der Haß gegen Bonaparte und die Bonapartisten, der schon im Jahre zuvor so mächtig und gefährlich ausgebrochen, zeigte sich nach den hundert Tagen in höchst bedrohlicher Weise auf's Neue. Die Königlichen Behörden hatten überall mit den flammenden Leidenschaften des Südens einen gefährlichen Kampf zu kämpfen. Man muß zugeben, daß die Präfecten und Generale sich in ehrenhafter Weise müheten, die Leidenschaften zu beruhigen, oder doch ihren Ausbrüchen zuvorzukommen und ihre schlimmsten Folgen abzuwenden. Man hat kein Recht, einen Stein auf sie zu werfen, oder sie gar der Mitschuld zu verdächtigen, wenn es ihnen nicht immer und überall gelang, Herr der Leidenschaften zu werden. Gewiß ist die scheußliche Ermordung des Marschalls Brune, so wie der Tod des Generals Ramel sehr beklagenswerth, dennoch aber ist es ungerecht, die Königlichen Behörden dafür verantwortlich zu machen. Sie haben bei hundert anderen Gelegenheiten gezeigt, daß sie nicht blinder Rache folgten, und Vortheil konnte der Königlichen Sache weder der Tod des Marschalls Brune, noch der des Generals Ramel bringen, sondern nur Nachtheil und Verlegenheit. Das sollte allein schon hin-

reichen, diese Männer, die überdem zum größten Theil notorisch Ehrenmänner waren, vor den gehässigen Beschuldigungen zu schützen, die von der Parteiwuth gegen sie noch heute vorgebracht werden. Niemals hat man die unglaublich schwierige Lage gehörig gewürdigt, in der sich diese Beamten befanden, die, neu in ihren Aemtern, meist ganz ohne Geschäfts-Routine, die sie nicht haben konnten, plötzlich einer fanatisch aufgeregten Bevölkerung gegenüber standen und dieser gegenüber Leute vertheidigen sollten, welche den Haß des Volkes meist im höchsten Grade wirklich verdient hatten.

Es ist überhaupt schon eine schwere Aufgabe, die schwerste vielleicht, die einem politischen Parteimanne zu Theil werden kann, wenn er seine politischen Gegner gegen den Zorn seiner politischen Freunde vertheidigen soll; hundertfach schwer ist diese Aufgabe bei der Bevölkerung eines Landes, wie Toulouse. Schon Montesquieu schildert den störrisch-fanatischen, leidenschaftlich-ungestümen Charakter des Toulousischen Volkes mit starken Zügen. Auch giebt es gewisse Grenzen, über welche hinaus selbst der stärkste Wille nichts mehr vermag. Man vergesse nicht, daß es eine bewaffnete Macht eigentlich gar nicht gab; die Armee war aufgelöst und die Bürgergarden versagten fast überall den Dienst, entweder von dem Fanatismus der Masse angesteckt, oder zu feig, ihm gegenüber zu treten. Wenn man diese Umstände in Anschlag bringt, so wird man nicht umhin können, zu gestehen, daß die Royalisten, in deren Händen im Süden die Verwaltung lag, noch immer Außerordentliches geleistet haben in der Vertheidigung ihrer bonapartistischen Gegner.

So oder ähnlich waren die Verhältnisse im ganzen Süden Frankreichs, in und um Toulouse waren sie noch um einige Grad gefährlicher; man braucht sich nicht eben zu wundern, daß der Haß des fanatischen Volkes sich hier nicht nur gegen die Bonapartisten, sondern auch mit der größten Heftigkeit gegen die Protestanten richtete. Die Stadt, wo der Proceß gegen Jean Calas spielte, hatte sich wenig geändert seitdem, und wenn es Voltaire auch gelungen ist, durch seine Aufnahme dieses Processes und durch seine Führung desselben vor der ganzen lesenden Welt, sich selbst ein Denkmal seines Scharfsinnes zu setzen, so ist es ihm doch nicht gelungen, den Charakter des Volkes von Toulouse zu mildern. Das ist aber auch schwerlich die Absicht jenes eiteln Philosophen gewesen, der diesen Proceß, wie alle andern Vorkommnisse, lediglich in seinem persönlichen Interesse und für seinen stupiden Haß gegen die katholische Kirche ausbeutete.

Athemlos trat Philipp von Krummensee in das Cabinet des Präfecten, der ihn staunend ansah, aber sobald er die Briefe sah, die ihm jener reichte, diese doch erst in fliegender Eile überlas, ehe er ein Wort sagte. Als Maison-Rouge die Briefe gelesen, klingelte er heftig, dann rief er zornig: „Diese dummen Tölpel, nie kann man sich auf sie ver-

lassen. Hätte ich die erste Meldung vor zwei Stunden gehabt! Oh! jetzt komme ich vielleicht zu spät!"

Krummensee schwieg; es war ihm lieb, daß der Zorn des Präfecten sich nicht gegen die eigentlich Schuldige wendete. Maison-Rouge wollte eben etwas sagen, als Dumanoir, ein alter Königlicher Capitain, eintrat.

„Wer ist der Brigadier vom Dienst, lieber Dumanoir?" fragte der Präfect hastig.

„Servantot, Herr Präfect!" antwortete der alte Soldat.

„Kann ich mich auf ihn verlassen? Diese tollen Menschen wollen die Kirche der Hugenotten im Val de Vire zerstören und verbrennen; wie viel Gensd'armen kann ich mitnehmen?"

„Der Herr Präfect kann sich auf den Brigadier Servantot verlassen und vierundzwanzig Pferde sind zur Verfügung!" lautete die Antwort.

„Bitte, lieber Dumanoir, lassen Sie sofort aufsitzen und befehlen Sie gefälligst, daß man meinen Wagen anspannt, vier Pferde vor. Einen Augenblick . . ."

Maison-Rouge nahm ein gedrucktes Formular und füllte es aus, dann reichte er es dem Capitain: „Requiriren Sie eine Compagnie Infanterie vom Herrn General und führen Sie selbst dieselbe so rasch als möglich nach Val de Vire."

Der Capitain nahm die Requisitionsforderung und entfernte sich.

„Das scheint ernsthaft zu sein, lieber Chevalier?" fragte der Major.

„So ist es, mein theurer Freund! Bitte, sagen Sie Clotilde, daß ich nicht zum Diner kommen kann; ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe!" Der Präfect nahm einen Säbel und ein Paar Pistolen, deren Ladung er untersuchte. „Es ist nicht zu spaßen mit dem Volke hier, wenn das einmal in Bewegung ist!" sagte er, sein Thun erklärend.

„Geben Sie mir einen Säbel und ein Pistol, Chevalier!" rief jetzt der Major ernst, „ich begleite Sie!"

„Ich weiß den Werth eines tapfern Mannes zu schätzen, lieber Freund," antwortete der Präfect zögernd, „Sie wissen, wie sehr ich Ihnen noch für Ihre guten Dienste im vergangenen Jahre zu Avignon dankbar bin, aber hier setzen Sie sich vielleicht einer Gefahr aus, welche —"

„Lassen wir das, Chevalier," unterbrach Krummensee hastig, „ich bin Protestant, hören Sie, ich will nicht dulden, daß man meine Glaubensgenossen mißhandelt und ihre Kirche zerstört."

Befrembet fast blickte der Präfect seinen Freund an, Krummensee selbst wußte nicht ganz klar, welche Gefühle ihn plötzlich durchzuckten, es war etwas aufgewacht in ihm, was lange geschlummert hatte, er fühlte sich als Protestant, er fühlte sich beleidigt in seiner Kirche, in seinem Bekenntniß, in seinen Glaubensgenossen.

Der Chevalier, dem es nicht unlieb war, einen zuverlässigen Mann zur Seite zu haben, reichte Krummensee schweigend einen Säbel und ein Pistol, verwundert aber sah er die Begier, mit welcher der Major die Waffen nahm und ihre Brauchbarkeit prüfte.

„Hugenottenritter!" rief er mit dem Finger drohend im halben Scherz.

„Euer Heinrich IV., Euer Condé, Rohan und Coligny waren auch Hugenottenritter!" versetzte Krummensee eifrig.

„In der That," entgegnete der Präfect, „und zwar keine schlechten Ritter."

Der Wagen wurde gemeldet, die Herren hüllten sich in Mäntel und eilten die Treppe hinunter, einige Augenblicke später rollte der Wagen davon, ein Gensd'arm saß neben dem Kutscher, einer ritt am Schlage. Zehn Minuten später folgte das ganze Commando der Gensd'armerie.

Der Wagen rollte mit rapider Geschwindigkeit auf einem Wege, der sich an den Hügelabhängen hinwand, in das flachere Land hinab; der Herbstnachmittag war wunderschön klar und warm, die Gegend mit verschiedenen landschaftlichen Reizen reich geschmückt. Der Chevalier, den das Schweigen und die Spannung, der sich sein Gefährte ergab, die ihn selbst überkam, peinlich wurden, raffte sich auf, und wie ein ächter Franzose sich nur an den Moment klammernd, erfreute er sich an der prachtvollen Scenerie und machte den Major auf einzelne Schönheiten mit jenem Eifer aufmerksam, der uns Deutschen eben so oft erkünstelt als übertrieben erscheint, der aber so recht eigentlich eine Französische Eigenschaft ist.

Philipp von Krummensee war fast böse, als der Chevalier ihn in seinen ernsten Gedanken störte, ihm die prachtvollen Baumgruppen auf dem Kamme der Hügel zeigte und sich enthusiastisch über die mannichfachen Farbenschattirungen an den Abhängen äußerte; nach und nach aber wußte der Franzose doch seine Theilnahme zu erregen und ihm einen Theil seiner Bewunderung für die Herrlichkeit dieses Landes einzuflößen. Niemals vorher hatte Philipp den Chevalier begeistert gesehen für landschaftliche Reize. Die Franzosen kennen weder das englische Galoppiren nach schönen Aussichten, noch das bei uns Deutschen herkömmliche Verhimmeln über eine anmuthige Landschaft, dennoch haben die Franzosen einen scharfen Blick, einzelne Schönheiten zu finden.

Die Herren hatten vielleicht die Hälfte ihres Weges nach dem Val de Vire zurückgelegt, und der Wagen befand sich bereits in der Ebene, als sich der Präfect plötzlich von seinem Sitz erhob und mit der Hand auf einen einzelnen Reiter deutete, welcher sich ihnen schnell zu nähern schien. Bei der Klarheit des Tages konnte man selbst in dieser weiten Entfernung den Reiter erkennen. Fast in demselben Moment, wo sich der Präfect erhob, drehte sich der Gensd'arm, der neben dem

Kutscher saß, um, wahrscheinlich, um den Präfecten auf den Reiter aufmerksam zu machen, da er aber sah, daß solches nicht mehr nöthig war, so nahm er seine vorige Stellung wieder ein, ohne ein Wort zu sagen.

„Sehen Sie da, lieber Freund," rief der Präfect ärgerlich, „so werde ich bedient! der Reiter da, der uns jetzt wie unsinnig entgegenjagt, bringt mir die officielle Meldung von der Gefahr, mit welcher die protestantische Kirche im Val de Vire bedroht ist; aber diese Hugenotten sind auch zum Theil selbst Schuld, niemals haben sie das rechte Vertrauen zu den höheren Behörden, sie denken immer, es sei ausreichend, sich mit den nächsten Unter-Behörden gut zu stellen; können Sie glauben, mein Freund, daß diese Leute im Val de Vire gegen meinen Rath einen von den wenigen Katholiken ihres Orts zum Adjoint des Maires verlangten; der Maire ist nämlich Protestant, aber ein kränklicher, alter, schwacher Mann; die Geschäfte liegen also ganz in der Hand des Adjoints, der ein braver Mensch ist, aber doch mehr oder minder abhängig von seinen Religionsgenossen. Hätten diese Hugenotten auf mich gehört! aber sie wollen sich bei jeder Gelegenheit tolerant, vorurtheilsfrei und so weiter zeigen, das rächt sich oft schwer."

„Die Protestanten mögen darin zu weit gehen," entgegnete der Major verdrießlich, „ich höre aber, daß die Katholiken in andern, schlimmern Dingen noch weiter gehen."

„Aber ich bitte Sie, Freund," fragte der Präfect verwundert, „was haben Sie denn? Ich dachte wahrhaftig nicht daran, die Uebertretungen des Gesetzes zu entschuldigen, welche sich die Katholiken zu Schulden kommen lassen. Ich glaube, daß ich in dieser ganzen Zeit gezeigt habe, wie ich das Gesetz aufrecht erhalten will unter allen Umständen."

„Verzeihen Sie mir," entgegnete Krummensee, „ich weiß nicht, wie ich mir die Empfindung erklären soll, die mich durchströmt; mir erscheint nämlich die Lage meiner Glaubensgenossen in diesem Lande plötzlich höchst traurig, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich nichts dazu beigetragen habe, sie zu bessern, obwohl ich allerdings auch nicht weiß, wie ich das hätte anfangen sollen."

Der Chevalier sah den Deutschen an, er begriff ihn gar nicht.

In diesem Augenblick drehte sich der Gensd'arm, der neben dem Kutscher saß, nach dem Innern des Wagens um und sagte mit soldatischer Bestimmtheit: „Verzeihen Sie, Herr Präfect, der da kommt, ist Etienne Verpond von der vierzehnten Brigade, einer der beiden Gensd'armen, welche im Val de Vire stehen!"

„Sehr hübsch," schalt der Präfect, „der Adjoint schickt noch die Hälfte seiner bewaffneten Macht fort in solchem Moment!"

„Verzeihung," nahm der Gensd'arm beinahe schüchtern wieder das Wort, „mein Kamerad ist von der Religion!"

„Da haben Sie's, mein Herr," rief der Chevalier, „der katholische Adjoint schickt den hugenottischen Gensd'armen fort, Pest!"

Der Reiter kam jetzt heran und meldete, als er den Präfecten erkannte, daß der ganze Ort Val de Vire voller Volkshaufen sei, welche sich immer noch verstärkten und sich bereits die gröbsten Beleidigungen gegen die Bewohner des Ortes erlaubt hätten. Der Maire liege krank zu Bett, der Adjoint habe ihn abgeschickt, um sich Hülfe von dem Herrn Präfecten zu erbitten.

Offenbar war der arme Bursche sehr froh, die Hülfe so viel näher zu finden, als er gehofft hatte.

Der Präfect befahl ihm, neben dem Schlage zu reiten und fragte ihn über alle Umstände so genau als möglich aus; es war kein Zweifel, daß die fanatisirten katholischen Landleute der ganzen Umgegend den Plan gefaßt hatten, die reformirte Kirche im Val de Vire nieder zu brennen und ihr Müthchen an den Hugenotten zu kühlen. Es war ein Unglück, daß die Protestanten in Süd-Frankreich für Bonapartisten galten, es auch wohl zum größten Theil waren, denn unter dem Kaiserreich hatte man sie ungestört bei der Ausübung ihres Cultus gelassen und geschützt, während sie von dem Königthum der Bourbonen keinen Schutz gegen die Bedrückungen von Seiten des hohen Clerus erwarteten.

„Wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, lieber Freund," sagte jetzt der Präfect, als der Wagen in eine Ulmenallee nach dem Dorfe einbog, „so steigen Sie aus und gehen Sie mit dem Gensd'armen nach der Kirche, stellen Sie sich an die Thür und lassen Sie keinen von den Wüthenden eintreten, ich fahre nach der Präfectur und werde Ihnen so rasch als möglich Hülfe senden!"

Der Wagen hielt an einer Biegung des Weges und Philipp von Krummensee stieg aus; mit einem Händedruck verabschiedete er sich von dem Chevalier, dann ging er von dem Ortsgensd'armen geführt und von dem Leibgensd'armen des Präfecten, der neben dem Kutscher gesessen, begleitet, quer übers Feld der nahen Kirche zu, welche hinter einem Busch von verschiedenen Holzarten lag.

Es dämmerte bereits der frühe Herbstabend herein, als die drei Männer der Kirche zuschritten, aber in dem Dorfe herrschte nicht die friedliche Stille, welche sonst die Begleiterin des Abends auf dem Lande zu sein pflegt, schon von weitem vernahm man das wilde Toben und Jauchzen der Menge, welche sich, einer geheimen Leitung folgend, in dem stillen Thal zusammengefunden hatte. Krummensee erreichte mit seinen Begleitern die niedrige Mauer des Gottesackers, welcher sich rückwärts an die Kirche und an die Wohnung des Pastors anschloß; sie schwangen sich alle drei hinüber, nachdem sie das Pferd des Gensd'armen an die verschlossene Pforte angebunden. Der Kirchhof war voll weinender Frauen und Kinder, die sich vor der Brutalität des Gesindels hierher geflüchtet hatten. Man führte die drei Männer durch eine Nebenthür in die Sacristei der kleinen Kirche, wo sich der Geistliche, ein junger muthiger Mann, und einige der Aeltesten fast rathlos befanden. Allen

erschien der Major wie ein Bote des Heils, als er ihnen verkündete, daß der Präfect bereits angekommen sei und daß eine bedeutende Militairmacht ihm folge.

„So wird mein Gotteshaus hoffentlich gerettet werden vor der Wuth dieser Verblendeten!" rief der Geistliche.

Ein wüthendes Geheul von draußen antwortete ihm.

„Man wirft Ihre Bücher aus den Fenstern, Herr Pastor!" meldete Einer der wenigen jungen Männer, welche gekommen waren, die Kirche zu beschützen.

Der Geistliche ging, ohne etwas zu erwidern, nach dem Hintergrund der Sacristei, wo eine todesblasse junge Frau, einen kleinen Knaben auf dem Schooß, leise weinend saß.

„Die Wahnsinnigen zertrümmern das ganze Pfarrhaus!" sagte der Gensd'arm zu Krummensee.

„Und ist es nicht möglich, diesem Treiben Einhalt zu thun?" fragte der Major ungeduldig.

„Hier, treten Sie hier her, mein Herr!" antwortete der Soldat, „und dann sagen Sie selbst!"

Krummensee trat auf einen steinernen Sitz an einem schmalen Fenster, durch das er den Platz vor der Kirche und einen Theil der Dorfgasse übersehen konnte. Er fuhr vor dem Anblick fast erschrocken zurück; das hatte er nicht erwartet, denn, Kopf an Kopf, dicht gedrängt stand eine wüthende Menge, heulend, schreiend, drohend und gesticulirend in des Südlandes Weise. Nach der andern Seite war der Anblick nicht weniger entsetzlich; man warf aus den Fenstern des Pfarrhauses die Möbel und Bücher heraus, zerschlug die Fenster, zertrümmerte mit Artschlägen die Thüren und schonte nichts. Krummensee verstand nichts von dem Jargon, in welchem die Wüthenden sich zuriefen, aber er begriff sehr bald, daß die Verwüstung des Pfarrhauses nur das Vorspiel zur Demolirung der Kirche sein sollte. Er bemerkte mit seinem scharfen Soldatenblick, daß sich eine Anzahl von wilden Gestalten zunächst der großen Kirchthür hielt, er erkannte aus gewissen Zeichen, daß dieselben ungeduldig auf ein Signal warteten, und zweifelte keinen Augenblick mehr daran, daß diese Menschen sich, in der nächsten Minute vielleicht schon, auf die Kirche werfen würden. Ueberall sah er das rothe Licht der Weinrebenfackeln, mit welchen die Banden nicht nur das rasch hereinbrechende Dunkel des Herbstabends bekämpfen wollten, sondern sichtlich noch ganz andere Pläne hatten.

„Es wird dem Chevalier schwer fallen, hier Ordnung zu halten," sagte der Major zu sich selbst, indem er von dem Sitze herunterstieg. Dann wandte er sich an einen der Aeltesten, welche zugegen waren, und fragte mit einiger Barschheit im Ausdruck: „Sind denn nicht mehr junge Leute in Eurer Gemeinde, die den Muth haben, ihre Kirche zu vertheidigen?"

„Der Bedrängte sieht zunächst nach dem Seinen, mein Herr!" antwortete der Pastor für seine Gemeindeglieder, „und dann waren so große Menschenmassen schon im Dorf, ehe irgend Jemand auf den Gedanken kommen konnte, daß die Kirche bedroht sei!"

„Nun denn, Herr Pastor," nahm Krummensee entschlossen das Wort, „machen Sie sich keine unnützen Hoffnungen mehr, die Kannibalen, die da draußen heulen, werden Ihre Kirche, vielleicht bevor einige Minuten vergehen, angreifen, um sie völlig zu demoliren. Ich will versuchen, Ihre Kirche zu vertheidigen, so lange bis mein Freund, der Präfect von Toulouse, der bereits im Ort ist, so viel Militair bei sich hat, um uns zu Hülfe kommen zu können. Jene Menschen können dem festen Steinbau der Kirche wenig anhaben, wenn man sie nicht hineinläßt; so lange sie draußen sind, hat die Kirche, haben wir wenig zu fürchten, deshalb gilt es zunächst, die Ausgänge zu vertheidigen. Durch die Fenster werden sie schwerlich kommen, dieselben sind hoch über der Erde und sehr schmal, also leicht zu vertheidigen, es genügt gewiß, wenn sich in jedes der Fenster Einer von diesen älteren Herren stellt und Jeden, der einsteigen will, einfach zurückwirft, denn er kann es immer nur mit Einem zu thun haben, gegen welchen er von Oben herab im Vortheil ist. Postiren Sie sich, meine Herren! Herr Pastor, bleiben Sie in Mitte der Kirche und kommen Sie im Nothfall zu Hülfe. Sie, mein Kamerad, besetzen Sie mit vier von den jungen Leuten die Thüre der Sacristei, wenn man dieselbe einschlägt, müssen Sie dieselbe mit Ihren Leibern decken. Wir, Kamerad," er wendete sich an den Leibgensd'armen des Präfecten, „werden die Hauptthür halten mit diesen braven jungen Leuten hier. Die Thür selbst ist fest und gut verschlossen, diese Stange bürgt uns dafür, daß man sie nicht aufbrechen wird, aber man wird sie einschlagen, dagegen können wir nichts machen, wir werden dagegen das Gitter halten und uns wie brave Männer schlagen!"

Alles flog, die Anordnungen des Majors zu befolgen, der jetzt seinen Säbel zog und sich ruhig auf das halbmannshohe eiserne Gitter lehnte, das eine Art von kleinem Vorplatz hinter der großen Thür von der eigentlichen Kirche abschloß. Dort stand der Preußische Offizier tief nachdenklich, nur halb hin hörte er auf das wüste Geheul der fanatisirten Banden draußen, er dachte an Waldemare, und je mehr er an sie dachte, desto sicherer wurde er in der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht, das protestantische Gotteshaus zu schützen.

Der reformirte Pastor näherte sich dem Major, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte mit bewegter Stimme: „Sie sind kein Franzose, mein Herr, sagen Sie mir Ihren Namen, damit ich weiß, für wen ich bete."

„Major von Krummensee," entgegnete Philipp rasch, „ein reformirter Edelmann aus Preußen."

„Vielleicht ist Preußen auch noch unser letztes Asyl auf Erden, so

wie es das Asyl so vieler unserer Väter wurde vor hundert Jahren! Gott segne die Herrscher Ihres Vaterlandes und erhalte sie bei der reinen Lehre des Evangeliums —"

Der Pastor sprach sehr bewegt, aber der Soldat hörte ihn nicht mehr, denn sein geübtes Ohr vernahm den Tritt des Feindes, das heißt, der Major schloß aus der plötzlich eintretenden Stille draußen, daß der Moment des Kampfes da sei, und ohne mehr auf den Geistlichen zu achten, zog er das Pistol aus der Manteltasche und armirte es, im selben Augenblick aber ertönte ein furchtbares Geheul draußen, klirrend fielen alle Fenster der Kirche unter einem wohlgezielten Steinhagel herab und Axtschläge donnerten gegen die Kirchenthür.

Philipp hatte Recht gehabt, die Burschen gaben sich gar nicht die Mühe, die Fenster zu ersteigen, sie forcirten die Thür, das war der bequemere Weg. Der Geistliche zündete die Kerzen an auf dem Abendmahlstisch, eine matte Helle verbreitete sich in der Kirche, denn von außen fiel das Licht von mehr als hundert Weinrebenfackeln durch die Fenster herein. Steinwürfe flogen fortwährend gegen die Fenster und einige Steine fielen auch in die Kirche; das Geheul der Rasenden draußen wurde immer entsetzlicher, und immer gewaltiger arbeiteten die Axtschläge in den festen Bohlen der Thür. Philipp blickte sich rückwärts um, es war ein wunderbarer Anblick; da saß zu Füßen des Abendmahlstisches die weiße Gestalt der Frau des Pastors, ihr Kind auf den Knieen wiegend, das Licht der Kerzen fiel gerade auf sie, und hinter ihr stand der Pastor in seiner schwarzen Kleidung, die Hände schützend ausstreckend über Weib und Kind. Dieses Bild machte einen gewaltigen Eindruck auf den Offizier, er mußte sich aber zusammennehmen, denn eben begannen die Bohlen der Thür unter den Axtschlägen zu weichen und ein furchtbares Gebrüll verkündete ihren Fall.

Zwanzig, dreißig Menschen, Fackeln schwingend, sprangen sofort über die Trümmer der Kirchenthür auf den Vorplatz.

„Zurück!" donnerte die Stimme Philipps, „oder ich lasse Feuer geben, fertig!"

Die Menschenwoge prallte jählings zurück, heulend und brüllend; Widerstand hatte Niemand erwartet, am wenigsten aber Militair in der Kirche vermuthet, die Stimme Philipp's und die Uniformen der Gensd'armen setzten die Wahnsinnigen einen Augenblick in Verlegenheit. Aber auch nur einen Augenblick, denn im nächsten Moment rollte die Menschenwoge wieder vorwärts, die Vordern von den Hintenstehenden getrieben, gestoßen, mehr unfreiwillig, als aus eigenem Antriebe, in die Kirche hinein.

Der Preußische Offizier begriff jetzt, daß der letzte Moment gekommen, und entschlossen commandirte er: „Feuer!" indem er zu gleicher Zeit selbst sein Pistol abfeuerte. Auch die Gensd'armen schossen und drei der Vordersten brachen im Feuer zusammen. Den ersten Augenblick

der Ueberraschung aber benutzte Philipp, er öffnete das Gitter, und über die Verwundeten am Boden hinwegspringend, jagte er die Andern mit blanker Klinge flüchtig wieder durch die Kirchthür hinaus.

In der nächsten Secunde stand er unter dem Rundbogen der Kirchenthür, zu welcher einige Stufen aufwärts führten, hinter ihm standen die beiden treuen Gensd'armen, er blickte in das wogende Meer von Köpfen zu seinen Füßen, das heulend und schimpfend herandrängte. Die Fackeln rings im Kreise erhellten die Scene mit ihren grellen Lichtern.

Die Gensd'armen ermahnten die Menge, auseinander zu gehen, der Preußische Edelmann stand, den Säbel gesenkt in der Hand, ruhig schweigend und musterte die Menge mit flammenden Blicken. Wüthendes Geheul verschlang die mahnende Stimme der Gensd'armen, es begannen wieder Steine zu fliegen, erst einzeln, dann dichter und dichter, die Gensd'armen wollten Philipp rückwärts in die Kirche ziehen, da zeterte plötzlich eine schrille Stimme: „Zurück! zurück! Jesus, Maria und Joseph!"

„Was ist? was giebts?" fragten hundert Stimmen.

„Vorwärts! Vorwärts! Fackeln und Steine!" antworteten hundert andere.

„Halt! halt!" riefen wieder Stimmen drohend.

„Vorwärts! Fackeln und Steine! Vorwärts!"

Die Woge der Lebendigen brandete wieder der Kirchenthür zu, aber ein Pfiff, gellend das Getöse durchschneidend und überall vernehmbar, machte die Menge auf's Neue stutzen.

„Mirepoix für die schwarzen Sparren!" rief eine Donnerstimme.

„Mirepoix hier, Mirepoix für die drei schwarzen Sparren!" antworteten hundert Stimmen.

Eine Secunde später stand ein dichter Haufen von Menschen um die Treppe, welche zur Kirche führte, und wehrte die große Masse so ab, daß bald ein Raum blieb zwischen diesem Haufen und der großen Menge.

Verwundert schaute der Major die Gensd'armen an, er begriff nicht, was sich da plötzlich ereignete.

„Es sind die Leute von Mirepoix' Herrschaften, sonst die wildesten von Allen, die sich plötzlich zwischen uns und den Haufen drängen!" meinte der Orts-Gensd'arm bedenklich.

Da trat ein schon ältlicher Mann von untersetzter Statur, mit starkem Rothbart, auf die unterste Stufe der Treppe und sagte beinahe unterwürfig: „Ihr tragt einen Ring an Eurer linken Hand, gnädiger Herr, könnt Ihr uns nicht sagen, was das für ein Ring ist, gnädiger Herr!"

„Das ist der Müller von Levis!" flüsterte der Gensd'arm dem Major zu, „der wildeste Papist unter ihnen und der Anführer von Allen!"

Da schoß Philipp durch den Sinn, was ihm der Baron von

Raucourt gesagt, als er ihm zu Wien im Maschakerhofe den alterthümlichen Ring schenkte, und mit lauter Stimme antwortete er: „Nun, wenn Ihr den Ring gesehen habt, Freund, so dächte ich, müßtet Ihr wissen, was die drei schwarzen Sparren im goldenen Feld bedeuten! Ich höre, Ihr seid ein Erbmann des Hauses Mirepoix, nun denn, das Schild neben den drei schwarzen Sparren ist das rothe Ankerkreuz der Aubusson, und Ihr werdet doch wissen, Freund, daß das Haupt des Hauses Mirepoix, der Herr Herzog von Levis, eine Aubusson geheirathet hat?"

„Kreuz und Sparren! Kreuz und Sparren! Mirepoix für die Sparren!" schrie der Haufe, plötzlich begeistert für den Mann, den er so eben noch bekämpft hatte.

Der Major hatte dem Müller die Hand mit dem Ringe hingehalten, damit ihn derselbe desto besser betrachten könne, der Müller küßte den Ring und rief mit lauter Stimme: „Bei der heiligen Jungfrau, der gnädige Herr hat den Ring des Herrn Herzogs! Ihr habt hier nichts zu fürchten, Herr, wir sind hier an sechshundert, die zum Hause Mirepoix gehören!"

„Desto schlimmer, daß Ihr hier seid," flüsterte der Major, indem er sich niederneigte, „bring Deine Leute fort, Mann, so schnell als möglich, es ist eine Menge Militair ganz nahe, Infanterie von Toulouse, und ich will nicht, daß Einer, der zum Hause Mirepoix gehört, zu Schaden komme."

„Es ist nicht möglich, was sagt mein Herr?" schrie der Müller.

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort, Freund, Infanterie ist ganz nahe, da, hört Ihr?"

Dumpfe Trommelwirbel, welche in diesem Augenblick erschallten, bestätigten die Worte des Majors.

„Nehmt die Leute mit, die da drinnen todt oder verwundet liegen, seid vorsichtig!" mahnte Philipp.

„Ich danke Euch, Herr!" entgegnete der Müller. „Kreuz und Sparren!" rief er seine Leute an.

„Mirepoix für die drei schwarzen Sparren!" scholl's im Kreise, ein gellender Pfiff tönte, die Fackeln erloschen plötzlich und wie körperlose Gespenster huschten dunkle Gestalten nach allen Seiten hin auseinander.

Gensd'armen sprengten vor, Infanterie marschirte unter Trommelschlag auf, und der Präfect, Herr von Maison-Rouge, dem es bis dahin unmöglich gewesen war, zu seinem Freunde durchzudringen, entzog denselben der Dankbarkeit der Leute, denen er ihr Gotteshaus eben so muthig als klug beschützt und erhalten hatte.

Eilftes Capitel.

Bibel und Rosenkranz.

„Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle."
(Goethe.)

Am andern Morgen erst nach den im vorigen Capitel geschilderten Ereignissen kehrte der Präfect von Toulouse mit dem Preußischen Edelmann aus dem Val de Vire zurück. Maison-Rouge ließ einen Augenblick vor der Präfectur halten, erledigte die nöthigsten Geschäfte und fuhr dann mit seinem Begleiter sofort nach Montresor, wo Madame Clotilde, die vorher benachrichtigt worden war, das Dejeuner bereit hielt und sich durchaus nicht in demselben Grade nach ihrem Gemahl sehnte, wie dieser nach ihr. Das hatte guten Grund.

Der Präfect war nicht wenig erstaunt, eine hochbepackte Berline am Gitter von Montresor halten zu sehen, und beim ersten Blick meinte er verdrießlich: „Da habe ich Gäste bekommen — wie unangenehm, heute gerade!"

„Eine alte Tante vermuthlich!" sagte der Preußische Major ein wenig spöttisch, als der Wagen eben um die Ecke des Hofes bog.

„Woraus schließen Sie das, lieber Freund?" fragte der Präfect etwas verwundert.

„Aus dem Wappen an der Portière!" entgegnete Krummensee lakonisch.

Der Präfect nahm sein Glas, aber der Major sagte mit der Sicherheit eines Mannes, der in der Kunst, ein Wappen zu blasonniren, sehr geübt ist: „Der Schild ist mit Silber bordirt und quadrirt, erstes und viertes Feld ein goldner Adler auf blauem Grund, wegen Raucourt, drittes und viertes Feld drei goldene Adler, auf rothem und Gr. . . . ?"

Der Major, der dieses Wappen nicht kannte, hielt inne und sah den Präfecten an, dieser aber fuhr, den Blick verstehend, fort: „wegen Le Jay von Maison=Rouge; Sie haben sich geirrt, mein Herr, die alte Tante, mit der Sie mich erschreckt haben, ist mein Cousin, der Baron von Raucourt, und die drei goldenen Adler auf rothem Grund sagen mir, daß ihm wieder einer seiner alten Pläne geglückt ist, er hat nämlich die Besitzungen von Le Jay, die dem rothen Hause zu Anfang des vorigen Jahrhunderts abhanden gekommen waren, wieder erlangt; er sagte mir schon in Gent, daß er das Wappen der Le Jay von Maison=Rouge mit dem von Raucourt quadrirt führen werde, wenn es ihm gelänge, diese bedeutenden Besitzungen wieder zu erlangen."

„Ich gratulire!" rief der Major dem Präfecten zu, welcher rasch aus dem Wagen sprang, der eben auf der Rampe hielt.

Maison=Rouge eilte, seine junge Frau sowohl, als den seltsamen Verwandten zu begrüßen, der über ihn wie über einen willenlosen Baustein bei dem Wiederaufbau des Hauses Raucourt verfügte, der aber zugleich ihm so viel Gutes, ja, eigentlich Alles, was er that, für ihn that, daß er mit ihm über seine Formen gar nicht rechtete, sondern ihm einfach dankbar war.

Krummensee begab sich auf sein Zimmer und machte Toilette; er verließ dasselbe auch nicht eher, als bis ihn die Dame vom Hause zum Dejeuner bitten ließ. Als der Major in den Speisesaal trat, hatte Raucourt in seiner bekannten phlegmatischen Weise sich bereits am Tisch in einem sehr bequemen Lehnsessel gelagert; er hob die große goldene Brille, die er an einem schwarzen Sammetbändchen am Halse trug, betrachtete den Eintretenden gleichgültig einen Augenblick, erhob sich dann plötzlich sehr freundlich und rief fast herzlich: „Wohlan, umarmen wir uns, mein theurer Freund, ich freue mich, Sie doch etwas erholt zu finden!"

Krummensee umarmte den ersten Maitre d'Hotel Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois wirklich erfreut und sagte: „Das hätte ich nicht gehofft, Sie hier zu begrüßen, Herr Baron!"

„Oh! mein Herr!" rief Madame Clotilde sehr lebhaft, „man sagt nicht mehr Baron zu meinem Cousin, er hat die durch den Tod meines Vaters erledigte Repräsentation des rothen Hauses übernommen, der König hat ihm den Titel eines Grafen von Raucourt gegeben, Maison=Rouge heißt künftig der Vicomte von Raucourt, unser ältester Sohn soll sich Baron von Le Jay de Maison=Rouge nennen und . . ."

Madame Clotilde hielt plötzlich inne und wendete sich verlegen ab; leicht lächelnd ergänzte der Graf von Raucourt, diesen Titel müssen wir ihm doch nun geben, die Rede und sagte: „Die Frau Vicomtesse hat ganz Recht, wir haben die Güter der Le Jay de Maison=Rouge, eines abgestorbenen Seitenzweiges unseres Hauses, wieder erlangt, und die Söhne meines Vetters werden ihre Titel von dieser Familie führen.

Aber —“ setzte er lachend hinzu, „lassen Sie uns zu dem eigentlichen Zweck unserer Zusammenkunft im Speisesaal kommen!“

Mit diesen Worten setzte er sich nieder und steckte mit einer kleinen goldenen Nadel, welche er bei sich trug, den Zipfel seiner Serviette auf seiner linken Schulter fest. Die Vicomtesse legte ihm selbst Suppe vor; behaglich schlürfte Graf Raucourt den Duft und meinte freundlich: „Die Bouillon mit Consommé von Rebhuhn versetzt, sehr gut, sehr gelungen!“

Während des Essens erzählte der Präfect von den Vorgängen im Val de Vire und schilderte namentlich die Thaten des Majors in einer Weise, die der Bescheidenheit des guten Krummensee trotz ihrer etwas starken Farben durchaus nicht zu nahe getreten wäre, wenn es sich nicht um die Rettung einer Kirche gehandelt hätte. Philipp konnte eine gute Dosis Lob vertragen, aber wenn er an die Scene in der Kirche dachte, wo der reformirte Pastor am Abendmahlstisch stand und die Hände ausstreckte über die knieende Frau und das schlafende Kind zu seinen Füßen, so kam ihm jedes Lob seiner doch wirklich kühnen und achtungswerthen Handlungsweise wie ein frecher Spott vor; deshalb unterbrach er den Präfecten ziemlich kurz und, die Hand ausstreckend, sprach er: „Ohne diesen Ring da, den Sie, mein theurer Herr Baron, bitte um Entschuldigung, Herr Graf, im Maschakerhofe zu Wien mir schenkten, hätte alle meine Tapferkeit, welche dieser liebenswürdige Präfect über alle Gebühr feiert, nichts genützt.“

Er erzählte nun von dem Müller, der an der Spitze der Erbleute von Mirepoir gestanden und das Wappen seines Herrn auf dem Ringe erkannt hatte. Graf Raucourt hörte sehr aufmerksam zu, obgleich er sich den Anschein gab, als ob er durchaus nur mit seinem Teller beschäftigt sei, auf welchem das Nationalgericht des Landes Toulouse, ein Hasen-Pfeffer, duftete.

„Der König ist sehr mit Ihnen zufrieden, lieber Eugen,“ nahm der Graf das Wort, als die Teller gewechselt wurden, „er will durchaus keine Verfolgungen gegen die Hugenotten, er will nicht, daß man sage, seine Regierung sei weniger tolerant, als die des großen Generals, er billigt es sehr, daß Sie Alle, welche von der Religion sind, in besondern Schutz nehmen.“

Alter Gebrauch bei Hofe, die Reformirten die Leute von der Religion zu nennen, neuer Gebrauch unter dem vornehmen Hof-Adel, Napoleon mit dem Namen des großen Generals zu bezeichnen; sie hielten es mit Recht für unanständig, ihn mit Schimpfworten zu belegen, wie so Viele thaten, die da vergaßen, daß sie sich selbst entehrten, wenn sie den Mann beschimpften, unter dessen Herrschaft sie gelebt hatten. Einige nannten den großen Eroberer auch noch höflicher den berühmten General Marquis von Bonaparte, und glaubten endlich wirklich an die Fiction, daß der Marquis von Bonaparte als Königlicher Generalissi-

mus in den ersten Regierungsjahren Ludwig's XVIII. alle die großen Siege erfochten. Bekanntlich ging diese Fiction selbst in einige zum Unterricht in den Schulen bestimmte Bücher über.

„Ich zweifelte nicht an der Billigung der Regierung," sagte der Präfect, „aber was sagt man zu meiner Thätigkeit im Pavillon Marsan?"

„Auch da ist man sehr zufrieden mit Ihnen, lieber Eugen," erwiederte der Graf, indem er ihm sein leeres Glas hinhielt. „Ihr Bordeaux ist gut!"

„Vermuthlich hat man da einen anderen Grund zur Zufriedenheit?" meinte der Präfect, etwas verwundert.

„Sie irren, mein Vetter, Monsieur und seine Freunde sind durchaus nicht geneigt, der reformirten Religion irgendwie Zugeständnisse zu machen, aber je weniger sie dazu geneigt sind, je fester sie entschlossen sind, die katholische Kirche als die herrschende Kirche zu schützen und den katholischen Charakter des Staates, dessen König der allerchristlichste heißt, aufrecht zu erhalten, desto weniger wollen sie dulden, daß die Anhänger anderer christlichen Bekenntnisse in den Rechten gekränkt werden, welche ihnen das Gesetz beilegt."

„Das ist sehr klug," versetzte der Präfect, „je größer die Vorrechte sind, welche die katholische Kirche bei uns beansprucht, desto eifriger muß sie auf die Aufrechterhaltung der minderen, der geringeren Rechte der anderen Bekenntnisse achten."

„Aber Maison-Rouge hat sich hier schon viele Feinde gemacht unter den Royalisten," warf die Vicomtesse ein, „Sie glauben nicht, mein Freund, wie wahnsinnig selbst gute und gebildete Leute hier die Bonapartisten hassen, und die Hugenotten sind hier meist Bonapartisten!"

„Das ist richtig, meine theure Clotilde," rief der Präfect, „aber ich muß meine Pflicht thun!"

„Sie haben Recht, lieber Eugen," nahm Graf Raucourt das Wort wieder, „aber meine Cousine hat auch Recht; Sie dürfen sich hier nicht zu viel Feinde machen, das könnte dem Wiederaufblühen des Hauses Raucourt gefährlich werden, auch wird es, wie ich zu hoffen Ursache habe, bald geändert werden. Der Mißstand liegt in Ihrer Person, lieber Eugen, der Präfect hier darf keine Excesse oder Bedrückungen dulden, mögen sich dieselben gegen Bonapartisten oder Hugenotten richten; aber der Präfect von Toulouse muß einer von den großen katholischen Seigneurs dieses Landes sein, der kann hier seine Pflicht thun, ohne sich mit dem katholischen Landesadel zu verfeinden, er kann seine Pflicht noch weit besser thun als Sie, denn aus Rücksicht auf den verwandten und befreundeten Präfecten werden die Seigneurs selbst Alles aufbieten, ihre Leute in Ordnung zu halten, er wird nicht so viel zu strafen haben, wie Sie."

„Das heißt also, mein theurer Vetter," rief der Präfect lachend, „daß Sie damit umgehen, mich abzusetzen?"

„So ist es, lieber Eugen; im Norden, wo wir mit vielen Familien verwandt sind, wo wir auch nun wieder Grundbesitz haben, würden Sie ein eben so trefflicher Präfect sein wie hier und sich durchaus keine Feinde machen, indessen habe ich noch ganz andere Pläne."

Das Gespräch ging immer tiefer in die Politik ein, Graf Raucourt war nach Toulouse gekommen, um seinem Vetter bei der Wahl einiger Deputirten zu helfen, an deren Erwählung dem Grafen von Artois viel zu liegen schien. Krummensee interessirte sich nicht sehr für diese Geschäfte, auch sagte ihm sein Gefühl, daß die Vettern sich mancherlei mitzutheilen haben könnten, wobei er zum mindesten überflüssig sei, deshalb erbat er durch Blicke und Gebehrde von der Frau vom Hause die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen und verließ schweigend den Saal.

Schwere Gedanken waren es, mit denen der wackere Major die Treppen hinaufstieg zu seiner Wohnung; er kam sich plötzlich so ganz fremd vor in dem gastfreien Landhause, es war ihm unheimlich beinahe in dem Zimmer, das er so schön gefunden noch vor Kurzem, der Blick aus dem Fenster hatte keinen Reiz mehr für ihn, er schalt sich undankbar, aber das änderte nichts in seiner Stimmung. Er sehnte sich nach Waldemare, seiner süßen Braut, aber das hatte er früher doch auch gethan und sich nicht so entsetzlich unglücklich dabei gefühlt; kurz, der tapfere Lanzenreiter hatte, ohne es zu wissen, einen tüchtigen Anfall von Heimweh. Im Hintergrund stand dabei die Kirche vor seinen Sinnen, er wollte in eine deutsche Kirche gehen, er wollte deutsche Gebete und deutsche Gesänge hören.

„Hätte auf Ehre nicht daran gedacht," sagte er zu sich selbst betrübt, „daß ich mich noch so nach der Kirche sehnen würde, wenn ich sonst so ärgerlich oft die Leute in die Kirche führte zu Hause, Donnerwetter —"

Der Major war wüthend, daß er nicht Herr werden konnte über die Gedanken, die durch sein Hirn gingen, über die Gefühle, welche sein Inneres bewegten, er fluchte nach alter Gewohnheit, aber kaum hatte er sein Donnerwetter losgebrannt mit der Zungenspitze, als er sich derb darauf biß und sich verwundert fragte: „wie kommt's denn, daß mir es Unrecht scheint zu fluchen mit einem Male, daran habe ich doch mein Lebtag nicht gedacht! Freilich, Waldemare flucht nie, geht gar nicht, kann ihr gar nicht passiren, wäre auch scheußlich von ihr, verboten ist's aber, nun! wer noch keine Rekruten exerciert, noch keine Krummen gerade gemacht hat, der weiß auch nicht, wozu ein Donnerwetter nöthig ist!"

Dem guten Philipp wurden jetzt seine Gedanken gar zu lästig, und schnell entschlossen murrte er: „Mal wieder etwas nachhelfen, kleine Lücke ausfüllen in meinem Wissen, die arme Waldemare kriegt einen dummen Kerl zum Mann!"

Mit seinen schwertgewohnten und zügelgerechten Händen faßte er

den bewußten Band von Rollin's Geschichtsbuche, und eine Viertelstunde später war er denn auch glücklich eingeschlafen.

Der tapfere Offizier mußte in Folge seiner Krankheit noch sehr angegriffen sein, denn er schlief mehrere Stunden sehr fest, so den in verwichener Nacht verlorenen Schlaf wieder einholend. Er mochte sehr lieblich geträumt haben in diesem Schlaf, denn er war sehr verdrießlich, als ihn der Eintritt des Dieners weckte, welcher kam, um die Lichter aufzusetzen und ihm zu melden, daß so eben ein Herr aus der Stadt gekommen sei, welcher ihm aufzuwarten wünsche.

Krummensee besprengte sich mit Fleur d'Orange, um sich zu ermuntern, befahl den Herrn herauf zu führen und stopfte sich nach alter Gewohnheit seine kleine Pfeife, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß es doch vielleicht nicht ganz schicklich sein möge, einen Fremden mit der Pfeife im Munde zu empfangen in einem Lande, wo das Tabaksrauchen noch nicht so Bürgerrecht hatte, wie in Deutschland. Das verbesserte die Laune des Ulanen nicht, er fluchte wieder über das fremde Land, und sagte dann ganz unwillig über sich: „Da fluche ich wieder, ja, wahrlich, die schlechtesten Angewohnheiten sind stärker als die besten Vorsätze!"

Ein ernst und würdig aussehender, noch junger, Mann trat ein, Krummensee erkannte mit seinem Falkenblick in ihm auf der Stelle den reformirten Geistlichen aus dem Val de Vire, er ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand herzlich und hieß ihn mit deutscher Treuherzigkeit willkommen!

„So sehr ich mich freue, Sie zu sehen, Herr Pastor," sagte der Major, indem er neben dem Geistlichen Platz nahm, „so sehr wundere ich mich auch; hoffentlich ist kein neuer Ueberfall der Katholiken Ursache Ihres Kommens; verzeihen Sie, wäre ein solcher Ueberfall gefolgt, so wären Sie nicht hier, denn Sie gehören zu den Männern, welche auf ihrem Posten bleiben in der Stunde der Gefahr!"

„Nicht etwa, um Ihre starke Hülfe noch einmal zu suchen —" entgegnete der Pastor in etwas fremdklingendem, aber ganz gutem Deutsch.

„Wie," rief der Major, ihn mit einem lauten Jubelruf unterbrechend, „Sie sprechen deutsch, Herr Pastor!"

„Ich habe in Straßburg studirt, mein Herr!" erwiederte der Geistliche, durch die Rührung, die der Major zeigte, selbst gerührt.

Krummensee umarmte den Geistlichen und seine Augen wurden naß; „sprechen Sie, Herr, sprechen Sie deutsch," bat er tief bewegt, „deutsch, wie meine Kameraden zu mir sprechen, deutsch, wie Waldemare zu mir spricht, deutsch, wie mein König mich angeredet hat —"

„Und deutsch, wie Ihre Glaubensgenossen mit Ihnen zu Gott dem Herrn beten und ihm lobsingen," fuhr der Pastor fort; „mein theurer Herr, hätte ich doch geahnet, daß Ihnen der Klang Ihrer Muttersprache so süß, so hätte ich ja gestern, als Sie in jener ernsten Stunde

als mein Erretter, von Gott gesandt, in meine Kirche traten, deutsch zu Ihnen gesprochen und hätte mein Weib deutsch zu Ihnen reden lassen, denn mein Weib ist nicht dieses Landes, sondern eine Fremde darin; sie ist aus einer deutschen Familie, welche zu Basel wohnt."

Krummensee konnte nicht müde werden, deutsch zu hören; plötzlich sprang er auf und rief: „Herr Pastor, kann ich Ihnen eine Pfeife Tabak anbieten; Sie sprechen so schön deutsch, Sie rauchen auch eine Pfeife Tabak mit mir auf gute deutsche Weise?"

Lächelnd erklärte der Pastor, daß er in der That noch immer etwas rauche, wenn auch nicht mehr so viel, als er einst mit seinen deutschen Freunden geraucht.

Vielleicht that sich der wackere Geistliche einigen Zwang an, aber er wäre noch ganz andere Dinge zu thun im Stande gewesen, nur um dem Offizier, den er wirklich lieb gewonnen, gefällig zu sein. Also die Herren rauchten Beide und sprachen deutsch, Krummensee aber fühlte sich ganz heimisch und ganz glücklich.

Plötzlich rief der Geistliche: „Ach, mein Herr, Ihre Liebenswürdigkeit hat mich ja ganz den Zweck meines Hierherkommens vergessen lassen!" Er erhob sich, legte die Pfeife weg und kam mit einem Futteral wieder, das ziemlich alt und unscheinbar aussah; aus diesem Futteral aber zog der Pastor zum größten Erstaunen des Majors ein Buch, welches alterthümlich prächtig in topasfarbenen Sammet eingebunden und reich vergoldet war. Langsam und nicht ohne Feierlichkeit schlug der Geistliche das erste Blatt auf und las, was da geschrieben stand: „Die Gemeinde im Val de Vire widmet diese Bibel dem Königlich Preußischen Offizier Herrn von Krummensee in dankbarer Anerkennung der muthigen Umsicht und treuen Liebe, die derselbe bewiesen bei Vertheidigung ihres Gotteshauses am 27. October 1815." Diese Dedication war von den Aeltesten der Gemeinde und dem Pastor unterschrieben.

„Es war der Gemeinde vom Val de Vire," sprach der Pastor sehr gerührt, „ein Bedürfniß, dem tapfern Manne, der ihr das Gotteshaus gerettet, ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben, ein Zeichen der Erinnerung für spätere Tage, ja, für die Enkel; da schlug ich der Gemeinde vor, Ihnen eine von den alten Bibeln zu überreichen, welche zu Zeiten der Väter von den Edeln dieses Landes an die Kirche geschenkt wurden, weil damals die Bücher noch sehr selten und kostbar waren. Von diesen Bibeln haben sich auch bei unserem Gotteshause noch einige erhalten, welche aus einer der uns genommenen Kirchen in Bezières, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts gleich nach Aufhebung des Nanteser Edictes geschlossen wurde, an die Gemeinde im Val de Vire gekommen. Ich bitte Sie nun, mein theurer Herr, diese Bibel zum Andenken an uns aufzubewahren und auch unserer zuweilen in Ihren Gebeten zu gedenken!"

Der Pastor legte die Bibel in die Hand des Majors, der mühsam seine Rührung beherrschte, und versicherte, diese Bibel solle als ein Erb-

stück bleiben in seinem Hause, er wolle sich nie davon trennen, obwohl er nicht wisse, wie er diese Gabe verdient habe.

Während er noch sprach, blickte er auf den Sammtdeckel, auf den in Farben ein Wappen sehr zierlich gestickt war. Der Major stieß einen Laut der Ueberraschung aus und blickte genauer auf die bunte Stickerei.

„Ist Ihnen dies Wappen bekannt, mein theurer Herr?“ fragte der Pastor, „es ist das ohne Zweifel das Wappen des Gebers oder der Geberin!“

„Freilich kenne ich das Wappen,“ rief der Major hastig, „den Stern im blauen Felde, die Amsel, die Kreuzlein? Es ist das Wappen meiner Großmutter, die allerdings aus einem Refugiégeschlecht stammte, aus dem Hause der Barone von Monteton; meine Großmutter war eine Dijon von Monteton, wie oft hat sie mir von dem Grafenschloß Poudénas an der Garonne erzählt, wo ihres Hauses Stammsitz gewesen, und nun, wie seltsam das doch ist!“

Auch der Pastor bewunderte die eigenthümliche Fügung, durch welche die Bibel, welche aus dem Hause Dijon von Monteton an eine Kirche in Bezières geschenkt wurde, nun heute wieder in die Hände eines Mannes kam, der diesem Hause doch nahe verwandt war.

Die beiden Männer trennten sich endlich, doch nicht ohne daß der Major dem Geistlichen versprochen, ihn im Val de Vire noch ein Mal zu besuchen, bevor er nach Paris und in sein Vaterland zurückkehre.

Als sich Philipp von Krummensee allein sah, setzte er sich mit seiner Bibel an den Kamin und versuchte darin zu lesen. Der wack're Soldat redete mit ritterlicher Kühnheit französisch, aber auf die Feinheiten der Sprache verstand er sich durchaus nicht, und seit Charles XII. und Numa Pompilius und Telemaque hatte er vielleicht nie ein französisches Buch in der Hand gehabt. Wahrscheinlich würde die französische Bibel ein verschlossenes Buch für ihn gewesen sein, wenn man nicht zu seiner Jugendzeit noch die sehr gute Methode gehabt hätte, die Kinder recht viel Bibelsprüche und Psalmen lernen zu lassen, und so kam die Menge von Bibelstellen, die er in seinem treuen Gedächtniß bewahrt hatte, seiner Unkenntniß der französischen Sprache zu Hülfe. Die französischen Worte sahen ihn freilich oft sehr fremd an aus den gedruckten Lettern, er mußte sie aussprechen, um ihren Sinn zu finden, aber hatte er nur ein Paar Worte erst gefunden, so wurden die alten Erinnerungen wach in ihm, und keck konnte er ganze Verse in der körnigen Sprache Luther's sagen, noch bevor er den französischen Text ganz zu Ende gelesen. Erst wenn er sich der Lutherischen Uebersetzung in gutem Deutsch wieder bewußt war, fand er sich mit dem Französischen zurecht, und ein ganz eigenes Gefühl inniger Freude kam über ihn, sobald er auf diese Weise wieder eine Stelle enträthselt hatte.

In dieser Weise begann der Major das Buch der Bücher zu studiren; schwerlich hat je vor ihm Jemand es in dieser Weise gelesen. Er

war auch so eifrig dabei, daß er sich entschuldigen ließ bei der Dame des Hauses und allein blieb mit seiner Bibel den ganzen Abend.

Er wurde im Salon der Dame Clotilde heute auch nicht vermißt, denn fast den ganzen Abend über wurde es nicht leer von Besuchen, die dem Präfecten sehr lästig fielen, da sie meist die Absicht hatten, ihm Vorstellungen zu machen wegen der Energie, mit welcher er sich wieder der Hugenotten im Val de Vire angenommen hatte. Es versteht sich von selbst, daß Keiner so weit ging, das Auftreten des Präfecten an sich zu mißbilligen; die Meisten lobten es sogar; aber man wollte ihn abhalten, weitere Untersuchungen anzustellen, man wollte ihn warnen, den Geist der Bevölkerung aufzuregen gegen die Behörden, man machte ihn auf die Feindschaften aufmerksam, die er sich und dem Königthum zuzöge; kurz, man wollte nicht gerade der Ungesetzlichkeit das Wort reden und dem zügellosen Treiben, man wollte auch wohl, daß es energisch unterdrückt werden sollte, aber man wollte keine Untersuchungen. Einige fürchteten, daß dabei Persönlichkeiten compromittirt werden könnten, die mächtig und angesehen waren; Andere fürchteten, daß die Bevölkerungen dadurch gegen das Königthum gestimmt werden könnten; noch Andere wollten überhaupt das Aufsehen um jeden Preis vermieden wissen, Einige endlich wollten nur den royalistischen Charakter der Kammerwahlen nicht gefährden. Der Präfect würde einen sehr harten Stand gehabt haben, wenn nicht glücklicher Weise sein Vetter von Paris gekommen wäre, der als erster Maitre d'Hotel Monsieurs bei den Provinzial-Edelleuten natürlich eines unbegrenzten Ansehens genoß und in seiner vornehm-kühlen und zurückhaltenden Weise ganz das passende Mittel hatte, die leidenschaftlichen Herren zu beruhigen.

Uebrigens hatte der Präfect gar nicht daran gedacht, eine wirkliche Untersuchung über die Vorfälle im Val de Vire anstellen zu lassen; er war klug genug, zu wissen, daß eine solche niemals zum Ziele führen konnte bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes, aber er mußte die Autorität des Gesetzes wahren; keinen anderen Zweck hatten die Schritte, welche er in dieser Angelegenheit that.

Am Abend dieses Tages noch spät saßen die drei Verwandten, der Graf Raucourt, der Vicomte und die Vicomtesse Raucourt um den Kamin im Schlafzimmer des Grafen. Ihr Gespräch bezog sich, seit sie allein waren, fast ausschließlich auf die Zukunft des Hauses Raucourt, und der Graf setzte seine Verwandten in Erstaunen durch die Mittheilung aller Erfolge, die er bereits errungen, und durch die Kühnheit der Pläne, die er noch auszuführen gedachte, um den Flor des rothen Hauses zu heben.

Der Präfect bemerkte sehr gut, daß Graf Raucourt sich mit allen seinen Vorschlägen, welche die Zukunft des Hauses Raucourt betrafen, nicht an ihn, sondern an Clotilde wandte, wenn sich dieselben nicht etwa auf die Politik der Gegenwart bezogen. In früherer Zeit würde

ihn das wahrscheinlich sehr verletzt haben, jetzt aber, wo er die Verhältnisse kannte, wo er sich nicht nur dem sonderbaren Vetter tief verpflichtet, sondern sich auch glücklich fühlte im Besitz Clotildens, jetzt ließ er ganz ruhig den rastlosen Beförderer der Wohlfahrt des rothen Hauses schalten wie demselben beliebte, und dadurch gewann er immer mehr dessen Freundschaft, die lange Zeit ziemlich gering gewesen.

„Sie werden in den Annalen des Geschlechtes den Ehrennamen des Wiederbegründers erhalten, mein Vetter!" warf der Präfect freundlich in eine Pause.

Der Graf betrachtete ihn eine Secunde lang mit einem höchst gleichgültigen Blick, dann aber sagte er mit sichtlichem Interesse, sich aber zu seiner Cousine wendend: „Ihr Gemahl regt da etwas sehr Gutes an, meine theure Clotilde, ich werde nach den Papieren, welche sich in den Archiven finden, eine diplomatische Geschichte des Hauses Raucourt schreiben lassen, seit dem Tode Claudius des Gelehrten bis auf den heutigen Tag. Sie wissen, Claudius IV. von Raucourt, genannt der Gelehrte, Herr von La Prade und Labouthillerie, der ein treuer Gefährte Carls VIII. war, hat eine Geschichte unseres Hauses hinterlassen, welche er bis auf das Jahr seines Todes fortgesetzt hat. Ich werde sammeln, was wir an Memoiren, Briefwechseln und Acten haben, ja, meine theure Clotilde, wir werden eine sehr interessante Familien-Geschichte haben —"

„— Die von Claudius dem Gelehrten bis auf Carl Claudius den Wiedererbauer reicht, —" warf der Präfect wieder ein, der wohl bemerkt hatte, daß seine kleine Schmeichelei dem Grafen gefallen.

„Sie haben Recht, lieber Eugen," fuhr der Graf gleichgültig fort, „und ich hoffe, daß diese liebe Clotilde nach meinem Tode dafür sorgen wird, meine Verdienste um Wiederherstellung des Hauses ins rechte Licht zu setzen; Sie aber, mein Vetter, werden gewiß nicht vergessen, daß das Verdienst der Wiedererbauung eigentlich ganz allein Ihnen gebührt, denn wo wäre das rothe Haus jetzt, wenn Sie nicht den Wiedererbauer eines Abends aus dem Ourcq-Kanal gezogen hätten?

„Sie sind sehr liebenswürdig gegen meinen Mann, lieber Vetter!" bemerkte Clotilde.

Graf Raucourt lächelte fein.

„Sie haben sehr Recht, liebe Clotilde," rief der Präfect lachend, „mein Vetter ist sehr liebenswürdig gegen Ihren Gemahl, aber nur gegen diesen; gegen den Chevalier von Maison-Rouge war er es nicht besonders und würde es wohl auch nicht gegen den Vicomte von Raucourt sein, denke ich, obwohl ich nicht in Abrede stelle, daß es mein Vetter stets sehr wohl mit mir gemeint hat."

„Ich meinte es wohl mit dem Hause Raucourt, Sie aber waren zu dessen Wiederherstellung nothwendig," entgegnete der Graf langsam, und das Lächeln, mit welchem er diese Worte begleitete, war sehr zwei-

deutig; dann aber setzte er heiter hinzu: „Möchte der Herr Präfect nicht vergessen, daß der Chevalier von Maison-Rouge nicht ohne die kleine weiße Hand, die da so anmuthig mit den Bändern spielt, Vicomte von Raucourt geworden wäre!"

Das war dem Gemahl denn doch beinahe zu viel, und etwas schärfer im Ton fragte er: „Vielleicht wäre derselbe auch nicht Präfect geworden, ohne jene kleine weiße Hand da?"

Graf Raucourt hatte mit halbem Blick die Röthe gesehen, die sich auf der Stirn seines Vetters zeigte; auch hatte er im Ton der Stimme dessen Gereiztheit erkannt; er lenkte sofort ein und sagte phlegmatisch: „Präfect? was hat die Präfectur mit der kleinen Hand dieser lieben Clotilde zu thun? Präfect, das kann ja Jeder werden, der etwas Muth und ein wenig Verstand hat; nun, ich wünsche, Vetter, daß es Keinem vom Hause Raucourt so wenig an Muth und Geist fehlen möge in alle Zeit, wie Ihnen!"

Der Präfect war befriedigt, obgleich er sich bei einiger Ueberlegung sagen mußte, daß er seine Carrière eigentlich auch nur dem Plane verdankte, den sein Vetter hatte, also die Präfectur doch auch eigentlich an der kleinen Hand Clotildens ihm geworden sei. Der Graf wollte ihn aber daran nicht erinnern, denn er wollte den Gemahl Clotildens nirgends zurückstellen; er begriff sehr gut, daß Clotilde nur in dem Maße glücklich werden könne, als sie ihren Gemahl zu achten vermöge. Freilich hatte er dabei auch die Absicht, den Präfecten stets daran zu erinnern, was er seiner Gemahlin verdanke. Beides zu verbinden, war oft nicht leicht.

Graf Raucourt wendete sich wieder an die Dame mit einer langsamen Halbwendung seines Gesichtes und sprach mit einer Sicherheit, die den Präfecten beinahe zu dem Glauben verführte, die Idee der Herstellung des Hauses Raucourt sei bei seinem Vetter wirklich zu einer Art von Verrücktheit geworden: „Meine theure Clotilde, Ihr ältester Sohn darf unter keiner Bedingung Soldat werden, erstlich ist es gegen die Tradition und gegen das Herkommen in unserm Hause und dann hat heut zu Tage ein Edelmann, welcher eine große historische Familie zu repräsentiren bestimmt ist, andere Aufgaben zu lösen. Ihr ältester Sohn, meine theure Clotilde, muß einen ordentlichen juristischen Cursus machen, er muß die Rechte studiren, dann soll er in Deutschland, Italien und Spanien reisen; glauben Sie mir, ohne eine tüchtige juristische Bildung wird er nie dahin kommen, das für das Haus zu werden, was er werden soll. Es kommen friedliche Zeiten nach diesen großen Stürmen und der Edelmann muß mit dem Gesetzbuch in der Hand das Bestehende vertheidigen, so wie er es sonst mit dem Schwerte gethan. Ihren zweiten Sohn —"

Der Präfect machte eine Bewegung der Ungeduld, doch war er mehr ärgerlich über seine Gemahlin, die das Alles höchst ernsthaft und

aufmerksam mit anhörte, als über den Grafen, dessen fixe Idee er innerlich, trotz aller Dankbarkeit, bespöttelte.

„Sind Sie nicht einverstanden mit mir, lieber Eugen?" fragte der Graf spitz, ohne sich nach dem Präfecten umzusehen, aber er wartete auch keine Antwort ab, sondern fuhr fort: „Ihren zweiten Sohn, meine liebe Clotilde, müssen Sie der Kirche widmen, die Kirche wird eine Macht erlangen in Frankreich, eine gewaltige Macht, und der Adel muß sich ihr so fest als möglich anschließen, machen Sie Ihren zweiten Sohn geistlich, lassen Sie ihn einen bischöflichen Stuhl besteigen, den andern nachgeborenen Söhnen bleibt der Degen."

Jetzt konnte sich der Präfect nicht mehr halten, es kam ihm zu komisch vor, daß sein Vetter mit solcher Entschiedenheit für die Zukunft von Kindern sorgte, die noch gar nicht da waren — er lachte laut auf.

Befremdet schaute ihn seine Frau an, sie begriff sein Lachen nicht, ihr war nichts lächerlich vorgekommen in den Bestimmungen des Grafen über die Zukunft ihrer Kinder, Madame Clotilde blickte befremdet auf ihren Gemahl, dann fragend auf den Grafen. Dieser musterte seinen Vetter mit der gleichgültigsten Miene durch sein Glas, dann sagte er mit vollem Phlegma: „Der Herr Präfect des Königs lacht, weil die Kinder, von denen wir sprechen, noch nicht geboren sind, zum Beispiel?"

„In der That," entgegnete Eugen, sich zusammennehmend, „das ist mein Fall, entschuldigen Sie mich, ich liebe und schätze Sie, ich verehre Sie als meinen Wohlthäter, aber —"

„Ich bitte Sie, lieber Eugen," entgegnete ihm der Graf ruhig, „es bedarf das weder der Entschuldigungen, noch sonst der Erklärungen, Sie haben einmal nicht den festen Glauben an das mächtige Wiederaufblühen unseres alten, edeln Hauses, den diese theure Clotilde mit mir theilt, und auf dem Gebiete des Glaubens läßt sich eben nichts erzwingen. Was aber diese theure Clotilde und mich selbst betrifft, mein Vetter, so wird Ihr Spott nicht die Macht haben, uns zu irren in unserer Ueberzeugung. Lassen wir also einen Augenblick Ihre Zweifel und unsere Ueberzeugung bei Seit, nehmen wir an, daß Ihnen bereits Ihre Gemahlin die Söhne geboren hätte, die ich erwarte, so würden Sie doch gewiß mir, als dem Haupt der Familie vom rothen Hause, gestatten, für die Zukunft dieser Söhne mit zu sorgen, bitte, lieber Eugen, lassen Sie mich ausreden; ich bin durchaus nicht gesonnen, Ihren Vaterrechten zu nahe zu treten, aber lassen Sie Ihre Einwände hören, haben Sie wirklich etwas gegen die juristische Bildung, die ich für nothwendig halte für einen bedeutenden Edelmann in dem Frankreich der Tage, die jetzt beginnen?"

„Nein, lieber Vetter," entgegnete der Präfect, „ich finde im Gegentheil das ganz richtig und ganz vortrefflich, was Sie darüber gesagt, eben so haben Sie sehr Recht in dem, was Sie von der Kirche sagen: ich kann Ihnen versichern, daß ich gewiß Alles thun werde, was

in Ihren Plänen liegt, wenn mir diese theure Clotilde Söhne schenken sollte — aber, verzeihen Sie, ich finde es thöricht und vermessen, so über die Zukunft zu verfügen, so auf eine allerdings erwünschte, aber doch sehr zweifelhafte Möglichkeit seine Pläne zu bauen."

„Sehr höflich sind der Herr Präfect eben nicht," erwiederte der Graf, indem er sich zurücklehnte, „thöricht und vermessen! ja, Vetter, wenn Sie, der Sie nicht in der Ueberzeugung die Gewißheit der Zukunft haben, solche Pläne machten, Sie wären darum thöricht und vermessen, wir, wir sind es nicht. Unsere Ahnherren weiheten auch zum Voraus ihre Söhne bestimmten Berufen, ich glaube nicht, daß sie vermessen waren, oder thöricht, sie waren vielleicht sehr demüthig und fromm dabei. —" Der Graf richtete sich auf, er erhob die Hand, die Züge seines sonst so gleichgültigen Gesichtes belebten sich, seine Augen strahlten, und mit scharf accentuirter Stimme sprach er: „Vetter, ich will aufrichtig mit Ihnen reden; was ich da vorher von der Kirche gesagt habe, ist Nebensache, Aeußerlichkeit, die Hauptsache ist, daß ich die innige Ueberzeugung hege, daß der französische Adel nur dann wieder etwas werden kann, wenn er auch ein christlicher Adel wieder wird. Die Verbindung mit der Kirche muß wieder hergestellt werden, der Geist der katholischen Kirche muß den Adel wieder durchdringen, dazu muß jede Familie thun, was sie kann. Ich glaube aber, da ich mich unfähig fühle, diesen Geist im lieben, unserm rothen Hause wieder einzuführen, da ich auch Sie für unfähig dazu halte, daß dieser Geist wieder Besitz ergreifen wird von unserm Hause, wenn Einer vom Stamme Raucourt selbst geistlich wird! Verstehen Sie mich nun, mein Vetter!"

„Charles, Sie sind ein seltener Mensch," erwiederte der Präfect ergriffen, „ich verstehe Sie wenigstens so weit, daß ich ein Gefühl von der Richtigkeit dessen habe, was Sie sagen."

Der Graf stand auf und ging zu einem kleinen Tische, auf welchem die alterthümliche Schatulle stand, die er immer mit sich führte, die wir auch zu Wien bei ihm sahen. Er öffnete dieselbe und nahm einen kleinen, unscheinbaren Rosenkranz, aus dunkel gebräunten Holzkugeln bestehend, heraus. Er legte denselben in Clotildens Schooß und sprach mit großem Ernste und unverhehlter Bewegung: „Das ist ein theures Familien-Erbstück, liebe Clotilde, es soll nie aus dem rothen Hause kommen; immer soll es der Raucourt bewahren, welcher geistlich ist, bei seinem Tode aber soll es immer zurückgegeben werden. Claudius Lepantinus von Raucourt, der Maltheser Bailli, focht, wie wir wissen, mit hohem Ruhme in der großen Türkenschlacht bei Lepanto, wo das Kreuz den herrlichsten Sieg über den Halbmond errang; die Galeere, auf der er sich befand, flog in die Luft; mit anderen Rittern und Seeleuten rettete er sich schwimmend auf einer Planke des Schiffes. Der Bailli nahm die Planke, auf welcher er sich gerettet, mit sich und ließ Kreuze und Rosenkränze daraus machen, welche der Papst selbst

weihete in seiner eignen Pfarrkirche von Sanct Johann im Lateran. Die geweihten Rosenkränze und Kreuze aber vertheilte der Bailli an diejenigen, welche sich gerettet hatten von der Galeere. Nun, das ist noch einer von den Rosenkränzen des Claudius von Raucourt, der um seiner tapfern Thaten willen in jener Schlacht in der Familiengeschichte der Lepantiner genannt wird; er ist nicht von mir gekommen, seit ich ihn im Archiv des rothen Hauses entdeckte. Der Lepantiner vermachte ihn seinem Neffen, dem Baron Eugen von Raucourt, und die Mutter des Grafen Claudius, der in der Familiengeschichte Permutator genannt wird, weil er einen Theil der Burgundischen Besitzungen gegen andere näher liegende vertauschte, hat ihn lebenslang getragen, wie der gedachte Permutator auf die Enveloppe geschrieben, in welcher ich ihn gefunden. Ich lege dieses edle Kleinod in Ihre Hände, meine theure Clotilde. Sie werden es wohl bewahren, bis Sie es einem Sohne übergeben können, welcher ein geweihter Priester der Kirche ist."

Tief bewegt erhob sich die Vicomtesse und reichte dem Grafen schweigend die Hand, an welcher der Rosenkranz hing, und unwillkürlich fortgerissen vereinte auch der Präfect seine Hand mit der seiner Gemahlin und der seines Vetters.

Mit dem Rosenkranz von Lepanto stand Hand in Hand das Geschlecht derer vom rothen Hause, und in drei Seelen war mehr oder minder lebendig der Gedanke, daß Muth und Thatkraft, Glück und Macht doch nicht ausreichen, ein Haus zu begründen, sondern daß es dazu eines Segens bedarf, dessen Symbol für sie in diesem Augenblick der Rosenkranz war.

Zwölftes Capitel.

Am Feuer der Erbleute.

„Brand jetzt verglimmet am Heerd,
Eulen der Kranke jetzt hört,
Mahnen, wohin er einst fährt.
Gähnenden Gräbern entsteigt
Geistergewimmel, umfleucht
Kirchhofmauern —"

(Shakespeare „Sommernachtstraum".)

Lebhaft mit einander sich unterhaltend trabten sie dahin über die Wiesen, welche sich im weiten Bogen um die Hügel ziehen, auf denen das berühmte Toulouse thront, an eine alte, aber immer noch schöne und stets prächtig gekleidete Dame erinnernd; sie trabten dahin in den Abend hinein, der Graf Claudius von Raucourt und sein Preußischer Freund, der Major von Krummensee, hinter ihnen ein Reitknecht im rothen Livreereitrock des Hauses von Raucourt. Der Major hatte zum Abschied einen Besuch bei dem reformirten Pastor im Val de Vire gemacht, denn er wollte, da er sich fast ganz wiederhergestellt fühlte, in den nächsten Tagen mit dem Grafen Raucourt nach Paris abreisen und von da in sein Vaterland und zu seiner Braut zurückkehren.

Der kluge Chef des Hauses Raucourt und der Königlich Preußische Major waren in den fünf bis sechs Wochen, welche sie nun wieder in dem Landhause Montresor zusammengelebt hatten, sehr intim geworden; der seltsame Edelmann, dessen Geist reiches Wissen unterstützte, lehrte dem guten Philipp, ohne daß dieser es bemerkte, eine Menge von Dingen und wurde ihm in Bezug auf seine Bildung weit nützlicher, als einige Dutzend der besten Bücher, der Graf aber erfrischte sich, seinen geistigen Cynismus etwas bei Seite setzend, in der That an Philipp's kecker und kühner Art. Diese beiden so gründlich verschiedenen Männer liebten sich bald herzlich und schätzten sich aufrichtig. Es war keine der allgemeinen Fragen, mit deren Lösung sich Jedermann fast, mehr oder minder bewußt, beschäftigt, die nicht von diesen beiden Männern besprochen worden wäre.

Sie waren sehr oft nicht einer Meinung, der Graf hätte oft durch eine leichte Anwendung von dialektischer Kunst dem guten Major schwere Verlegenheiten bereiten können, aber er that es nie, und wenn sie sich Beide noch so heftig gestritten, ja, wenn sie fühlten, daß über den oder jenen Punkt kein Verständniß möglich sei zwischen ihnen, dann schieden sie doch stets mit wahrhaftiger Hochschätzung von einander. Auch über religiöse Gegenstände hatten die beiden Männer oft mit einander gesprochen; der Major sprach mit Vorliebe von religiösen Dingen, seit er sich vorzugsweise mit dem Lesen der Bibel beschäftigte, und der Graf sah oft mit Staunen auf die Begeisterung, in welche der Major gerathen konnte; er selbst war zurückhaltender auf diesem Punkte und bekannte nur, daß er Katholik sei und bleibe, weil er eben als solcher erzogen; aber er sagte nicht Alles, was er dabei dachte, er sagte nicht, daß er wünschen würde, der katholischen Kirche anzugehören, wenn er Protestant wäre, er sprach nicht von der politischen Bedeutung, die er dem Katholicismus beilegte, und verschwieg mit Absicht, daß ihm, namentlich im reformirten Bekenntniß, ein Stück Revolution und Demokratie zu liegen schien. Philipp von Krummensee dagegen betheuerte, daß er jedenfalls Protestant geworden wäre, wenn man ihn auch katholisch erzogen hätte, er war nicht eigentlich übermüthig gerade, offenbar aber bedauerte er seinen Freund, daß derselbe nicht Protestant. Graf Raucourt bemerkte das wohl, aber es kränkte ihn nicht; er kannte die ernsthafte Beschäftigung mit der Bibel, der sich der Major seit Kurzem hingegeben, und begriff sehr wohl, daß das Wesen des wackeren Offiziers jetzt zunächst diesem Einflusse unterliege, aber er kannte auch hinlänglich Philipp's gesunden Sinn und war überzeugt, daß diese kernige Männlichkeit von selbst sich gegen jedes Zuviel schützen werde.

Graf Raucourt hatte seinen Preußischen Freund nach dem Val de Vire zum Abschiedsbesuch begleitet, und wenn er auch etwas weniger gut dinirt hatte als gewöhnlich, so war er doch nicht übler Laune, was sonst unzweifelhaft der Fall gewesen sein würde; im Gegentheil, der reformirte Geistliche und dessen Frau hatten ihn lebhaft interessirt, er hatte so mancherlei Neues kennen gelernt und war weit angeregter als sonst, als er gegen Abend zu Pferde stieg, um mit dem Major nach Montresor heimzureiten. Der lebhaften Unterhaltung zu lieb ließen die Herren ihre Rosse in einem sehr gemäßigten Tempo gehen und kamen darum nicht sehr rasch vorwärts. Plötzlich hielt mitten im Gespräch der Graf das schöne starke eisengraue Pferd an, das er ritt, und rief, sich umschauend, so weit es die Dämmerung zuließ: „Pest! was ist das? wir sind auf gar keinem Wege und müßten doch längst auf der Chaussée über die Hügel sein —" er ließ seine Uhr repetiren und wendete sich dann an den Reitknecht, der, den hohen blauen Sammetkragen seines rothen Rocks aufgeschlagen, sehr behaglich auf seinem Thier saß und ruhig hinter seinem Herrn hielt: „Wo ist der Weg, Mensch?"

„Der Herr Graf verzeihen," entgegnete der Diener, sich aufrichtend und den Hut abnehmend, „ich war noch nie in der Provinz, ich habe die Ehre, ein Pariser Kind zu sein."

Der Major lachte, auch der Graf wußte nichts besseres zu thun, obwohl die Aussicht, auf unbestimmte Zeit in Finsterniß und bei einem scharfen Nachtwinde auf dem Felde herum zu reiten, nicht viel Erheiterndes für ihn hatte.

Philipp legte sehr wenig Werth auf ein paar Stunden mehr oder weniger zu Pferd. „Dorthin liegt Toulouse," sagte er, „lassen Sie Ihren Grauen ein wenig auftreten, Herr Graf, vorwärts!"

Sie trabten nun scharf, es ging lehnan auf ganz ebenem Wiesengrund, die zunehmende Dunkelheit und das raschere Tempo der Gangart nöthigten die Reiter, aufmerksam zu sein, vielleicht aber würden sie doch ihr Gespräch fortgesetzt haben, wenn der Graf nicht in der That etwas verstimmt gewesen wäre. Er hatte nicht ganz seinen Wünschen gemäß dinirt, er hatte das überwunden, aber er fand es grausam, daß durch diese Abirrung vom Wege ihm auch der Ersatz, den er bei Dame Clotilde in Montresor zu finden hoffte, in weitere Ferne geschoben wurde. So ritten sie eine starke halbe Stunde schweigend neben einander her.

„Ich fürchte, mein guter Croumancey," nahm der Graf, sein Pferd antreibend, das Wort endlich wieder, „ich fürchte sehr, daß wir uns gehörig verirrt haben; das ist nicht sehr angenehm, es wird sehr dunkel und dieser Wind ist so kalt, daß er den Weg selbst durch meinen wattirten Ueberrock findet!"

„Bedaure sehr, lieber Graf," entschuldigte Krummensee, „dieser Wind ist fatal, aber wenn ich mich nicht täusche, so haben wir da die Hügel vor uns, auf denen Toulouse liegt."

„Hügel sind's," brummte der Graf verdrießlich, „wer kann bei dieser Finsterniß etwas sehen? und wenn's denn auch wirklich Hügel sind, so brauchen es die nicht zu sein, auf denen Toulouse liegt, ich habe schlimme Ahnungen für mein Souper!"

Die Herren ritten weiter, sie ritten scharf, aber der Nachtwind jagte schärfer hinter ihnen her, er pfiff über die Wiese, er umheulte die Reiter und überschüttete sie mit einzelnen Regentropfen, als einer unangenehmen Zugabe.

„In der That, Freund," rief der Graf, der seinen Gleichmuth wieder gefunden hatte, scherzend, „einem katholischen Edelmanne konnte in diesem Lande der Gegensätze ein Besuch bei einem reformirten Prediger nicht unbestraft hingehen, hören Sie, der Wind!"

Der Sturm begann mit einer solchen Heftigkeit zu brausen, daß er die letzten Worte des Grafen verschlang, obgleich der Major sein Pferd so dicht als möglich an dem des Grafen hielt. Die Reiter hatten nicht nöthig ihre Pferde anzutreiben. Diese flogen dahin, als flöhen

sie vor irgend etwas Entsetzlichem, was sie verfolge. Der Major war ganz erstaunt über diese Zeichen von Schauder, die er an seinem Roß bemerkte, weil er sich keinen Grund dafür anzugeben wußte.

Beide Reiter sahen mit einer Art von Neugierde den Hügeln entgegen, denen sie nun näher kamen, der Major hoffte, daß es die von Toulouse sein möchten. Der Graf fürchtete, daß es nicht diese sein würden, ja, seine Befürchtungen waren so stark, daß er überhaupt die dunklere Masse im Nachtdunkel, der sie sich mit rapider Schnelligkeit näherten, nicht für Hügel hielt.

So jagten sie dahin windschnell, vom Sturm umheult.

„Halt! halt!" schrie plötzlich eine Stimme, „oder Ihr seid verloren!"

„Heilige Jungfrau, bitte für uns!" zeterte eine andere, „halt, oder Ihr seid des Todes!"

Die Rosse der beiden Herren fuhren entsetzt zurück vor den plötzlich vor ihnen auftauchenden Gestalten, sie bäumten hoch auf, Philipps gewaltige Faust und seine Uebung vermochte es, sein Pferd zu halten, er parirte es so kurz, daß es plötzlich wie mit gebrochenen Hanken auf dem Hintertheil saß, furchtbar stöhnend und schnaufend. Der Graf wäre nicht im Stande gewesen, sein Grauroß zu halten, wenn ihm nicht eine fremde Hand in die Zügel gefaßt und das Pferd zurückgerissen hätte. Es war aber nicht die Hand des Reitknechts, denn der kämpfte ein Stück rückwärts noch immer mit seinem Pferde, das er auch nicht zum Stehen zu bringen vermochte.

„Aber, was ist's? was giebt's?" schrie Philipp.

„Dankt der heiligen Jungfrau, Herr, die Euch gnädig behütet hat!" antwortete die tiefe Stimme, die sie zuerst angerufen, „steigt ab, führt Euer Pferd, folgt mir, hört Ihr nicht das scharfe Klatschen? das ist der Fall des Rocaviou, der zwanzig Klafter unter Euch rauscht!"

Philipp war abgesessen, er half auch dem Grafen absteigen, der zu ihm mit bewundernswürdiger Ruhe sagte: „Wir scheinen da einer Gefahr entgangen zu sein, mein Freund, deren Größe wir noch gar nicht ermessen können!"

„Der Fall des Rocaviou, Herr!" rief jetzt die andere unbekannte Stimme, „Jesus, Maria und Joseph!"

Auch der Diener war endlich abgestiegen und führte sein Pferd am Zügel, der Sturm heulte lauter und furchtbarer als zuvor, denn er stürzte sich hier in die Schluchten der Felsufer des Rocaviou und weckte hundertfachen Wiederhall.

„Folgt mir, Herr, hier her!" rief die tiefe Stimme wieder und eine Hand faßte den Arm des Grafen, „lassen Sie die Zügel locker, ganz locker, das Thier tritt sicher, es ist eins aus diesem Lande, ich hör's am Tritt, vorsichtig scharrend schiebt der Huf das Steingeröll abwärts; kommt, Herr, kommt! es braucht Eile, wenn uns nicht die Bise im Freien noch fassen soll!"

Abwärts stiegen sie stumm in die Schlucht hinein, hoch über ihren Köpfen hin heulte der Nachtsturm, eine jener eisigen Bisen, die so gefürchtet dort im Lande sind; je tiefer die Herren stiegen, desto deutlicher vernahmen sie das Klatschen der Wellen des Rocaviou, die sich schäumend über Felsklippen durch das enge Thal von Tête-Foulques stürzen.

Jetzt erst fragte der Graf: „Sagt mir, Leute, Ihr guten Leute, sind wir weit von Toulouse und wohin führt Ihr uns?"

„Von Toulouse, Herr!" entgegnete die tiefe Stimme, „seid Ihr drei starke Stunden entfernt, wenn Ihr gut zu Fuß seid; wollt Ihr zu Pferde bleiben, so müßt Ihr von Tête-Foulques auf Donzac reiten und da die Straße gewinnen, von da braucht Ihr aber wenigstens vier Stunden und für heute ist nicht daran zu denken, denn wer kann in dieser Finsterniß den Weg nach Donzac finden? Aber seid getrost, ich führe Euch in die Mühle von Tête-Foulques, da finden Christenmenschen sowohl als auch ihr Vieh gutes Unterkommen, denn der Erbmüller, der auf der Mühle sitzt, ist ein reicher und gastfreier Mann. Kommt, Herr, kommt!"

Wieder eine Weile gingen sie schweigend am Ufer des rauschenden Wassers aufwärts, über ihnen hin brausete gewaltig die nächtliche Windsbraut, welche so stark oft ist, daß sie mächtige Bäume mit allen Wurzeln aus der Erde wirbelt und sie weithin in's Land schleudert. Philipp von Krummensee lauschte mit einer Art von Behaglichkeit dem Getöse des Sturmes und der Wellen, es wehete ihn norddeutsch heimathlich an aus diesen Tönen.

„Da sind wir, kommt, Herr, kommt!" riefen die Landleute beide zugleich, indem sie um eine Ecke des Flußthals bogen. Der Major erkannte beim Schein der rothen Gluth, welche aus einem Fenster oder einer Thür ihnen entgegenstrahlte, die Umrisse eines niedrigen Gebäudes, welches sich auf der Rückseite an einen Berg anlehnte, dessen Spitze ein Schloß mit Thurm krönte. Doch hatte er nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen, die Landleute zogen die Pferde hastiger vorwärts und wiederholten dringender noch als bisher die landesübliche Einladung: „Kommt, Herr, kommt!"

So standen die Verirrten mit ihren Pferden denn plötzlich unter einem vorn offenen Schuppen, durch welchen zur Thür der Mühle der Weg führte. Die Thür der Mühle war geöffnet, und man sah durch den schweren steinernen Spitzbogen in eine geräumige, wenn auch sehr niedrige Halle, in deren Hintergrund ein riesenhaftes Feuer loderte.

Aus der Thür trat alsbald ein Mann mit einer Fackel und schrie mit metallner Stimme durch das Getöse: „Der Müller von Mirepoix heißt Euch willkommen, Ihr Leute, tretet ein in aller Heiligen Namen!"

Die Rosse wurden in einer Ecke des Schuppens an eine dort befindliche Raufe gebunden und gegen die Nachtluft bedeckt. Die Herren aber traten ein in die Halle und wurden von dem Müller, der in

Philipp augenblicklich den Mann wiedererkannte, der den Ring des Herzogs von Levis trug, zu den Ehrenplätzen dem Heerde zunächst geführt. Da aber fanden sie schon Gesellschaft, zwei Priester saßen dort mit dünnen, weißen Haaren und ehrwürdigen Gesichtern, sichtlich hochbejahrt, aber Feuer und Leben in den Augen; sie hielten eben ihre Abendmahlzeit, bei der sie von der Frau des Müllers, von dessen Sohn und dessen Töchtern ehrfurchtsvoll bedient wurden.

Der Erbpächter der Mühle von Tête-Foulques, gewöhnlich der Müller von Mirepoix genannt, weil die Mühle ein Lehen des Hauses Mirepoix gewesen und von dem Müller als solches noch betrachtet wurde, flüsterte dem einen Geistlichen einige Worte zu, worauf sich dieser sofort erhob und die Herren einlud, an dem Mahle Theil zu nehmen, wobei er versicherte, die Frau vom Hause werde gewiß Alles thun, um die Herren davon zu überzeugen, daß der gute Ruf, dessen ihre Kochkunst im Lande genieße, wohl begründet sei.

Der alte Priester sagte das im Namen des Müllers und zwar mit so viel Herzlichkeit und guter Laune, daß sich der Graf sowohl als der Major sehr angenehm davon berührt fühlten und bald sehr behaglich die ländliche, aber wirklich sehr wohl bereitete Abendmahlzeit der Priester theilten. Selbst die verwöhnte Zunge des Grafen fand die in Oel gebackenen Rothflosser des Rocaviou sehr gut und trank dazu gern einen Wein, der an Ort und Stelle gewachsen war, aber durch zweckmäßige Behandlung und hohes Alter einen wirklichen Werth erlangt hatte.

„Wollen die Herren mit mir anstoßen auf das Wohlergehen des großen Hauses Mirepoix?“ nahm der Priester das Wort; „wie ich höre, sind Sie, mein Herr,“ er wandte sich an Philipp, „mit dem jungen Haupt des Hauses befreundet, ich dürfte mich rühmen der Freundschaft, welche schon der Großvater des Herrn Herzogs von Levis mir bezeugte?“

„Ich habe nicht die Ehre, den Herrn Herzog zu kennen,“ entgegnete Philipp, seinen kleinen altmodigen Henkelbecher erhebend, „hier, der Herr Graf von Raucourt ist mit dem Herrn Herzoge befreundet, und aus seiner Hand erhielt ich diesen Ring, der wahrscheinlich Veranlassung geworden zu einem kleinen Irrthum. Doch stoßen wir an!“

Der Major wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Erbmüller; dieser schien es ihm zu danken, daß er nicht weiter auf die Scenen im Val de Vire anspielte. Die Priester aber sahen sich überrascht, wie es schien, an, dann sagte der, welcher bis jetzt fast noch gar nicht gesprochen, indem eine kleine Röthe sein blasses Gesicht überzog: „Ziemt auch weder meinem Stande, noch meinem Alter die Neugierde, mein Sohn, so verzeiht es Ihre Freundlichkeit vielleicht doch, wenn ich frage, ob Sie einer der Edelleute des Herrn Grafen von Artois sind?“

„Ich habe die Ehre, die Stelle eines ersten Maitre d'Hôtel bei Seiner Königlichen Hoheit zu bekleiden, mein Vater!“ entgegnete der

Graf, den die Naivetät der Neugierde des alten Priesters zu interessiren begann.

„Das fügen die Heiligen gnädig!" meinte der andere Priester, wie es schien sehr angenehm berührt.

Der Graf erfuhr nun, daß die Priester eine Bitte an den Prinzen hatten, daß sie sich schon nach Paris gewendet, von dort aber den Rath empfangen hatten, die Vermittelung des Präfecten von Toulouse nachzusuchen, weil der mit dem Grafen Raucourt verwandt sei. Der Graf war sehr erfreut, daß er den alten Leuten die Unterstützung ihrer Bitte zusagen konnte.

Während sich der Graf mit den Priestern unterhielt, musterte der Major das Innere der Halle; es sah blank und reinlich aus darinnen überall, aber ärmlich, was den Hausrath betraf, und doch war der Müller wohlhabend, reich sogar für seine Verhältnisse; aber im Süden ist man bescheidener in Bezug auf häusliche Einrichtungen.

An der andern Seite des Heerdes, die nicht so vor dem Luftzug geschützt war, der durch die Thür hereindrang, saß an einem langen rohen Tisch der Müller mit seiner Familie, seinen Knechten und den Landleuten, welche die Verirrten hergeführt; bei ihnen hatte auch der Pariser Reitknecht des Grafen Platz gefunden, und derselbe sah in seinem rothen Rock ziemlich sonderbar aus unter den charakteristisch gekleideten Kindern des Landes. Die mächtige Flamme, die von Zeit zu Zeit in sich selbst zusammensank und die ganze Halle mit einer rothen Gluth überstrahlte, dann aber, durch neues Holz genährt, gewaltig prasselnd in die Höhe schlug, gab allen Gesichtern einen eigenthümlich wechselnden Reiz durch die bald grelle, bald gedämpfte Beleuchtung, in der sie dieselben erscheinen ließ. Draußen aber heulte der Sturm so gewaltig, daß er die Mühle zuweilen beben machte, während man in den kurzen Pausen, die er sich gönnte, den Regen heftig niederströmen hörte.

„Laß Deine Tochter eins ihrer Lieder singen, mein Sohn," rief der Priester plötzlich dem Müller von Mirepoix zu, „dieser gute Edelmann hier, welcher ein großer Graf von des Königs Hofe ist, will gern wissen, wie die Mägdlein singen in diesem alten Lande der heitern Gesangeskunst!"

„Ihr würdet mir eine Freude machen, mein guter Freund!" setzte der Graf hinzu.

„Kommt, Herr, kommt!" entgegnete der Müller rasch und freundlich, „Ihr sollt ein Lied hören! Madeleine, meine Tochter, sing den Herren das Lied von der Weide!"

Ohne zu zögern, erhob ein großes, starkes, schwarzäugiges Mädchen in rothem Rock und weißer Tuchjacke, den rothen seidenen Bund um das schwarzblau glänzende Haar, ihre Stimme und sang in tief ergreifender Weise und mit klangvoll mächtiger Stimme folgendes Lied, dessen Refrain namentlich in herzschmelzender Traurigkeit auslautete:

An einem Baum, am Weidenbaum saß sie,
Gedrückt die Hand auf's Herze schwer von Leide,
Gesenkt das Haupt, auf ewig fern der Freude,
So weinte sie, so sang sie spät und früh:
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Der helle Strom, er fühlet mit ihr Ach!
Er rauschet sanft zu ihren Klagetönen,
Der Fels in ihm, erweicht von ihren Thränen,
Hallt traurig den gebroch'nen Seufzer nach.
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Du hangend Laub, geliebte Weide du,
Was neigst du dich herab zu meinem Leide?
Mir Kranz zu sein in meinem Leichenkleide!
Hier schwor er mir; hier find' ich meine Ruh!
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Er schwor mir Treu'. Treuloser, lebe wohl!
Ich fleht' zu Dir, soll ohne Dich nun leben?
Du kannst Dein Herz ja einem Andern geben!
So sprachst Du kalt. Leb' wohl, leb' ewig wohl!
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Das Elegische des Gesanges paßte sehr gut zu der wilden Sturmnacht draußen und milderte den Eindruck doch etwas. Es trat ein allgemeines Schweigen ein am Heerde der Erbleute, als Madeleine ihren Gesang beendet hatte.

Philipp, der sich sehr behaglich befand, die norddeutsche Luft am Schaurigen und Fremden genießend, erinnerte sich plötzlich, daß er bei seiner Ankunft die Thürme eines Schlosses dicht hinter der Mühle zu sehen geglaubt hatte; er fragte einen der Priester danach.

„Sie haben die Ruine des alten Schlosses Tête-Foulques gesehen, lieber Herr," entgegnete der Priester freundlich, „das uralte Stammhaus der nun erloschenen Herren von Foulquerre, deren Ahnherr ein Bastardsohn des Fulco Taillefer Grafen von Angoulême war. Von dem letzten Foulquerre kam Schloß und Herrschaft an das große Haus Mirepoix um Mitte des vorigen Jahrhunderts. Während der Revolution haben's die Republikaner zerstört mit großer Mühe, das alte Schloß, weil sich der selige Herr Simon von Mirepoix darin vertheidigen wollte. Noch steht ein Thurm halb und das Kirchlein, in welchem ich die Messe lese; wenn Sie sich für alte Geschichte interessiren, mein Sohn, so würde Ihnen mein Mitbruder hier eine seltsame Geschichte erzählen können von

dem letzten Herrn von Foulquerre, der Comthur vom heiligen Johanniter-Orden auf Malta war."

Mit einigem Eifer, wie es schien, nahm jetzt der andere Geistliche das Wort: „Horch, wie der Sturm tobt! Die heilige Jungfrau schirme die Christen, die unterwegs sind. Hier, am Feuer der Erbleute von Tête-Foulques ist's behaglich; und die Stunde ist wohl passend, die Geschichte von dem letzten Foulquerre zu erzählen, dessen ich mich wohl noch erinnere von Malta her, wo ich ein Page des Meisters war — oh! wer hätte damals gedacht, daß ich einst als ein greiser Diener der Kirche Fremden seine Geschichte erzählen würde an dem Heerde der Erbleute seines Hauses, unter den Ruinen seines Stammschlosses!"

Der hochbejahrte Mann schwieg eine Weile sinnend, dann erhob er sein Haupt und blickte um sich; da er aber die Augen der Fremden aufmerksam und neugierig auf sich gerichtet sah, begann er sofort zu erzählen: „Es war unter dem Großmeister Don Raimond de Perellos Zuniga, als der Commandeur von Foulquerre nach Malta kam, um sich um das Generalat über die Galeeren zu bewerben. Er war schon früher mehrmals auf Malta gewesen, um seine Caravane abzumachen, um die Obedienz zu leisten und sein Gelübde abzulegen. Jedesmal hatte er viele Händel, namentlich mit den deutschen und spanischen Rittern, gehabt, denn die Damen in Malta, die Frauen und Töchter der Leute, welche der Civil-Administration und der Justiz dienten, — man nannte sie le onorate — hatten eine große Abneigung gegen die französische Nation, weil sie sehr auf Anstand und Vorsicht bei ihren Liebeshändeln hielten, sich aber keine Verschwiegenheit und Sicherheit von unserer jungen Landsleute Uebermuth versprachen. Am besten gefielen den Onoraten die deutschen Ritter, wie ich glaube, ihres milden, rosenfarbigen Aussehens wegen, dann kamen die Spanier. Die Ritter beider Nationen genossen damals mit Recht des Rufes der Anständigkeit und Verschwiegenheit. Französische Ritter hatten wenig Aussicht auf Erfolg bei den Onoraten; dafür rächten sie sich durch allerlei Gespött über die Onoraten, spürten deren Liebschaften nach und machten sie bekannt. Da gab's denn Händel und Duelle aller Art; der Commandeur von Foulquerre aber war der händelsüchtigste unter unseren Landsleuten. Als er nun nach Malta kam, um sich um das Generalat über die Galeeren zu bewerben, machte er ein großes Haus und versammelte alle jungen Franzosen um sich, die er dann auch wohl nach der Strada stretta führte, um ihnen die Stellen zu zeigen, wo er seine vielen Duelle ausgefochten hatte. Auf Malta war nämlich das Duell streng verboten, ausgenommen in der Strada stretta, einer engen, langen Gasse, auf die sich weder Thüren noch Fenster öffnen. Die Straße war gerade so breit, daß sich zwei Männer in Parade legen und die Degen kreuzen konnten; zurückweichen also konnten die Duellanten nicht, und die Secundanten standen vor den Eingängen der Straße und wiesen Jeden zu-

rück, so lange die Degen klirrten. Wer sich mit Dolch oder Pistolen in der Strada stretta betreffen ließ, war dem Tode verfallen. Die Züge des Commandeurs von Foulquerre nach der Strada stretta, der Hochmuth, mit welchem er auftrat, reizten die Ritter der anderen Zungen des Ordens aufs Höchste, und die spanischen Ritter kamen zusammen und beschlossen, durch einen der Ihrigen den Commandeur von Foulquerre zu einem gemäßigteren Wesen ermahnen zu lassen. Der Ritter Don Ludwig de Lima y Vasconcellos übernahm die gefährliche Botschaft, die unzweifelhaft zu einem Duell mit dem rauflustigen, händelsüchtigen Commandeur führen mußte. Da es aber in der Charwoche war, so wurde die Unterredung bis nach dem Feste aufgeschoben. Wir aber erfuhren, was die Spanier beschlossen hatten, und der Commandeur von Foulquerre schwur, daß der Spanier nicht dazu kommen solle, jene beleidigende Vermahnung an ihn zu richten. Nun war es bei den Spaniern Sitte, daß sie an hohen Festtagen den Damen, deren Farben sie trugen, von Kirche zu Kirche folgten und ihnen das Weihwasser reichten. Auf diese Sitte hatte der Commandeur seinen Plan gebaut."

Der Geistliche schwieg einen Augenblick und schien mit seinen schmerzlichen Erinnerungen zu kämpfen.

„Ich war mit dem Commandeur in der Kirche", fuhr der alte Mann endlich fort, „als die schöne junge Onorata eintrat, welcher der stolze spanische Ritter Vasconellos seit längerer Zeit, wie wir Alle wußten, seine ritterlichen Dienste widmete. Einen Schritt hinter ihr kam der Spanier, mir zuckte es wie eine böse Ahnung durchs Herz, denn es war Charfreitag, und ich sah das spöttische Gesicht des Commandeurs von Foulquerre. Mit zwei Schritten stand derselbe zwischen dem Spanier und der Dame, in ein und demselben Augenblick hatte er den Spanier auf den Fuß getreten und der Dame mit einer wirklich unverschämten Vertraulichkeit das Weihwasser gereicht. Keine Muskel zuckte in dem stolzen Gesicht des Spaniers, aber ich sah doch den Haß leuchten in seinen tiefen Augen. Die Onorata verließ die Kirche, da wendete sich Vasconellos an den Commandeur und fragte mit großer Ruhe: in welcher Kirche machen Sie Ihre zweite Station, Monsieur le Commandeur? Foulquerre nannte die Magistral-Kirche von Sanct Johann, der Spanier erbot sich, ihn auf dem kürzesten Wege dahin zu begleiten. Sie schritten beide sehr höflich neben einander her, wir folgten von Weitem. Sie gingen nach der Strada stretta, wahrscheinlich hatte Foulquerre keine Ahnung davon, denn er war augenscheinlich überrascht, als am Eingang der Straße der Spanier den Degen zog. Wie, Sennor Commendator, fragte er, Sie ziehen? Ich erwarte Sie, Monsieur le Commandeur! lautete die Antwort. Foulquerre zog, aber er senkte die Spitze des Degens sogleich und sprach schaudernd: am Charfreitag! ich habe seit sechs Jahren nicht gebeichtet, in drei Tagen! — Vasconellos aber entgegnete: Vertheidigen Sie sich, Achtung! Da sahe der unglückliche Mann, daß er verlo-

ren war, und legte sich aus. Im ersten Ausfalle stieß ihm der Spanier den Degen in den Leib; er lehnte an der Mauer und stöhnte mit sterbender Stimme: am Charfreitag! Gott verzeih Ihnen! bringen Sie meinen Degen nach Tête-Foulques und lassen Sie in der Schloßcapelle dort hundert Messen für die Ruhe meiner Seele lesen! Damit starb er, Gott erbarme sich seiner armen Seele! Der Tod des Commandeurs machte großes Aufsehen auf der Insel, aber, ich muß es gestehen, man lobte überall den Spanier, so verhaßt hatte sich Foulquerre gemacht, und wie zur Belohnung erhielt Vasconellos bald darauf das Großpriorat von Mallorca; aber Gott läßt sich nicht spotten, er strafte die unerbittliche Grausamkeit, mit welcher Vasconellos dem Commandeur die Zeit versagt, sich mit Gott zu versöhnen, eine innere Unruhe trieb den Großprior von da ab, und jede Freitag-Nacht erschien ihm das blutige Bild Foulquerres, ihn mahnend, seinen Degen nach Tête-Foulques zu bringen und Messen für ihn lesen zu lassen. Es war nämlich eine alte Sitte bei den Foulquerres, ihre Degen in Tête-Foulques niederzulegen. Der Großprior verließ endlich Malta, und später vernahm ich, daß er in Rom vom heiligen Vater Ablaß erhalten habe und wirklich zu Fuß hierher gepilgert sei, um die letzten Wünsche des von ihm erschlagenen Mannes zu erfüllen. Vasconellos kam hierher, mein Mitbruder dort hat's aus dem Munde des alten Burgvogts selbst, der war der Großvater jener guten Frau, die uns heute so freundlich bedient, er gab das Geld für die hundert Seelmessen und legte den Degen des letzten Foulquerre in der Waffenkammer des Schlosses nieder."

Die Stimme des Priesters wurde immer leiser, die Hörer rückten ihm näher, und beinahe flüsternd erzählte der weiter. „Der stolze Spanier ist über Nacht in dem Schloß geblieben; er aß zu Nacht mit dem Burgvogt in der Waffenkammer, wo die Ahnenbilder der Foulquerre von Tête-Foulques hingen und viele Hundert Schwerter, die sie im Leben geführt. Der Burgvogt ermahnte den Spanier, noch vor Mitternacht hinunter zu kommen in seine Celle, wo er ihm ein Lager bereitet habe, denn in der Waffenkammer sei es nicht recht geheuer; der sagte es auch zu, blieb aber noch eine Weile allein, um sein Brevier zu beten. Es war eine wilde Sturmnacht wie die heutige. Der Burgvogt gerieth in Todesangst, als es Mitternacht schlug und der Gast nicht kam, aber Niemand wagte in die verrufene Waffenkammer zu treten von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei. Am Morgen fanden sie den Groß-Prior auf den Steinfließen der Halle ausgestreckt und brachten ihn mit Mühe in's Leben zurück. Schaudernd erzählte er, daß er die Halle verlassen habe kurz vor Mitternacht, daß ihm aber der Zugwind seine Kerze ausgelöscht habe und daß er zurückgegangen sei, um sie am Kaminfeuer wieder anzustecken; da sei ihm der Ahnherr des Hauses aus dem Rahmen des Bildes heraus entgegen getreten mit dem Schwerte in der Hand; er habe einen Degen von der Wand gerissen, um sich zu

vertheidigen, den Degen des von ihm erschlagenen Commandeurs; plötzlich habe er dicht unter dem Herzen einen Stoß erhalten wie mit einem glühenden Eisen und sei zusammen gesunken."

Der Priester schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Meine Geschichte ist aus; ich erfuhr später, daß der spanische Gesandte in Paris, Herzog von Sotomayor, der ein Bruder des Groß-Priors war, erzählt habe, daß dieser seit jenem Vorfall hier in Tête-Foulques Freitags zur Nacht nicht mehr den Commandeur sah, sondern dessen Ahnen Fulco Taillefer, der ihn mit seinem glühenden Schwert durchbohrte. Der Spuk zerfloß stets, wenn er das heilige Kreuz schlug, aber er kam in jeder Freitag-Nacht wieder. Der Groß-Prior ist in hohem Alter gestorben, aber diese furchtbare Strafe ist gefolgt bis an seinen Tod."

Die Priester bekreuzten sich andächtig.

Die Verirrten ruheten den Rest der Nacht am Heerdfeuer der Erbleute von Tête-Foulques; als sie aber am andern Morgen ihren Heimweg, von dem Erbmüller selbst geführt, antraten, schauten sie, nicht ohne einen leichten Schauer zu fühlen, auf die schwarzen, wüsten Ruinen des Stammschlosses der Foulquerre, an deren Fuß der Rocaviou seine weißen Schaumwogen grollend emporspritzte.

Dreizehntes Capitel.

Der Abschied von Vincennes.

„Laßt scheidend mich den Blick erheben
Auf jene Stätten, wo ich lang
Gelebt ein träumerisches Leben
In Leidenschaft und Müßiggang.
Du aber darfst mir nicht entfliehen,
Begeisterung! sollst mit mir ziehen
Und wohnen unter meinem Dach!"
(Alexander Puschkin.)

Der Major von Krummensee war mit dem festen Vorsatze nach Paris gekommen, dort nur wenige Tage zu verweilen und dann in seine Heimath zurückzukehren, er hatte auch am Tage nach seiner Ankunft in diesem Sinne an seine Braut nach Berlin geschrieben und sich dadurch gewissermaßen gebunden, dennoch war er nun wieder sechs Wochen in Paris und seine Abreise sollte immer noch in den nächsten Tagen erfolgen, ganz wie bei seiner Ankunft.

Die Vorsätze eines Königlichen Preußischen Cavalleriemajors sind gewiß in den meisten Fällen sehr löblich und seine Entschlüsse fest; Paris aber übt so eigenthümliche Zauber auf Alle, die sich seinem Banne nahen, daß der gute Major nicht den zehnten Theil der Vorwürfe verdiente, die er sich selbst machte in der schweren Morgenstunde des Ankleidens. Freilich fehlte es unserem guten Freunde nicht an Entschuldigungen; zunächst war der König die Ursache seiner verzögerten Abreise — bekanntlich zeigt sich der royalistische Sinn des Preußischen Volkes auch darin, daß in Preußen direct der König in allen Fällen in Anspruch genommen wird, das Volk fühlt eben aus Instinct, wo es schließlich noch Hülfe erwarten kann, nirgends hört man so viel wie in Preußen bei vorkommenden vermeinten und wirklichen Ungerechtigkeiten und Unregelmäßigkeiten den Ausruf: „Wenn das der König wüßte!" oder: „Nun, es giebt auch noch einen König!" aber man begnügt sich damit nicht, man glaubt ganz naiv auch, der König könne eigentlich jedes Unheil abwenden, und so erklärt sich jene sonderbare Erscheinung,

die der Ausländer in Preußen gar nicht begreifen kann, jener Stolz auf den König, der Hand in Hand geht mit einem gewissen Murren, das indessen sehr selten die Grenzen der Achtung überschreitet und sich meist nur in kurzen Ausrufen kund giebt. Soll der Preuße Steuern bezahlen, so sagt er sicher: „Kann denn der König nicht Geld genug bekommen?" und bezahlt brummend was er muß; verlangte aber der König selbst in derselben Minute das Zehnfache, das Hundertfache von ihm, er würde es seinem Könige geben „mit Hurrah!" wie die Berliner sagen. In Preußen ist der König bei Allem, und auch zu des Majors von Krummensee verlängertem Aufenthalt in Paris gab der König natürlich Veranlassung, indem Philipp ein kleines Dienstgeschäft übertragen wurde. Freilich war das Dienstgeschäft auch schon seit vier Wochen beendet, aber nun hatten sich andere Abhaltungen gefunden, und die edle Waldemare war weit entfernt, in ihren Briefen zur Rückkehr zu mahnen, für sie war das längst abgewickelte Königliche Dienstgeschäft noch immer in voller Gültigkeit, und selbst, wenn das nicht gewesen wäre, sie würde ihren Bräutigam nicht zur Beschleunigung seiner Rückreise eingeladen haben.

Dieses stolze, kluge Mädchen war ihrer Herrschaft über das Herz des Majors so sicher, daß ihr auch nicht der leiseste Gedanke der Besorgniß, des Zweifels kommen konnte; da sie eben den Mann, dem sie ihre Hand versprochen, wirklich liebte, so war sie recht eigentlich zufrieden mit Allem, was er that.

Uebrigens hatte die edle Waldemare auch durchaus keine Ursache, besorgt um Philipp zu sein; es waren durchaus nicht die rauschenden Freuden sinnlichen Lebens, die tolle Wirthschaft bunter Abenteuer, die leidenschaftlichen Zerstreuungen der Jugend, die den Major in diesem Jahre in Paris fesselten, durchaus nicht; aber der Zauber, den diese wunderbare Stadt auf alle ihre Besucher übt, ist unendlich mannichfaltig. Die historischen Erinnerungen, die Paris in so reichem Maße bietet, waren es zumeist, welche die Zeit Krummensee's in Anspruch nahmen; er machte ein förmliches Studium daraus, und sein Lehrmeister war der junge ernsthafte Marquis von Lanmari, der jeden Winkel von Paris kannte und für unsern Freund immer ein wenig Zeit übrig hatte, da er weder im Hof- noch im Staatsdienst beschäftigt war, sich auch gar nicht um politische Dinge kümmerte, sondern, fast nur mit der Geistlichkeit verkehrend, mit an der Spitze fast aller kirchlichen Vereine stand und thätig sich mühete, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und die Nackten zu kleiden.

Studirte Krummensee mit dem ernsthaften Marquis die Vorzeit der französischen Hauptstadt in ihren Baudenkmalen und sonstigen Reliquien, so machte er zugleich an der Hand des Grafen Raucourt einen kunstwissenschaftlichen Cursus, mit dem feinen Beobachter und sicheren Beurtheiler die Kunstschätze der Hauptstadt in den Museen musternd.

Der Graf Raucourt staunte oft über das richtige Urtheil des Majors und hörte ihn mit großer Befriedigung sprechen. Alles, was man lernen kann, ohne ein Buch in die Hand zu nehmen, das lernte der Major spielend, und darum war Paris, wo man gar keine Zeit zum Lesen hat, die rechte hohe Schule für ihn. Selbst die politischen Begebenheiten begannen einen eigenthümlichen Reiz für den Major anzunehmen, wenn er sich auch durchaus feindlich gegen das constitutionelle Unwesen stellen mußte, das damals in Frankreich die edelsten Geister selbst ergriff und das neuerungssüchtige Volk von Revolution zu Revolution führen sollte.

Es waren aber nicht allein die genannten Beschäftigungen, welche den Major in Paris festhielten, wenn sie auch den größten Theil des Tages ihn in Anspruch nehmen mochten, vielmehr fesselte ihn eigentlich doch der brausende Strom des bunten Lebens, der diese gewaltige Stadt durchfluthet. Als Philipp ungefähr zwei Jahre früher zum ersten Male nach Paris gekommen war, da hatte er sich Hals über Kopf hineingestürzt in diesen schimmernden, glänzenden und brausenden Strom, in genußfähiger Jugend nach Lust und Abenteuern lechzend; er hatte sich treiben lassen von ihm, er hatte getrunken aus diesem Strom, bis zu dem Morgen, wo er den armen Capitain von Sainte-Pallaie in der Arcadenstraße erschoß. Jetzt nun sah er diesen Strom an sich vorüberbrausen; es gelüstete ihn nicht mehr, niederzutauchen in die glänzende Fluth, er kannte Alles, was er da unten finden konnte, er dachte dann mit leichter Reue an Einiges, mit schwerer Reue an Weniges, oder nur Eines, aber er fühlte nach alle dem keine Sehnsucht mehr. Es fehlte dem stattlichen und schönen Manne, denn das war der Major geworden, nicht an Lockungen, und oft genug vernahm er gar süße Sirenenstimmen nahe genug an seinem Ohr, aber heiter blickte er der Lockung in's Gesicht und wich ihr höflich dankend aus; es kam ihm komisch fast vor, daß es ein sterbliches Weib unternehmen könne, ihn, und wenn auch auf einen Augenblick nur, der vergötterten Waldemare abwendig zu machen. Wenn er sich dann besann, daß alle diese Damen, die sich um ihn müheten, nicht das Glück hatten, jene Waldemare zu kennen, dann belustigte er sich über sich selbst. Er sah bei seinem jetzigen Aufenthalt so viele Punkte wieder, welche die Schauplätze mannichfacher Abenteuer während seines ersten Besuchs in Paris gewesen, er hatte ein treffliches Gedächtniß; von den Menschen aber, mit denen er damals umgegangen, sah er nur wenige wieder. Zum Theil mochte das in den ungeheuern Ereignissen liegen, welche seitdem stattgefunden, aber doch nur zum Theil, denn in der That verzehrt Paris alljährlich eine bedeutende Anzahl von Existenzen. Jeder, der von Zeit zu Zeit Paris besucht hat, wird die Erfahrung gemacht haben, er wird selten die früheren Gesichter wieder finden an den früheren Plätzen. Verstohlen blickte der Major bei seinen Gängen durch die Stadt, namentlich bei

seinen Streifereien über die Boulevards, bald hier hin, bald dort hin, er erwartete ein bekanntes Gesicht zu sehen, ja, zuweilen fürchtete er es sogar, aber er erwartete und fürchtete es ganz nutzlos, er sah immer nur fremde Gesichter. Und tauchte zuweilen ein Antlitz auf aus der Menge, das ihm bekannt schien, so verschwand es, ehe er recht einig darüber mit sich werden konnte, wem es angehörte; auch stand er zuweilen unerkannt Wesen gegenüber, die ihm kalt und fremd in's Gesicht sahen, während sie sich ihm vor zwei Jahren in Leidenschaft erglühend zugeneigt hatten.

In diesen Umständen lag ein unendlicher Reiz für den tapfern Major.

Ein wundervoller Februartag war's, die Wintersonne schien hell und freundlich, und weil's windstill war, so konnte man fast glauben, es sei wirklich warm, ganz Paris aber war in den Elysäischen Feldern und auf den Boulevards. Es war so ein Aufathmen aus der mit Odeurs aller Art geschwängerten Ballsaalluft des Carnevals für die Damen und die Herren der großen Welt; ein großes Fest aber war es für die Kinder, die man herausführte und trug aus den dunkeln Hinterzimmern zum ersten Male wieder in Luft und Licht.

Das bemerkte auch der Major von Krummensee, denn als er die Boulevards entlang wandelnd längst bei Tortoni vorbei und über den vornehmen Boulevard der Italiener hinaus war, an der Ecke des Boulevards Bonne Nouvelle und der Straße Sainte Barbe, da sah er rings um sich nichts als wimmelnde Kinderschaaren, jubelnd, lachend, zankend, ein wahres Kindermeer, aus denen wie Leuchtthürme die höheren Gestalten der Bonnen emporragten.

Der Major war in seiner großen Uniform, mit Schärpe und Federbusch, und trug den Mantel über dem Arme; mit freundlichen Blicken musterte er das interessante Gewimmel der Kinder, die den blanken fremden Kriegsmann französisch keck und kindlich verwundert anblickten und endlich, da er still stand und sich nicht rührte, ihn umkreisten und wahrscheinlich der Ansicht waren, er sei zum Spielwerk für sie absichtlich von Maman da an der Straßenecke aufgestellt.

Eine ziemliche Weile hatte sich der Major an den kecken Ausforderungen der meist nett gekleideten Kinder, die dem bessern Bürgerstande der angrenzenden Straßen zugehören mochten, belustigt, lächelnd drehte er sich um, um nach dem Café Tortoni umzukehren, wo er ein Rendezvous hatte, dem zu Ehren er in großer Parade-Uniform war.

Kaum aber war er einige Schritte gegangen, als er sich einer Bonne in dem seltsam prächtigen Nationalcostüm ihrer Heimath gegenüber sah; es war ein Mädchen von gewaltigem Gliederbau aus dem Lande Limousin, wo das schlechteste Französisch in ganz Frankreich gesprochen wird, wie die Pariser behaupten.

Zuerst erregte wohl die prächtige Kleidung und die mächtige Kör-

verbildung der Bonne die Aufmerksamkeit des Majors, dann aber fesselte das Kind, das sie im Arme trug, seine Blicke in ungewöhnlicher Weise.

Es war dies ein kräftiger Knabe mit gesunden rothen Wangen und großen braunen Augen, der trotzdem schwerlich von dem Major beachtet worden wäre, wenn er nicht in einer seiner kleinen Fäuste festgefaßt eine sehr sauber gearbeitete Fahne hin und her geschwenkt hätte, und zwar eine schwarz-weiße, eine Preußische Fahne.

Jetzt betrachtete der Major das Kind näher; der Knabe blickte ihn einen Augenblick groß an, dann lächelte er ihm zu und streckte die Hände nach ihm. Die Bonne reichte nach französischer Sitte das Kind dem Herrn zum Küssen, und dieser küßte es.

„Wie heißt der schöne Knabe, Mademoiselle!" fragte der Major.

„Philipp, mein Herr!" antwortete das Mädchen.

Der Major zuckte zusammen, er glaubte eine flüchtige Aehnlichkeit zu finden in dem Kindergesicht, es ging eine leise Ahnung durch seine Seele, der Name Philipp und die Preußische Fahne in den Händen des Pariser Knaben; ganz leise flüsterte er in sich hinein den Namen: „Honorine!" dann küßte er den Knaben noch ein Mal, so herzlich, daß ihn die Bonne verwundert betrachtete, danach schritt er hastig weiter und sah sich nicht um.

An der Ecke der Rue du Helder fand er den Grafen Raucourt und den Marquis von Lanmari, beide in reicher Hof-Uniform, schon seiner harrend; sie sprachen in scherzhafter Weise ihre Verwunderung darüber aus, daß dieses Mal sie pünktlicher gewesen, als ein Preußischer Soldat, der in Frankreich für das unerreichbare Muster aller Pünktlichkeit gilt; der Major hatte Mühe, auf ihren Scherz einzugehen, er konnte den Ton nicht finden und war zerstreut, er dachte an den Knaben auf dem Boulevard de Bonne Nouvelle, der Philipp hieß und eine schwarz-weiße Fahne in der kleinen Hand hielt.

Die Herren bestiegen einen offenen Wagen und fuhren langsam die Boulevards entlang; am Boulevard de Bonne Nouvelle blickte der Major scharf aus, die Limousinerin war nicht da, das war dem Major fast lieb, aber auch unlieb; plötzlich an der Ecke des Boulevard du Temple sagte der Graf Raucourt: „Blicken Sie hier her, lieber Freund, das ist ein National-Costume, wie Sie es noch nicht gesehen haben, ein Mädchen aus Limousin, was haben Sie denn?"

Der Major erhob sich halb im Wagen und grüßte ehrerbietig hinüber nach der Stelle, wo die Limousinerin war; dort stand eine junge, sehr hübsche Frau neben einem alten, stattlichen Manne, sie grüßte anmuthig wieder und küßte die Stirn des Kindes mit einer vielsagenden Geberde, während der alte Herr dem Preußischen Offizier mit altmodischer Höflichkeit, aber sichtlich großer Herzlichkeit Kußfinger zuwarf.

Es war Honorine mit ihrem Kinde und mit ihrem Gemahl.

Graf Raucourt und Marquis Lanmari sahen ihren Gefährten an,

da er aber nichts sagte, sondern sich, unverkennbar tief ergriffen, noch mehrmals umsah, so hatten sie den guten Ton, nicht zu fragen, sondern sie schwiegen lächelnd still, wofür ihnen der Major unendlich dankbar war.

„Sie haben mir meinen Boulevard du Temple ganz verdorben!" rief der Graf Raucourt halb spottend halb traurig aus, als der Wagen in eine Querstraße einlenkte.

„Sie erinnern mich an Charles Nodier, Herr Graf," nahm der Marquis von Lanmari leise lächelnd das Wort, „der mit eben der Emphase und fast noch ernsthafter über Bonaparte zürnte, als dieser die Riesenstraße über den Simplon angelegt hatte. „Dieser Große da," rief er, „hat mir meine Alpen verdorben!" Der Dichter hatte wirklich nicht ganz Unrecht mit solchem Ausruf!"

„Wahrhaftig," entgegnete der Graf lebhaft, „ich glaube auch nicht ganz Unrecht zu haben. Sie haben die Glanzzeit des Boulevard du Temple nicht gesehn, Herr Marquis, sonst gab es hier Alles vereint, was man sonst in Paris nur einzeln findet, es war der Brennpunkt des Vergnügens, der Sammelplatz der vornehmen Welt; jetzt — ein Spielplatz für Kinder, und still bis zur Theaterstunde! Jetzt glaubt Niemand mehr auf dem berühmten Platze zu sein, von dem Desurgiers singt:

La seul' prom'nade qu'ait du prix,
La seule dont je suis épris,
La seule où j'men donne, où c'que j'ris,
C'est le boul'vart du Temple à Paris.

Der Wagen hielt vor einem stattlichen Hause in einer stillen Straße. Der Graf stieg aus und trat ein, nachdem er die Herren um Entschuldigung gebeten. Der Major hatte vollständig Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, denn der Marquis von Lanmari unterbrach nie ein Schweigen. Als der Graf zurückkehrte, befahl er einsteigend: „Nach Vincennes!"

Der Wagen fuhr ab, er war aber noch nicht zehn Schritt entfernt, als sich die beiden Thorflügel des letzterwähnten Hauses öffneten und daraus ein geschlossener Wagen hervorkam, der weder Wappen noch Namenszug an der Portière zeigte und von einem Kutscher gelenkt wurde, der in seinem langen, schwarzen Surtout, seinen weißen Glacé-Handschuhen und seinem runden Hut wohl den hohen Rang seines Herrn andeutete, aber weiter nichts verrathen konnte.

Dieser Wagen folgte dicht der offenen Kalesche, in welcher Graf Raucourt mit seinen Begleitern saß.

„Nehmen Sie Ihren Mantel um, lieber Krummensee," ermahnte der Graf, als sie die Barrière verlassen hatten, „das Wetter ändert sich, es wird schlecht."

„Zu dem Werke, zu dem wir gerüstet sind, darf die Sonne nicht

heiter scheinen," entgegnete der Marquis von Lanmari ernsthaft, „bewölkter Himmel!"

Graf Raucourt sah den jungen Edelmann an, er erwiederte nichts, aber offenbar dachte er, Sonnenschein wäre ihm lieber gewesen, als bewölkter Himmel. Der Major hüllte sich in seinen Mantel, denn in der That, es wurde plötzlich ein ächtes Pariser Wetter, das heißt, es begann fein, ganz fein, aber doch sehr energisch zu regnen, und dazu machte sich ein Wind auf, der den Herren sehr unfreundlich ins Gesicht blies.

Graf Raucourt war nicht zufrieden mit seinen Begleitern. Die beiden jungen Männer waren ihm zu ernsthaft und schweigsam. Er war aufgeregt, und zwar ersichtlich weit aufgeregter, als sonst irgend bei ihm bemerkbar wurde; er wollte reden, sich unterhalten, diese Aufregung bemeistern im Gespräch. Der Marquis von Lanmari bemerkte diese Aufregung sehr gut, er wußte auch, daß der Graf dieselbe erst gezeigt, als er auf einige Augenblicke in das Haus eingetreten, aus dem ihnen der Wagen folgte; er war aber durchaus nicht der Mann, der sich durch die Unruhe eines Andern anstecken und zu einem Gespräch fortreißen ließ. Der Major wäre für gewöhnlich dem Grafen in dieser Stimmung am bequemsten gewesen, heute aber war es vergeblich, denn Philipp blickte verdüstert vor sich nieder und blieb völlig theilnahmlos.

„Sie waren noch nie in Vincennes, Herr von Krummensee?" fragte der Graf den Major direct.

„Entschuldigung," entgegnete dieser aufblickend, „der Herr Marquis hatte bereits früher die Güte, mich dahin zu führen."

Der Marquis lächelte leise, als er bemerkte, daß Philipp nach der pflichtschuldigst abgegebenen Antwort sofort wieder in sein tiefes Sinnen versank.

Der Graf dagegen kehrte sich nicht daran, sondern fuhr in seiner Aufregung weiter redend fort: „Oh! es ist interessant, Vincennes zu sehen, wo so viele von unsern Königen wohnten, jener Philippe August, der so kühn war in seiner Klugheit und so klug in seiner Kühnheit, Karl der Weise, der so viele Thorheiten beging, Ludwig der Vater seines Volkes und Franz der ritterliche Vater der Wissenschaften, der gute Heinrich mit seiner steifen Halskrause und seinem frischen Herzen, Ludwig XIII., der so wenig von dem wollte, was er konnte, und Ludwig XIV., der so groß war durch das, was er gewollt und gethan, noch größer aber durch das, was er gethan und nicht gewollt; ja, sehen Sie hin, Sie, Herr Preuße, über den schweren Werken da hängen graue Wolken, der Wind pfeift durch Schießscharten, und Raben rudern mit schweren Flügelschlägen drüber hin über diese grauen nackten Wände, und doch haben diese Räume Feste gesehen und Schönheiten, wie es jetzt keine Feste und keine Schönheiten mehr giebt. In dem Donjon da tanzte die schöne Isabelle von Hennegau, da schliefen Blanca von Ca-

stilien und Marie von Brabant, da sang die reizende Agnes Sorel, die dame de beauté, mit ihrer honigsüßen Stimme die schmelzenden Couplets vom „König Schäfer“, hier stolzirte die sonderbare Anabel von Lafayette, die in's Kloster ging, weil sie die Liebe ihres Königs mehr fürchtete als erwiederte, hier weinte Louise von Lavallière ihre süßen Thränen, ehe sie in's Kloster ging, weil sie die Liebe ihres Königs mehr erwiedert als gefürchtet hatte. Hier starb auch jene Isabeau von Bayern, welche als Mutter, als Gattin und als Königin gleich verflucht ist. Und welche Gefangene hat dieses Schloß gesehen? Vendôme, Johann von Werth, den Cardinal von Retz, den Prinzen Conti, den Intendanten Fouquet, den letzten Stuart, den großen Condé —“

„— und den letzten Enkel des großen Condé, den edeln Herzog von Enghien!“ unterbrach der Marquis plötzlich den strömenden Redefluß des Grafen, der ihm ein wenig betroffen in's Gesicht sah und dann ganz naiv fragte: „Mein Herr Marquis, hätten Sie wohl die Güte, mir zu sagen, ob ich Unsinn gesprochen habe?“

Der Major sah seinen Freund verwundert an; das war ein Ton, den er noch nicht vernommen von ihm, während sich der Marquis beeilte, zu erklären, daß er nur in den historischen Reminiscenzen von Vincennes geschwelgt habe.

In demselben Augenblick ritten zwei Piqueurs in scharfem Trabe an dem Wagen vorüber.

„Der Herr Prinz kommt selbst!“ rief der Graf erstaunt.

Den Piqueurs folgten zwei Vorreiter und dann eine vierspännige Equipage, an deren Schlage ein Stallmeister ritt, dem vier Piqueurs folgten.

Der Graf und seine Freunde erhoben sich in ihrem Wagen, welcher hielt, und grüßten den greisen Prinzen Condé, der in der weiterrollenden Equipage saß. Der ersten Equipage folgte eine zweite, ebenfalls von Piqueurs, Vorreitern und Stallmeistern umgeben.

„Der Herr Herzog von Bourbon!“ flüsterte der Graf.

Die Tambours schlugen an, die Wache trat ins Gewehr, die Prinzen zu begrüßen, die verschiedenen Wagen hielten im Ehrenhof des Vincenner Schlosses.

Die Prinzen hatten sich bereits in das Schloß begeben, als der Graf aus dem Wagen sprang und den Schlag der Equipage öffnete, welche seinem Wagen von Paris aus dicht gefolgt war. Er half einer Dame aussteigen, deren Figur ganz in einen faltigen schwarzen Sammetmantel, deren Antlitz ganz in dichte Schleier gehüllt war. Der Dame folgte ein stattlicher Herr, der einen weiten Ueberrock über der Galla-Uniform des ehemaligen Condé'schen Corps trug.

Es war der Graf Vavel de Versey.

„Geben Sie der Dame den Arm,“ flüsterte er dem Grafen zu, „ich muß da einen alten lieben Freund begrüßen!“

Graf Raucourt führte die verschleierte Dame in das Corps de Logis, ihm folgten der Marquis von Lanmari und der gute Major, der in der That im höchsten Grade verwundert über das Benehmen des Grafen Raucourt war; wirklich zeigte sich der Graf an diesem Tage so anders als sonst gewöhnlich, daß der Major wohl Ursache hatte sich über ihn zu wundern. Eine andere Frage ist es freilich, ob sich der seltsame Edelmann nicht an diesem Tage wahrer gab und mehr von seinem eigentlichen Wesen sehen ließ als sonst.

Während Graf Raucourt die Dame nach dem Corps de Logis führte, ging Graf Vavel de Versey mit raschen Schritten auf den Pavillon zur Linken zu, wo ein hochbejahrter Herr unter der Thür an dem Pfosten lehnte und durch ein Glas die Ankommenden betrachtete. Dieser hochbejahrte Herr hatte ein hübsches, altes, wohlwollendes Gesicht, das lange weiße Haar war ihm löwenmähnenartig zurückgekämmt über der Stirn und fiel stark gepudert in langen dünnen Streifen hinter den Ohren in den Nacken nieder. Gekleidet war der Herr nach einer Mode, wie sie in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XV. neu gewesen sein mochte; dennoch machte seine feste, wenngleich etwas gebückte Haltung einen guten Eindruck.

Graf Vavel de Versey trat dem Greise ganz nahe und grüßte ihn; dieser erwiederte sehr höflich den Gruß und betrachtete den Grafen mit freundlichem Lächeln.

„Herr Chevalier von Saint-Jacques!“ sagte der Graf leise, eine Thräne trat in sein Auge und seine Stimme zitterte.

Der alte Herr richtete sich mit einem mächtigen Ruck gerade auf bei dem Ton dieser Stimme, starrte dem Grafen forschend in's Gesicht, und stammelte dann verlegen: „Den Ton kannte ich, den habe ich gehört, als ich noch bei Ihm war!“

„Lieber Jacques, kennen Sie mich wirklich nicht mehr?“ fragte der Graf weich.

„Wartet,“ rief der Chevalier jetzt, und ein heller Freudenstrahl verklärte sein altes, hübsches Gesicht: „Sie sind der niederländische Edelmann, dem meine Hoheit so viel Vertrauen schenkte, Sie sind es, Herr, Sie müssen ja viel wissen von meiner armen Hoheit!“

Der treue Greis umarmte den Grafen und begann laut zu weinen. Auch der Graf war nahe daran, der Rührung zu erliegen.

Glücklicher Weise wurden die Herren unterbrochen, ein Diener meldete, daß Seine Hoheit der gnädige Herr Prinz nach dem Herrn Chevalier gefragt habe. Sie folgten dem Diener und trafen die Prinzen in der Vestibule des sogenannten Pavillons der Königin, dann folgten sie denselben hinab in den Graben.

Die Prinzen waren mit einigen ihrer Getreuen und den vom König dazu ernannten Commissairen nach Vincennes gekommen, um die sterblichen Reste ihres Sohnes und Enkels, jenes von Napoleon's Scher-

gen heimlich und feige gemordeten Herzogs von Enghien auszugraben und ihnen eine würdigere Ruhestätte bei seinen Ahnherren zu bereiten.

Am Fuß des Pavillons der Königin nahmen die beiden alten Prinzen, die nicht so lange mehr stehen konnten, Platz und blickten trübe und ernst auf einige Arbeiter, welche das ganze Terrain in einer Ausdehnung von zehn Fuß aufdeckten. Hinter dem Stuhle des Prinzen Condé, der seiner Gewohnheit nach bald halb unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, bald sich fragend an diesen und jenen wendete, stand der Chevalier Jacques, dieser aber hielt die verschleierte Dame an der Hand, die ihm Graf Bavel de Versay in der Vestibule zugeführt. Der Graf Raucourt und der Marquis von Lanmari, so wie der Major von Krummensee umstanden rückwärts den Stuhl des Herrn Herzogs von Bourbon; der Königliche Commissair, ein Offizier des Hauses, hatte mit vier Aerzten und den Leuten, welche noch Zeugen des Mordes und der Beerdigung des Herzogs von Enghien gewesen waren, den Prinzen gegenüber Platz genommen; zwischen beiden Gruppen wurde der Platz aufgegraben.

In tiefster Stille und größter Spannung verharrten Alle, etwa vier Fuß tief war das Terrain aufgegraben, als die Arbeiter plötzlich inne hielten, sie waren auf die Stiefelsohlen des gemordeten Herzogs gestoßen; der Herzog von Bourbon trocknete sich die Augen: „Mein Sohn! mein Sohn!" sagte er leise, er hörte in seiner Bewegung nicht, wie eine leise Stimme weinend hinter ihm sagte: „Mein Vater! mein Vater!" Der Prinz Condé blickte weit vorgebeugt mit starrem Blick in die Grube, in welche jetzt die Aerzte hinabstiegen, um die höchste Vorsicht bei der weitern Aufgrabung in Anwendung zu bringen. Die Erde wurde nun Schaufel für Schaufel abgeworfen, und so entdeckte man zuerst die Knochen des rechten Fußes, dann das Knochenbein, welches zu diesem Fuß gehörte. Endlich fanden die Aerzte den Ellenbogen des linken Arms, der ihnen mehr Aufschluß über die Lage des Körpers gab, die Füße lagen höher, Leib und Kopf tiefer. Die alten Diener des Hauses Condé begannen laut zu weinen, als der Kopf aufgedeckt wurde, er war durch die Kugeln völlig zerschmettert. Der Körper hatte auf dem Gesicht gelegen, die Wirbelbeine des Halses fand man noch von einer starken goldenen Kette umgeben, die der ritterliche Herzog bei seinen Lebzeiten getragen. So fand man nach und nach alle Stücke des Körpers, natürlich von allen Fleischtheilen entblößt, sonst aber wohl erhalten. Diese Ueberbleibsel, so wie die Erde, welche sie zunächst umgab, sammelte man in einem bleiernen Sarge, welcher an den Rand der Gruft gestellt wurde. Von der Kleidung fand sich außer den Fragmenten der Stiefel wenig, nur der Schirm der Mütze, durch die einige Kugeln geschlagen waren, hatte sich wohl erhalten.

Mit Thränen in den Augen empfing der Chevalier Jacques die Halskette seines Herrn, er kannte sie wohl, so auch den Ring, der daran

hing, ferner eine Geldtasche mit dem Wappen des Hauses Condé, eine Börse von Maroquin mit 11 Goldstücken und 5 Silberstücken, dann 70 Goldstücke, die der Chevalier Jacques selbst seinem unglücklichen Herrn noch gegeben, als er von ihm in Straßburg getrennt wurde. Die Goldstücke waren, wie sich der Greis noch recht wohl erinnerte, in einer Rolle versiegelt gewesen; es fand sich noch ein Rest rothes Siegellack von dieser Rolle. Endlich fand man noch einen einzelnen glatten goldenen Reif. Es war ein Ohrring des armen Herzogs, der Chevalier erkannte ihn auf der Stelle, der andere konnte nicht aufgefunden werden.

Als alle diese Ueberreste gesammelt waren, ließ der Herzog von Bourbon den kleinen Sarg schließen und ihn mit einem Scharlachtuch verhängt auf eine Bahre setzen, während der Königliche Commissair das Befund-Protocoll abfaßte und dessen Unterzeichnung veranlaßte.

Darauf ertönte eine Trauermusik; ein gemischtes Commando aus allen Truppentheilen der Königlichen Garde marschirte auf. Zwölf Gardes du Corps huben den Sarg auf ihre Schultern, ein General trat mit gezogenem Degen an die Spitze des Zuges; hallender Commandoruf und dumpfe Trommelwirbel, und dahin trugen sie den letzten Condé, den kühnen, ritterlichen Herzog von Enghien; hinter dem Sarge aber schwankten, von treuen Dienern mehr getragen, als geführt, zwei Greise, der Vater und der Großvater des Mannes, dessen zerschmetterte Gebeine man so einzeln und mühsam zusammen gesucht.

Der Zug ging quer über den Ehrenhof nach der Kapelle, die ganze Garnison der kleinen Festung stand in Parade, fast alle Offiziere der Königlichen Haustruppen hatten sich versammelt. Die Fahnen und Standarten vom Königlichen Frankreich neigten sich vor den sterblichen Resten des Sohnes von Frankreich; dumpfer Kanonendonner, denn von Minute zu Minute wurde vom hohen Walle ein Schuß abgefeuert, geleitete den kriegerischen Fürsten zur Kapelle, wo eine Ehrengarde sofort den Dienst übernahm.

Man führte die greisen Prinzen fort, aber man hinderte die verschleierte Dame nicht, lange zu beten am Sarge des edeln Herzogs, den man auf den obersten Stufen des Altars niedergesetzt hatte. Der alte Chevalier Jacques und Graf Vavel de Versey saßen heimlich in ernstem Gespräch auf einer Bank im Schatten; sie störten das Kind nicht, das betete und weinte am Sarge seines Vaters.

An der Thür der Kapelle stand harrend der Graf Raucourt und hörte zerstreut dem Major von Krummensee zu, der ihm mittheilte, daß er am andern Morgen Paris verlassen und direct in seine Heimath zurückkehren werde. Etwas verwundert war der Major, daß der Graf gar nicht nach dem Grunde seiner plötzlichen Abreise forschte, aber er war sehr erfreut darüber, denn er wäre nicht im Stande gewesen, ihm eine Antwort zu geben. Wußte er sich doch selbst keine zu geben. Die Begegnung mit Honorine hatte ihm den ersten Anstoß zu dem Ent-

schlusse gegeben, aber auch weiter nichts; erst am Sarge des Herzogs von Enghien hatte er sich fest entschlossen.

„Ihr Entschluß ist fest und läßt sich durch Nichts ändern, mein Freund?" fragte der Graf.

„Durch Nichts!" entgegnete Krummensee ernst.

„Wir werden uns oft in unsern Erinnerungen begegnen, mein theurer Krummensee," sagte der Graf herzlich, die Hand des Majors fassend, „und zuweilen doch auch von einander hören."

„Gewiß, Herr Graf, ich werde —"

In dem Augenblick führte der Chevalier von Saint-Jacques die verschleierte Dame vorüber. Graf Vavel de Versey trat zu den Beiden und sprach, sich an den Franzosen wendend: „Herr von Raucourt, die Dame, welcher Sie in den letzten Tagen so viele freundliche Aufmerksamkeiten und früher schon so wichtige Dienste geleistet haben, bittet Sie um Ihren Besuch, um Ihnen Lebewohl sagen zu können, wir reisen morgen nach England ab; darf ich Sie bitten, mir zu folgen?"

Der Graf verneigte sich leicht gegen den Preußischen Offizier und ging voraus, Graf Raucourt aber umarmte den Major herzlich: „Es ist ein Tag des Abschieds wie Sie sehen, mein theurer Freund. Wir scheiden an einem Sarge, mein Theurer, das ist ein gutes Zeichen, nur der Sarg wird uns einst ganz scheiden."

„Und wenn wir dann scheiden, so geschieht es mit der Gewißheit, daß wir uns in der Ewigkeit wieder finden!" fuhr der Major eifrig fort. Der Graf aber, empört über die sentimental-weiche Stimmung, in der er sich befand, legte den Kopf langsam in den Nacken, nahm sich zusammen und sagte mit jenem kalten Tone, den wir an ihm kennen: „Wiedersehen in der Ewigkeit? Sie Ketzer?" Dann winkte er mit der Hand und eilte dem Grafen Vavel de Versey nach, der ihn an der Thür zum Pavillon der Königin erwartete.

Lassen wir den wackern Philipp halb ärgerlich, halb gerührt von der letzten Phrase seines Freundes, dessen Streben, härter zu erscheinen als er war, ihm wohl klar geworden, lassen wir ihn mit dem Marquis von Lanmari nach Paris zurückkehren, sie wurden auf dem Wege von den Equipagen des Prinzen von Condé und des Herzogs von Bourbon überholt, wie auf der Herfahrt — treten wir noch einmal ein in den Pavillon der Königin, an dessen Fuße im Graben der Herzog von Enghien erschossen wurde.

Da saß auf einem Lehnsessel in dem fast leeren Zimmer eine etwas starke Dame in schwarzer Kleidung; unter dem dunkeln Schleier, der ihr zartes weißes Antlitz wie ein schwarzer Rahmen umgab, ringelten sich prächtige dunkelblonde Locken hervor; in dem großen blauen seelenvollen Auge glänzten Thränen; die hohe Stirn, die gebogene Nase, das kräftig entwickelte Kinn verriethen auf den ersten Blick das Kind aus dem Königlichen Blut von Frankreich; vor ihr auf den Knieen lag der

alte Chevalier Saint-Jacques und bedeckte die Hände der Waise des Herzogs von Enghien mit Küssen und Thränen. Louise von Bourbon-Condé grüßte die Eintretenden mit den Augen.

Der Chevalier stand auf und verließ das Gemach mit einem bedeutenden Blick auf den Grafen.

„Wie fühlen Sie sich, meine theure Louise?" flüsterte Graf Vavel de Versey, der Dame ganz nahe tretend.

Sie drückte ihm die Hand, dann sagte sie, zu Graf Raucourt gewendet, mit Hoheit und freundlicher Milde: „Herr von Raucourt, die Waise des edeln unglücklichen Herzogs von Enghien vermag in keiner anderen Weise Ihnen zu danken für so viele Dienste, als daß sie Ihnen gestattet, der ersten und letzten Zusammenkunft beizuwohnen, die sie mit ihrem Großvater und Urgroßvater an der Todesstätte ihres Vaters hat!"

Der Graf wußte nichts zu antworten und verbeugte sich bewegt.

In dem Augenblicke hörte man die Equipagen der Prinzen draußen vorfahren; zugleich öffnete sich die Thür, auf den Arm des Chevaliers Jacques gestützt, trat der greise, fast kindisch gewordene Held Condé ein: „Ich will das liebe Kind sehen!" sagte er eintretend, „ich will Enghien's Tochter sehen und segnen!"

Louise von Bourbon-Condé knieete zu Füßen ihres Urgroßvaters, der legte seine zitternden Hände auf ihr Haupt und flüsterte unverständliche Worte; aber der Herzog von Bourbon, der nach seinem Vater eingetreten war, zog sie empor: „Umarmen Sie Ihren Großvater, theures Kind," rief er, sie herzlich in seine Arme schließend, „umarmen Sie auch Ihren Urgroßvater, theures Kind!" setzte er mit erstickter Stimme hinzu und legte sie an die Brust des Prinzen.

„Gott segne Sie, theures Kind!" sagte der Herzog.

„Enghien's Tochter! Enghien's Kind!" flüsterte der Prinz.

Die Greise wurden hinaus getragen in ihre Wagen.

So schieden die Letzten vom großen, stolzen Hause Bourbon-Condé, das so reich war an Ruhm und Lorbeer, so reich an Ehren, so reich an heldenhaften Prinzen, so reich an schönen Frauen, so schieden sie von Enghien's Todesstätte — zwei hinfällige Greise und eine schwache Frau, sie gehörten alle Drei schon der Welt nicht mehr an, ihr Namen aber gehört für die Ewigkeit der Geschichte!

Das war der Abschied von Vincennes!

Vierzehntes Capitel.

Des Helden Heimfahrt.

„Stimmet an die frohen Lieder,
Denn dem heimathlichen Heerd
Sind die Schiffe zugekehrt
Und zur Heimath geht es wieder!"
(Schiller.)

In später Abendstunde war es an jenem Tage, dessen Begebnisse wir in unserm letzten Capitel geschildert haben und der große Salon im alten Hotel Sainte-Aulaire war glänzend erleuchtet. Er war das immer zu dieser Stunde, obwohl der Herr des Hauses, der Marquis von Lanmari, fast immer allein war und in diesen Räumen niemals Gesellschaft empfing, sondern einsam auf und ab zu wandeln pflegte, oder sich mit seinen Erinnerungen hinter dem großen Kaminschirm vor dem Feuer deckte.

Heute war er nicht allein, nach dem Souper hatte er den Major von Krummensee, der in der Nacht abreisen wollte nach Deutschland, gebeten, ihm die letzten Stunden zu schenken, bis er in Paris verweile. Langsam auf und ab schreitend unterhielten sich die Herren, oder vielmehr der Marquis machte in diesen letzten Stunden des Beisammenseins auch in dieser Beziehung den gastfreien Wirth und bestritt die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein. Er erzählte dem Major von der alten prächtigen Marquise von Sainte-Aulaire, seiner Urgroßtante, die in diesen Räumen gewaltet und hier siegreich der französischen Revolution Widerstand geleistet bis zu ihrem Tode. Aus dem treuen Gedächtniß des Kindes heraus beschrieb er dem Freunde die merkwürdige Dame, zu deren Füßen er gespielt, so lebhaft, daß dieser sie sitzen sah wieder in dem hohen Lehnsessel, der noch immer an der alten Stelle stand mit der kleinen Etagère daneben. Er erzählte von seiner Mutter, der unvergeßlichen Claudia von Montsoreau, von dem kleinen Dauphin, der im Garten des Hotels zum letzten Male Blumen gesehen am Tage vor der zehnten Augustnacht 1792, er redete voll innigster Liebe von dem

großen Baron von Batz, dem untadeligen Ritter des Königthums, den ja auch der Major noch gekannt und verehrt hatte. Mit wunderbarer Lebendigkeit entwarf der Marquis die Portraits jener Männer, die in diesem Salon nach und nach erschienen waren, die er theils selbst gesehen, theils nur aus den Erzählungen des Barons von Batz und des Obersten Théluſſon kannte. Da war das löwenhaft häßliche Gesicht des furchtbaren Mirabeau und ihm gegenüber die unbedeutende Physiognomie des Bürgergenerals Lafayette, da tauchte neben dem vornehm feinen Fürsten von Arenberg die gesättigte Fratze Talon's auf, und sie Alle bildeten eine Gruppe um die Herrin des Hauses, die unverwüstlich heitere alte Marquise. Unter all' diesen Erinnerungen steigerte sich die Lebhaftigkeit des ernsthaften jungen Edelmanns; erst hatte er historische Personen novellistisch lebendig geschildert, bald verließ er dieses Gebiet und ging auf die Historie und die Politik selbst ein, eine Klarheit in seinen Anschauungen und eine Sicherheit in seinen Ueberzeugungen entwickelnd, die der Major zwar bei ihm vorausgesetzt hatte, die indessen ihm doch gewaltig imponirten, zugleich aber auch mit tiefster Traurigkeit seine Seele erfüllten. Es griff ihm mächtig an's Herz, daß ein junger und vornehmer Edelmann, dem die reichsten Mittel in jeder Beziehung zu Gebote standen, den historischen Namen und Titeln, deren Träger derselbe war, neuen Glanz zu verleihen, daß der völlig resignirte auf jede politische Thätigkeit nicht nur, sondern auch auf jede Zukunft für sein Geschlecht, für seinen Stand, für sein Königthum. Er versuchte zu widersprechen.

„Mein theurer Herr," antwortete der Marquis ruhig, „ich fühle Ihre Freundlichkeit, die herzliche Zuneigung, die sich in Ihrem Widerspruch kund giebt, recht wohl, aber leider darf ich darum den Widerspruch nicht anerkennen. Glauben Sie mir, wir, mein theurer Vater, der Baron von Batz, alle unsere Freunde, ich selbst war nicht der Letzte, wir alle hatten noch schöne Hoffnungen für die Zukunft im Jahre 1814, wir haben diesen Hoffnungen entsagen müssen mit schwerem Herzen. Das restaurirte Königthum hat große Fehler begangen, Fehler, die sich nie wieder gut machen lassen, Fehler, die den Untergang des altfranzösischen Königthums herbeiführen müssen. Ich meine nicht die Fehler, die man von liberaler Seite dem Königthum zum Vorwurf macht, nein, nein! Das Königthum hat sein Princip aufgegeben um den Preis seiner Restauration, es hat mit der Revolution verhandelt, um sich den Männern der Revolution annehmbar zu machen, es hat die Königsmörder in den Rath der Krone aufgenommen, es giebt kein französisches Königthum mehr. Ich weiß wohl, daß der König in den Tuilerieen wohnt, Gott segne und schütze ihn, er wird mein König bleiben, in dem Augenblick aber, wo er wird König sein wollen, auch der Revolution gegenüber, wird sie ihm den Krieg erklären, und er hat nicht eine der großen Stützen hinter sich, auf die sich das Königthum verlassen muß in sol-

chem Kampfe. Das Königthum regiert jetzt mit der Revolution, in einem solchen Verhältniß aber muß nothwendig das Königthum immer schwächer und die Revolution immer stärker werden. Ludwig XVIII. ist alt, er wird an diesem Verhältniß nichts ändern, er ist klug, darum wird er sich leidlich behaupten neben der Revolution, wenn wir ihn aber begraben haben werden zu Saint-Denys, dann wird der edle ritterliche Graf Artois König an seiner Statt, dann ist der letzte Tag des französischen Königthums gekommen. Ein Fürst wie Carl Philipp von Artois kann nicht mit der Revolution regieren, in ihm ist das Blut des großen Ludwig und des großen Heinrich zu mächtig, er wird Herrscher sein wollen ohne die Revolution, und dann wird die Revolution zeigen, daß sie Herr ist über mein armes Vaterland und es beherrscht trotz des Königs. Dieser König herrscht noch über Frankreich neben der Revolution, die Könige, die Frankreich nach ihm etwa haben wird, werden nur noch kraft der Revolution herrschen. Das ist trostlos, mein theurer Freund, aber es ist die Wahrheit. Wahrlich, ich bin weit entfernt davon, meinem Könige einen Vorwurf zu machen, ach! wir Alle, seine treuesten Anhänger konnten ihm ja vor zwei Jahren nur rathen, Talleyrand, das heißt die Revolution zu Hülfe zu nehmen, um seine Restauration zu erreichen; es ist eine Schickung, eine Strafe des allmächtigen Gottes. Das Elend, welches über Frankreich kommt, naht mit langsamen Schritten, aber sicher; ich sehe es hinter all dem Glanz des Luxus, hinter all der Pracht der Künste, ich sehe es in der immer üppiger sich entwickelnden Blüthe der Industrie und des Handels, es grinst mir entgegen wie ein dräuendes Gespenst, ich schaudere vor Frankreichs Zukunft und beuge mich vor Dem, der allein die Reiche gründet und zerstört."

Der Marquis schwieg, der Major aber, tief erschüttert, ergriff die Hand des Freundes und sagte innig: „Mein theurer Marquis, Sie beugen sich? aber legen Sie nicht die Hände in den Schooß, es ist nicht männlich und ritterlich, gewiß nicht, die Waffen zu strecken, gehen Sie unter, aber gehen Sie streitend unter."

Der junge Mann lächelte melancholisch, dann legte er seine Hand auf die Schulter des Majors und entgegnete sanft: „Gehen Sie heim in Ihr Vaterland, geliebter Freund, Sie haben noch einen König, für den Sie kämpfen und sterben können im schlimmsten Fall, mein Vater ist noch für das französische Königthum gestorben, mein theurer Batz hat noch bluten dürfen für unser Königthum, mich aber will mein König nicht mehr annehmen als Kämpen, denn er will ja die Revolution gar nicht bekämpfen, sondern in friedlicher Gemeinschaft mit ihr Frankreich beherrschen. Wenn ich die Revolution bekämpfen will, muß ich zugleich gegen meinen König das Schwert ziehen, das aber darf ich, kann ich nicht. Mein edler Freund, die Schranken sind geschlossen für den französischen Adel, er hat keinen Kampfplatz mehr, und an dem Tage, wo sie ihm der König vielleicht wieder öffnet, da wird es schon kein König-

thum mehr geben. Aber die Hände in den Schooß legen will ich darum doch nicht, ich thue wie meine Ahnen, wenn sie zu alt waren, Wunden zu schlagen, dann verbanden sie Wunden. Nun, ich repräsentire ein Geschlecht, das zu alt geworden ist zum Kampf, auch ich will Wunden verbinden. Aus diesem Edelsitz der Beaupoil von Sainte-Aulaire will ich ein Krankenhaus machen, meine Güter will ich in milden Stiftungen der Kirche zu Lehen auftragen, die Bouschet von Montsoreau, die Beaupoil von Sainte-Aulaire, die Severac und alle die großen Geschlechter, deren letztes Blut in meinen Adern rinnt, sie haben ihren rühmlichen Antheil an der Größe, ihren traurigen Antheil an dem Verfall Frankreichs gehabt, sie sollen auch ihren Antheil haben an dem Segen, der auf denen ruht, die Kranke pflegen und Hungernde speisen. Das ist nicht so traurig, als es klingt, edler Freund, die großen Namen der historischen Geschlechter werden verklingen in diesem Lande, aber sie sollen verklingen unter den Segenswünschen der Armen und Kranken!"

Der Major schüttelte den Kopf; er fühlte wohl sich angeweht von einem Hauch des Geistes, der den jungen Edelmann beseelte, aber seine ganze Männlichkeit sträubte sich gegen diese Resignation, das zähe Märkische Junkerthum setzte sich in ihm grimmig zur Wehre gegen solche Entsagung; zwar war er sich klar bewußt, wie viel günstiger die Situation des Preußischen Adels, der im König von Gottes Gnaden noch den gemeinsamen Mittelpunkt hatte zum Kampf gegen die Revolution; er konnte keinen Stein werfen auf den Marquis, er wußte auch nicht zu sagen, wie derselbe hätte anders handeln können, aber er fühlte, daß er und die Mehrzahl der Edelleute und Offiziere in Preußen nicht so handeln würden und nicht so handeln könnten.

„Marquis," rief er, plötzlich von einer Idee durchzuckt, „verkaufen Sie Ihre Güter, kommen Sie mit mir nach Preußen, gründen Sie eine neue Heimath bei uns; da finden Sie einen König von Gottes Gnaden, unter dessen Banner wir gemeinsam gegen die Revolution kämpfen, wenn sie es wagen sollte, uns anzugreifen; so manches vornehme französische Geschlecht hat bei uns die neue Heimath gesucht und gefunden, viele ehrliche und hochberühmte Preußische Kriegshelden tragen noch heute ihre altfranzösischen Namen. Bei uns in Preußen finden Sie Alles, was Ihnen hier fehlt!"

Mit leuchtenden Augen hielt Philipp dem jungen Edelmann die Hand hin, der aber drückte sie leise und schüttelte den Kopf.

„Mein theurer Marquis," fuhr der Major eifrig fort, „es ist schön bei uns, es ist ein treues, festes Volk bei uns und edle Sitte ist heimisch auch in unsern Marken."

„Ich kann nicht, edler Freund," versetzte der Marquis gerührt von dem Eifer Philipp's, „vielleicht ist's Schwäche, aber ich bin ein eben so guter Franzose als Edelmann, ich will athmen französische Luft, so lange ich lebe, und ich will begraben sein in französischer Erde!"

Fast unwillig schwieg der Major und ging eine Weile, ohne zu sprechen, neben dem Marquis her; sein Unwille aber verflog rasch, er dachte an das Heimweh, das er in Toulouse gefühlt, er begriff, daß es auch ihm unmöglich sein würde, vom Vaterlande zu scheiden.

Der Marquis begann wieder zu sprechen, aber gab dem Gespräch eine leichtere Wendung.

So vergingen dem Preußischen Offizier die letzten Stunden in Paris.

Es war ein Uhr Morgens, der Marquis wollte es sich nicht nehmen lassen, den Freund bis zum Hof der Messagerie zu begleiten; im letzten Moment aber reichte er ihm zum Abschied einen Degen, schlicht und einfach, und bat ihn, diese Waffe zum Andenken an den edeln Baron von Batz mit nach Preußen zu nehmen.

„Das ist der Degen," sagte er fast weinend, „den der theure Edelmann führte an jenem furchtbaren einundzwanzigsten Januar 1793, als des Königs geweihetes Haupt auf dem Schaffott fiel; er zog ihn, um seinen König zu befreien, noch auf dem Wege zum Schaffott, Gott hat es nicht gewollt, sein Name sei gelobt! Der selige Baron hat diese Waffe nie von sich gelassen, und in jenem blutigen Kampfe am dreizehnten Vendémiaire hat er ihn zum letzten Male geführt. Sie wissen, daß der Baron der Letzte war, der an jenem Tage kämpfte — ich gebe Ihnen da den letzten französischen Degen, der in dieser Stadt Paris für das französische Königthum gezogen wurde. Es ist ein rechter Ehrendegen, und wenn Sie einst unter Ihren Kindern vor dem Kamine Ihrer Halle sitzen im fernen Preußen, dann zeigen Sie Ihren Söhnen den Degen und erzählen Sie ihnen von dem großen Baron von Batz, dem letzten Ritter des französischen Königthums."

Die beiden Edelleute umarmten sich, sie fühlten sich so innig verwandt innerlich und waren doch so tief verschieden.

Die gesammte Dienerschaft des Hauses hatte sich versammelt, um den Preußischen Offizier noch ein Mal beim Abschied zu begrüßen, sie hatten ihn Alle lieb und sahen ihn ungern scheiden.

Beim Schein der Laternen auf dem dunkeln Hof der Messagerie umarmte Philipp den edeln jungen Marquis zum letzten Male, dann stieg er in das Coupé.

Noch ein Mal reichte der Marquis ihm die Hand hinauf und drückte ihm ein kleines Kästchen in die Hand.

„Das sollen Sie Ihrer Verlobten am Hochzeitmorgen geben, nun leben Sie wohl, recht wohl!"

Der letzte Gruß des Marquis von Lanmari verklang in dem Hufschlag der Rosse und dem Gerassel des Postwagens, der sich in Bewegung setzte und über das Pflaster dröhnend hinrollte.

Der Major lehnte sich in seine Ecke, indem er sich ohne Widerstand seinen stürmenden Gefühlen und Gedanken überließ.

So lange Philipp sich noch in dem Banne von Paris befand, so lange er noch die Luft athmete dieser gewaltigen, im Schönen, wie im Schändlichen gleich übermächtigen Stadt, waren seine Gedanken nicht nur ernst, sondern auch schmerzlich; an seinem Herzen nagte ein unbestimmtes Etwas; es war ein Gefühl in ihm, von dem er sich keinen rechten Begriff zu machen wußte; unwillkürlich fiel ihm der keusche Joseph ein, der sich losreißt aus den Armen der Potiphara, und er gestand sich selbst, daß er in Paris mehr zurücklasse, als seinen Mantel. Doch diese Gedanken wichen, je weiter er über die Banlieue hinauskam, anderen; sein Geist richtete sich auf die Heimath mehr und mehr, auf die Zukunft, die so Glück verheißend vor ihm lag; es wuchs ihm mächtig im Herzen die Sehnsucht nach der geliebten Braut, er sah sich umgeben von der ganzen Familie, die Tante Präsidentin nickte ihm zu und winkte ihm; er sah seine Waffenbrüder und Freunde um sich an seinem eigenen Heerde, und weiter und immer weiter führte ihn die Sehnsucht. Nicht weniger ernst waren seine Gedanken, aber sie waren freundlich dabei; durch das Gerassel des Wagens und die klappernden Hufschläge der Rosse auf dem gepflasterten Damm der französischen Heerstraße vernahm er liebe Heimathsstimmen, und als die ersten Lichter des dämmernden Morgens aufzuckten wie bleiche Blitze vor ihm und ihm die kühle Morgenluft frischer entgegen wehete, da schloß der Schlummergott sanft seine müden Augen und beseligte ihn im Traum mit der holden Erscheinung, die das Licht seines zukünftigen Lebens werden sollte.

Ein schöner Traum führte ihn über den Abschied von Paris hinweg und geleitete den Schlummernden auf dem Wege der Heimath zu. Manche Meile mochte unser Held so über französisches Land hingefahren und um ein gutes Stück der Grenze des Vaterlandes näher gekommen sein, denn als er erwachte, war es fast Mittag, und heller Sonnenschein beglänzte die Landschaft vor ihm.

Der Major richtete sich auf, hob sein Angesicht aus dem Mantelkragen und schob die Mütze zurecht, seine Gedanken rasch sammelnd und seine Glieder dehnend.

„Gott segne ihren Schlaf, Herr Kamerad!“ sagte eine tiefe Baßstimme neben ihm, „habe Sie darum beneidet, wahrhaftig!“

Jetzt erst dachte der Major daran, daß er sich nicht allein befinde in dem Coupé; er drehte sich um und blickte die beiden Personen an, die es mit ihm theilten. Neben ihm saß die Baßstimme mit einem vergnügten rothen, runden Gesichte, in einen blauen weiten Mantel gehüllt, in der anderen Ecke eine tiefverschleierte Dame.

Er grüßte nicht nur höflich, sondern freundlich, war doch sein Gesicht der Heimath zugekehrt!

„Der Herr Kamerad nehmen vielleicht einen kleinen Schluck?“ fragte die Baßstimme sehr verbindlich und brachte aus den Taschen des weiten blauen Mantels eine bauchige Korbflasche und einen kleinen

Becher zum Vorschein. „Ein Schluck Genever ist gut, sehr gut am Vormittag!“ plauderte er, einschenkend, und sah dann mit wahrhaftem Behagen zu, wie der Major ohne Weiteres den kameradschaftlich gebotenen Feldbecher nahm und auf einen Zug leerte.

„Der Herr Kamerad ist Holländer?“ fragte Philipp, indem er den Becher zurückgab und auf die orangefarbene Cocarde an der Mütze seines Nachbars blickte.

„Das kann gar nicht anders sein,“ antwortete die Baßstimme lustig, „Adrian van Doost van Pallandt mein Name, Capitain im Generalstabe Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Oranien, meine Würde; da haben Sie mich ganz, Herr Kamerad!“

Der freundliche Mensch sagte das so drollig, daß Philipp laut auflachte und dann in ähnlichem Tone erwiederte: „Philipp von Krummensee, Königlich Preußischer Major von der Cavallerie, vom Stabe Sr. Excellenz des Generals von Kleist!“

„Hoher Vorgesetzter!“ lachte der Niederländer, und salutirte, die Hand erhebend, indem er mit den kleinen Augen zwinkerte.

„Wir haben zusammen bei Waterloo gefochten, Herr Kamerad?“ fragte Philipp.

„So ist's, mein Commandant,“ entgegnete der Holländer, „aber rauchen wir nicht eine Pfeife?“

Der brave Mensch wartete die Antwort des Majors nicht ab, sondern zog aus seiner Manteltasche eine kurze Pfeife, die er in den Mund nahm, während er seine dicken Hände in Bewegung setzte, um Feuer zu schlagen.

„Wird der Tabacksrauch Madame nicht lästig fallen?“ fragte Philipp artig, sich an die Dame wendend.

„Pah!“ erwiederte der Niederländer dampfend, „Madame ist, wenn auch eine geborene Französin, doch die Frau eines Holländers, sie wird bald selbst rauchen, wenn sie erst eine ganze Holländerin geworden ist; überdem hat diese Dame den Tabacksgeruch sehr gern, nicht wahr, liebe Septimanie?“

Diese letzten Worte sprach der Holländer, der bis jetzt deutsch gesprochen, zu der verschleierten Dame gewendet, in französischer Sprache. Die Dame verneigte sich schweigend.

„Septimanie?“ fragte der Major, von einer bösen Ahnung ergriffen.

„Seltsamer Name, nicht wahr?“ lachte der Holländer.

Es war Philipp lieb, daß er, im selben Augenblick mit dem Anzünden seiner Pfeife beschäftigt, nicht sofort zu antworten brauchte, denn es war ihm, als fasse Paris nach ihm und wolle ihn zurückreißen, es war ihm, als rufe ihm Paris zu: so leicht entrinnt mir Keiner, der in meinem Banne je gelebt und geliebt, der in meinen Reizen geschwelgt hat! Er mußte sich mit Gewalt zusammennehmen, und als er es ge-

than, da vermochte er doch nichts weiter zu sagen, als: „Der Name ist sehr selten; ich kannte in Paris eine Dame —"

„Welche diesen Namen hatte?" unterbrach der Holländer lachend. „Ich Thor war so stolz darauf, daß ich den Parisern ihre einzige Septimanie entführt hätte. Doch, halt! wo kannten Sie die Dame?"

„In dem Hause ihrer Schwester hatte ich die Ehre, sie zu sehen!" entgegnete Philipp mit bebender Stimme, denn er war jetzt überzeugt, daß die Frau im Schleier die Frau sei, deren Mann von seiner Hand gefallen.

„Und wie hieß diese Schwester?" fragte der niederländische Hauptmann dringend.

„Madame Corbin!" entgegnete Philipp fest und männlich gefaßt.

„Oranje boven!" schrie der Holländer, „Victoria! Ich habe doch die einzige Septimanie von Paris." Dann wendete er sich an seine Frau und sagte in etwas verweisendem Tone: „Aber was hat meine Frau? Warum begrüßest Du den Herrn Major nicht, da er ein Bekannter Deiner Schwester ist? Du erinnerst Dich seiner gewiß!"

Die Dame schlug den Schleier zurück; es war Septimanie, die Wittwe des Hauptmanns von Sainte-Pallaie, nunmehr die Frau des lustigen niederländischen Generalstabs-Offiziers; Septimanie hatte Zeit genug gehabt, sich auf diese Scene vorzubereiten, denn sie hatte Krummensee erkannt an der Stimme schon beim Einsteigen im Hofe der Messagerie zu Paris. Dennoch waren ihre Augen mit Thränen gefüllt. Diese galten aber nicht dem armen Sainte-Pallaie, denn sie wußte nicht, daß derselbe von Krummensee's Hand gefallen war, sondern sie war, ihrer Weise nach, durch dieses allerdings merkwürdige Zusammentreffen mit einem früheren Liebhaber bis zu Thränen gerührt, und zugleich wohl auch etwas ängstlich, daß der Major zu viel von ihren früheren Verhältnissen verrathen könne. Mit zitternder Stimme sagte sie: Monsieur sei ihr wohl bekannt, sie habe ihn öfter bei ihrer Schwester gesehen.

„Sie glauben nicht, Herr Kamerad," plauderte der Holländer vergnügt weiter, „was diese kleine Frau für ein weiches Gemüth hat, es giebt kein Ding in der Welt, das ihr nicht Veranlassung böte, Thränen zu vergießen; sehen Sie zum Beispiel jetzt, jede andere Frau hätte sich doch gefreut, in Ihnen einen frühern Bekannten zu begrüßen. Diese liebe Septimanie dagegen fühlt sich durch Ihren Anblick nur an ihre Schwester, an ihren kleinen Neffen, den sie sehr liebte, und an ihren Schwager, den sie beiläufig nicht leiden konnte, erinnert, und nun kommt gleich ein kleiner Nachguß von Abschiedsthränen."

„Sie sind ein Ungeheuer, Adrian!" rief Septimanie.

Der lustige Niederländer jubelte laut über den Titel „monstre", er lachte über Alles, gerade wie seine Frau über Alles weinte, aber sie schienen sich Beide ganz vortrefflich dabei zu befinden und sich sehr zu gefallen gegenseitig.

Der Major athmete etwas erleichtert auf, als diese Scene vorübergegangen ohne einen Sturm; dennoch fühlte er sich bedrückt, und gewiß würde sein Benehmen und seine Stimmung jedem andern Manne aufgefallen sein, der holländische Hauptmann aber trieb seine Späße und bemerkte gar nichts.

Auf einer Station war den Reisenden ein kurzer Aufenthalt gegönnt. Philipp sah sich in dem Speisezimmer einen Augenblick allein mit der schönen Septimanie, rasch trat er zu ihr und fragte sie ernst: „Können Sie mir verzeihen, Madame?"

„Verzeihen?" entgegnete Septimanie, unter Thränen lächelnd, „ich habe Ihnen längst verziehen, jetzt bin ich sehr glücklich mit meinem Holländer!"

Sie drückte ihm die Hand auf den Mund, in dieser Bewegung mit einem Anflug von früherer Zärtlichkeit zugleich eine Andeutung verbindend, die für den Major überflüssig war, die aber zu tief in dem Wesen der eiteln Pariserin begründet war. Sie wollte nämlich die Galanterie des früheren Anbeters nicht mehr annehmen, zugleich aber mußte sie doch den Gedanken hegen, daß der Major im Begriff sei, seine frühere Galanterie bei ihr zu erneuern. Sie hatte keine Ahnung, wie weit derselbe davon entfernt war.

„Und Honorine?" fragte der Major langsam; er wußte sehr gut, wie kühn diese Frage war, auch runzelte Septimanie die Stirn, und ihre Augen füllten sich auf's Neue mit Thränen; aber dieses Mal nahm sie sich doch zusammen und sagte: „Wir wollen Freunde sein, ich habe keinen Groll mehr, Honorine und Corbin, dieser gute Gaspard Corbin, sie sind glücklich, sehr glücklich, mit ihrem Kinde, dem kleinen Philipp!"

Wirklich dankbar küßte der Major noch ein Mal die Hand Septimanien's, deren freundliche Mittheilungen doch einen Theil der Last hinweggenommen hatten, die sein Herz bedrückte, seit er den Knaben auf dem Boulevard de Bonne Nouvelle gesehen.

Als sie ihre Reise fortsetzten, war der Major weit mehr im Stande als vorher, auf die unverwüstliche gute Laune des holländischen Capitains einzugehen; sie fuhren die ganze Nacht hindurch, doch erst, als er sich am andern Morgen trennte von Septimanie, welche mit ihrem Gemahl die Straße nach Dünkirchen einschlug, fühlte er sich wieder ganz frei von dem peinlichen Gefühl, das ihn nicht verlassen wollte in ihrer Gegenwart. Er saß den ganzen Vormittag allein im Coupé, und diese Einsamkeit that ihm sehr wohl; sie sollte auf eine angenehme Weise unterbrochen werden.

Am Nachmittage hielt der Postwagen vor einem Posthause, was dicht vor einer offenen Stadt lag; Krummensee stieg aus, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, zu welcher ihm der Postwagen auf der steinernen Heerstraße hinlänglich Appetit gemacht hatte; er hörte singen in dem Posthause, als er rückwärts mit großer Vorsicht über das hohe

Rad niederstieg. Das wäre nicht auffallend gewesen, aber der Gesang klang ihm ganz sonderbar bekannt, und da er in die Thür trat, da wußte er, was er hörte; denn eben fielen die Sänger drinnen mit voller Kraft ihrer Stimmen ein in den Refrain:

„Das ist, das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!"

„Hurrah! Hurrah!" klang's drinnen.

„Hurrah!" wiederholte der Major draußen, und mit zwei langen Ulanenschritten war er an der Thür, riß sie auf und schrie mit Donnerstimme: „Hurrah! Hurrah!" hinein.

Die ganze Stube war blau, nichts als Preußen drin und Tabacksqualm, zehn, zwölf blaue Gestalten fuhren auf von ihren Sitzen und klirrten dem Major entgegen, der die erste Hand, die er bekommen konnte, ergriff und herzlich drückte. Die Sänger waren über diesen plötzlichen Einfall etwas verblüfft, bis Krummensee rief: „Herr Gott, ich bin so lange nicht unter Preußen gewesen, und nun, Ulanen, wahrhaftig Ulanen! Kameraden, ich bin der Major von Krummensee, vormals bei den zweiten Ulanen, und habe so lange keine Ulanen gesehen!"

„von Krummensee!" rief da eine Stimme aus dem Hintergrund.

„von Arenstorff!" schrie der Major und lag alsbald in den Armen des Oberst-Lieutenants von Arenstorff, seines alten Freundes, mit dem er einst jene Schlittenfahrt von Memel nach Berlin gemacht im December 1812.

Lauter Jubel umgab jetzt den Ankömmling; der Oberst-Lieutenant lag mit einem Bataillon seines Regimentes, das zu den Occupationstruppen gehörte, welche damals und noch lange in Frankreich standen, in Garnison in der Stadt, eben so eine Schwadron Ulanen. Es waren wohl zwanzig Preußische Offiziere, Cavallerie und Infanterie, welche sich um Philipp drängten, mit jener echten Waffenbrüderlichkeit und Kameradschaftlichkeit, welche die Preußische Armee auszeichnet. Herzlich-freundliche Worte wurden in Hast gewechselt, und Oberst-Lieutenant von Arenstorff sorgte mit der Umsicht eines gedienten Stabs-Offiziers für die leibliche Erquickung seines jüngeren Freundes, über dessen männlich-schönes Wesen er sich nicht mehr hätte freuen können, wenn derselbe sein Sohn gewesen wäre. Auch die andern Offiziere, Infanterie und Cavallerie, waren ganz entzückt von dem Major, bei dem die Frische des Jünglings mit dem Ernst des Mannes merkwürdig in einer überraschend schönen Weise zur Erscheinung gelangt war.

Als draußen der Postillon blies und Krummensee sich erhob, um Abschied zu nehmen, ertönte ein lauter Schrei des Unwillens von allen Lippen, und selbst von Arenstorff blickte ganz verwundert auf, keiner der ritterlichen Herren wollte an ein so rasches Scheiden glauben.

„Stopft denn Keiner dem verdammten Kerl seine Tute?" rief ein junger Capitain ärgerlich, als der Postillon immer heller blies.

„Wir wollen den Postwagen mit Gewalt anhalten!" meinte einer der Ulanen.

„Nehmen Sie sich in Acht, Lüderitz," schrie ein Infanterist, „daß man Sie nicht als Wegelagerer vor Gericht schickt, Sie wären verloren, denn Ihre Ahnen schon waren ja wegen Anhaltens von Wagen berühmt, Sie wissen, daß vor Zeiten die armen Fuhrleute beteten: Vor Köckeritze, Lüderitze, vor Krachten und vor Itzenplitze behüt uns, lieber Herre Gott!"

„Pah!" entgegnete der Lieutenant von Lüderitz, „weiß das wohl, ein gelehrter Professor in Berlin hat mir aber gesagt, das wäre keine Schande, denn der Adel habe freies Fehderecht gehabt damals und die Fuhrleute wären schwer bewaffnet gewesen und hätten sich tüchtig gewehrt."

„Der Kerl will noch eine Viertelstunde warten!" rief ein Offizier, der leise hinausgegangen war, in der Thür.

Mit dreifachem Hurrah wurde die gute Nachricht begrüßt.

„Jetzt habe ich's!" schrie ein baumlanger Ulan plötzlich, und sprang auf.

„Was denn? was denn?" fragten Alle.

„Laßt den Postillon in Gottes Namen fahren," entgegnete der Offizier. „Herr Oberst-Lieutenant, dem Herrn Major wird ein scharfer Ritt gut thun, er bleibt noch ein paar Stunden hier, dann sitzen wir zusammen auf und reiten der Post nach, den schweren Kasten werden wir bald genug wieder einholen, wenn Sie uns Urlaub geben!"

Mit Bravo und Hurrah wurde der Vorschlag belohnt.

„Halt!" rief von Lüderitz, „mein Bursche ist hier, der setzt sich statt des Herrn Majors in den Postwagen, damit wir der französischen Post nichts schenken und damit wir Einen haben, der das Pferd, das der Herr Major geritten, zurückreitet!"

In lautem Jubel gingen die Herren hinaus; der Bursche des Lieutenants von Lüderitz, ein ehrlicher Märker mit breitem Gesicht und kurz geschnittenen Haaren, bekam eine Flasche Wein und ein Paquet Taback, damit wurde er in's Coupé auf den Platz des Majors geschoben und ihm auf's Gründlichste eingeschärft, diesen Posten zu halten, bis ihn sein Offizier selbst ablöse. Der Ulan sagte nichts weiter, als die solenne Formel: „Zu Befehl, Herr Lieutenant!" aber man sah's ihm an, daß er der Mann war, der seinen Platz unter allen Umständen behaupten würde. Als der Postwagen unter dem Jubel der Offiziere davonrollte, saß der brave Lanzenreiter da oben, ohne eine Miene zu verziehen, wie die Sphinxe vor den Pyramiden liegen.

Die Herren kehrten in das Gastzimmer des Posthauses zurück und fanden allda den Oberst-Lieutenant mit einem ungeheuren Potagelöffel bewaffnet, er rührte in einer Terrine, in welcher er eine Zuckerhutspitze in einem Meere von Cognac aufzulösen versuchte, während die Frau Postmeisterin, wie gewöhnlich in Frankreich gab's auch hier keinen Postmeister, sondern nur eine Postmeisterin, ihn ganz fruchtlos darauf auf-

merksam machte, daß er zu viel Cognac in die Terrine gegossen, es habe ja kaum noch Platz darin für ein wenig Wasser.

„Lassen Sie mich, Madame,“ sagte der alte Kriegsmann endlich halb lustig, halb verdrießlich, „wir nehmen in Preußen eigentlich gar kein Wasser zum Punsch, sondern machen den Cognac, der bei uns wild wächst und viel stärker ist, als das Zeug hier, nur mit Pfeffer heiß!“

Die Französin erschöpfte sich in staunenden Ausdrücken und brachte dann den Theekessel mit kochendem Wasser.

Der Oberst-Lieutenant deckte den Deckel auf die riesige Terrine, dann sagte er aufstehend mit freundlichem Lächeln: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut; hier, lieber Lüderitz, setzen Sie sich hinter diese Terrine und machen Sie unsern obersten Schenken, mich aber laßt da zu meinem Major, wir haben uns seit 1814 nicht gesehen!“

Nach den Pferden war geschickt, Alles war wohl besorgt und die Herren ergaben sich der heitersten Geselligkeit!

Eine Weile sprachen der Obristlieutenant und der Major allein und zwar leise, sie hatten sich ihre Erlebnisse mitzutheilen, aber auch im allgemeinen Gespräch gab sich jene erhöhte Stimmung kund, die immer die Folge eines freudiges Ereignisses ist, und ein solches freudiges Ereigniß war die Ankunft des Majors in dem seit Wochen schon auf sich allein beschränkten Kreis der Offiziere in der kleinen Garnison.

Plötzlich rief der Oberst-Lieutenant überlaut: „Was? mit Ihrer Cousine Waldemare? die Sie immer als Quelle citirten, wenn Sie mal einen Vers anbringen konnten oder sonst ein bischen Gelehrsamkeit?“

„Mit derselben!“ entgegnete der Major in glückseliger, halber Verlegenheit.

„Nun, da gratulire ich von Herzen, mein wackrer, tapfrer junger Freund!“ Der alte Soldat umarmte den jungen Krieger herzlich.

„Der Herr Major ist Bräutigam, meine Herren,“ wendete er sich an die andern Offiziere, „aber mit keiner französischen Parlirpuppe, obgleich er lange in Paris gewesen ist, sondern mit einem edeln deutschen Mädchen, das Fräulein Waldemare soll leben! hoch!“

Die Gesundheit wurde mit einem Enthusiasmus getrunken, als wenn alle Herren vom alten Rittmeister an bis zum jüngsten Lieutenant in die schöne Waldemare verliebt wären. Herr von Lüderitz trank sein Glas sogar noch ein Mal aus, er benutzte seine Stellung nahe an der Quelle als guter Offizier und rief dem Major zu: „Auf Ehre, freut mich ganz grenzenlos, Herr von Krummensee, werde Sie bitten, mich dem gnädigen Fräulein vorzustellen, wenn ich nach Berlin komme, mir Urlaub versprochen nach Ostern, Familien-Angelegenheiten, alte Tante gestorben, sehr gute Frau, mir Alles vermacht. Auf Ehre, freut mich grenzenlos!“

„Bin außer Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen, Herr Kamerad!“ entgegnete der Major.

„Wie?“ fragte Lüderitz fast erschrocken.

Auch die anderen Herren stutzten und der Oberst-Lieutenant sah seinen Freund verwundert an.

„Völlig unmöglich,“ fuhr der Major mit angenommenem Ernste fort, „kann nicht die Ehre haben, Sie Fräulein Waldemare vorzustellen, wenn Sie nach Ostern nach Berlin kommen, bedauere, aber völlig unmöglich!“

„Ah!“ rief der Oberst-Lieutenant laut lachend, „ich habe den Witz, sein Sie ruhig, lieber Lüderitz, bitten Sie den Major einmal, Sie, wenn Sie nach Berlin kommen, der Frau von Krummensee vorzustellen!“

„Das wird mir allerdings eine große Freude sein!“ entgegnete der Major und streckte Lüderitz die Hand hin.

Der wackere märkische Edelmann drückte die angebotene Hand herzlich und beeilte sich dann, die Gesundheit der künftigen Frau Majorin noch ein Mal mit einem außerordentlichen Glase zu feiern.

In heitern Gesprächen unter Scherz und Lachen vergingen so ein paar Stunden; Philipp war nicht der Lauteste in dem Kreise, gewiß aber war er der Heiterste; unter all den blauen Röcken fand er die Heimath zuerst wieder, mehr als die Heimath, die Familie fand er, die große Familie, deren Haupt und Vater der König ist; er war wieder zu ihr zurückgekehrt, und das Preußische Herz wurde ihm groß und weit in dem Kreise seiner Kameraden, die ihm Alle alte liebe Freunde dünkten, obwohl er außer dem Oberst-Lieutenant keinen derselben zuvor gekannt. Es ist etwas so unendlich Großes und Schönes um das ächte Bruderband, das Waffenbruderband, das alle Soldaten des Königs von Preußen umschlingt, daß seines Gleichen gar nicht wieder zu finden ist auf Erden. Keine Nation hat das, keine Armee in dieser eigenthümlichen Weise, nur Preußen hat es, nur das Kriegsheer des Königs von Preußen.

Die Terrine war längst leer, die Nacht brach herein, aber noch dachte Niemand an Aufbruch, Philipp selbst am wenigsten, und der arme Bursche des Lieutenants von Lüderitz hätte ruhig bis nach Brüssel freie Postreise haben können, wenn nicht endlich der Oberst-Lieutenant selbst zum Aufsitzen geblasen hätte. Man trennte sich dann mit schwerem Herzen; die Ulanenoffiziere und der Adjutant des Oberst-Lieutenants wollten den Major begleiten. Herr von Lüderitz ließ unserem Helden ein allerliebstes Pferd vorführen, das er vor Kurzem von einem Engländer gekauft hatte. Ein letzter Händedruck noch vom Sattel herab, ade! ade! und dahin trabten die Preußischen Offiziere, laut jubelnd in die Nacht hinein. Philipp wiegte sich mit einer Art von Seligkeit im Sattel, er hörte wieder Säbelscheiden klappern, es war ihm unbeschreiblich wohl zu Muth.

Die Offiziere ließen ihre Rosse scharf austraben und flogen dahin wie Schatten über das französische Land, Gespräche wurden nicht mehr

geführt, aber die heitern Zurufe nahmen kein Ende, und wenn sie die Rosse in eine langsamere Gangart fallen ließen, dann begann der unermüdliche Lüderitz gewiß ein Lied zu Ehren der Lanze, „der Königin der Waffen". Er hatte eine wunderschöne, volle Stimme, und wie stolz Preußisch klang's hinein in die französische Nacht:

„Laut tönt die Trompete, sie brausen heran,
Schwarz-weiß flattern Fähnlein der Lanze voran,
Die nie ihren Mann noch gefehlt.
Umringt sie der Feind, nun so decken sie sich
Durch schwirrende Kreise und kräftigen Stich
Und tummeln das schnaubende Roß."

Der Major war wieder ganz und durch und durch Lanzenreiter und begann nun auch sein Lieblingslied, nach der uralten Melodie: Wer niemals einen Rausch gehabt ꝛc., zu singen:

„Ein Jeder, der zu Pferde sitzt,
Und gut zu Pferde sitzt, ja, ja!
Und gut zu Pferde sitzt.
Den Feind gar lustig attaquirt,
Wenn's donnert auch und blitzt, ja, ja,
Wenn's donnert auch und blitzt! ꝛc."

So lustig ritten die Lanzenreiter des Königs von Preußen durch Frankreich, und so groß auch der Vorsprung war, den der Postwagen hatte, bald nach Mitternacht war er doch eingeholt, und Philipp verließ fast eben so ungern das schöne Pferd, das er geritten, als der Bursche des Lieutenants von Lüderitz den Platz im Coupé, wo er seine Flasche geleert und dann ganz behaglich geschlummert hatte. Mit einem dreifachen Hurrah! begrüßten die Offiziere den Major noch, als der Postwagen sich wieder in Bewegung setzte, dann trabten sie nach ihrer Garnison zurück, unser Held aber fuhr, das Herz voll Sehnsucht und Seligkeit, der Heimath entgegen.

Fünfzehntes Capitel.

Die Tochter des Mennoniten.

„Erst wenn erkältet seine Wunde spannt,
„Fühlt Schmerz der Krieger. So erst, wenn die Gluth
„Des hitz'gen Fiebers seiner Seel' vorbei ist,
„Empfindet Reu' der Sünder."
(Sir Walter Scott.)

Das große Haus in der Friedrichsstraße zu Berlin, wo steinerne Stufen breit hinauf führen zu Laden und Comtoir und das Schild prangt mit der respectablen Firma „Rost und Pillersberg", wo sich dagegen die Hausthür, ungastlich eng an die Seite geschoben, scheu zurückzuziehen scheint, ist schon mehrmals der Schauplatz unserer Erzählung gewesen; wir haben dort die liebe Antonie gefunden, in Armuth und Frost des Geliebten harrend, den sie nur besitzen sollte, um ihn zu verlieren; wir sahen in diesem Hause die edle Waldemare dem armen Mädchen wie ein Engel erscheinen, wir waren darin, als der Sohn des Mennoniten, der treue, ehrliche Abraham Ruitsteen, Abschied nahm von seiner Schwester, die er verloren geben mußte; wir sahen da die hohe, schlanke, die wilde Schönheit aus dem Mennonitendorfe der Weichsel umgarnt von den Netzen einer selbstsüchtigen, elenden Frau und umworben von den Huldigungen eines alternden Lüstlings — treten wir ein, es ist darin im Jahre 1816 so manches verändert.

Unten im Comtoirzimmer sitzt der alte Kaufmann, Herr Rost, und er ist sehr alt geworden. Die Unzufriedenheit zuckt um seine dünnen, blassen Lippen, eine innere Qual und Unruhe stiert aus seinen fast ganz erloschenen Augen; die Leidenschaft hat sein graues Haar gelichtet und seine Wangen gefurcht mit ihrer unerbittlichen, harten Hand; der ganze Körper des Mannes, der sich sonst mit dem Bewußtsein des Reichthums so hochmüthig aufrichtete, ist gebückt unter dem Druck einer schweren Bürde. Ihm gegenüber sitzt nicht mehr sein alter, cynischer Compagnon, der immer rechnende Pillersberg mit den falschen Augen, sondern dessen Sohn, der würdige Alexander Pillersberg, mit dem

glauen, faunischen Gesicht und der falschen Seele, der eben so gut rechnet wie sein Herr Vater weiland, aber die Gabe hat, seine Berechnungen dem forschenden Auge des Dritten zu entziehen.

Herr Alexander Pillersberg, mit viel Luxus und herzlich wenig Geschmack gekleidet, sieht sehr zufrieden, sehr satt und sehr hochmüthig aus, und hochmüthig ist auch der Blick, mit welchem er auf den alten Rost niedersieht, der, vor sich hin stierend, gewiß keine Ahnung davon hat, daß ihn sein Compagnon schon seit einer Weile scharf beobachtet.

„Herr Rost!" sagt endlich der jüngere Compagnon, indem er sich in einer Weise, die er für elegant hält, mit der flachen Hand über das stark pomadisirte Haar fährt, daß er seine Finger fettglänzend zurückzieht. Da er keine Antwort bekommt, so wiederholt er lauter seine Anrede und begleitet sie mit einer ungeduldigen Bewegung.

Der alte Kaufmann blickt auf, schaut seinen Compagnon verdrießlich an und fragt dann endlich zögernd: „Was wollen Sie denn, Alexander?"

„Ich will," entgegnete dieser in einem Tone, der gutmüthig sein sollte, aber eigentlich nur derb war, „ich will, daß Sie sich nicht so unmäßig grämen sollen über einen Verlust, der Sie doch noch nicht arm macht; Herr Rost, Sie sind ja immer ein kluger und glücklicher Kaufmann gewesen, können Sie es denn nicht vertragen, daß Sie ein Mal einen Verlust haben?"

„Fast zwanzig Tausend Thaler dahin mit einem Male," entgegnet der Kaufmann nachdenklich, „aber möchte es darum sein! es bliebe mir noch genug, um Alles einzubringen, wenn nur —"

Herr Rost hielt plötzlich inne und blickte wieder vor sich nieder.

„Wenn nur?" rief Pillersberg ärgerlich, „so reden Sie doch, Herr Rost, mit diesen halben Worten martern Sie mich nun schon seit zwei Tagen, so sprechen Sie doch!"

„Ich will's Ihnen sagen, Alexander," antwortete der Kaufmann, sich plötzlich zusammennehmend, „ich habe keinen Muth mehr, ich bin alt, das Glück hat mir den Rücken gewendet, ich habe kein Vertrauen mehr auf meinen Blick, ich fürchte, ja, ich habe die bestimmte Ahnung, daß dieser Verlust der Anfang ist von meinem Ruin!"

„Pah!" rief Pillersberg fast verächtlich, er hatte noch nie Ahnungen gehabt.

„Sie haben gut reden, Alexander," fuhr der Kaufmann ernsthaft fort, „ich verdenke es Ihnen auch nicht, es ist noch gar nicht so lange her, da würde ich ebenso, wie Sie jetzt, mich über einen Kaufmann lustig gemacht haben, der mir von Ahnungen erzählt hätte; jetzt aber steht die Sache anders. Alexander, Sie sind, wenn auch nicht mein Sohn, so doch ein Kind dieses Hauses, Sie müssen, wenn auch nicht mehr, so doch eine gewisse gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit an dieses Haus haben —"

„Herr Rost," unterbrach Pillersberg und versuchte den Gekränkten zu spielen, „Sie wissen, daß ich ein Kaufmann bin, daß ich nie mich darauf verstand, viel Worte von meiner Liebe zu machen, aber Sie kennen mich lange genug, um wissen zu können, daß ich für Sie stets mehr gefühlt habe, als eine gewisse gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit; ich habe Sie stets mehr geachtet und verehrt, als meinen armen Vater!"

„Ich wollte Sie wahrhaftig nicht beleidigen, Alexander," versetzte der Kaufmann, obenhin begütigend, „lassen wir das, ich zweifle nicht an Ihrer Anhänglichkeit, doch hören Sie mich an, ich muß mich mittheilen, Sie sind jung und klug, Sie können und sollen mir rathen. Als ich im vorigen Jahre meine jetzige Frau heirathete, hatte ich ein Vermögen von fast neunzig Tausend Thalern mit dem, was mir meine selige Frau vermachte, jetzt habe ich keine sechszig Tausend mehr —"

„Aber das ist ja nicht möglich!" fuhr Alexander in die Höhe; sein Erschrecken war nicht verstellt.

„Es ist so," entgegnete der Kaufmann trübe, „ich habe außer dem, was in unserer Handlung steht, keine zehn Tausend mehr!"

„So haben Sie noch vor diesem letzten großen Verlust schon Unglück gehabt?" fragte Pillersberg gespannt.

„So ist es, mein Freund," entgegnete der Kaufmann kleinlaut, „ich habe eine Reihe von kleinen Verlusten gehabt, ganz kleine, so daß ich sie gar nicht für Verluste hielt und sie kurz und gut mit einem Schlage wieder einbringen wollte, ein Schlag, der mich über zwanzigtausend Thaler kostete; nun sind die vielen kleinen Verluste mit dem einen großen zusammen ein sehr großer, aber auch der würde mich noch nicht beugen, wenn mich nicht ein Umstand mit, ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll, einer Art von Grauen erfüllte; bedenken Sie, Alexander, daß ich stets ein glücklicher Kaufmann war, und daß meine Verluste, daß mein Unglück begonnen hat mit dem Tage, an dem ich meine Frau geheirathet habe."

Alexander warf einen raschen lauernden Blick auf den Kaufmann, es blitzte etwas auf in seinen Augen, das seinen ältern Compagnon erschreckt haben würde, wenn er es gesehen hätte, aber er sah es nicht, und Pillersberg sagte mit angenommener Herzlichkeit: „Was sind das für Ideen, Herr Rost? eine schöne Frau bringt nie Unglück; böser Zufall, weiter nichts, schlagen Sie sich diese Dinge aus dem Kopf, übrigens paßt das auch nicht, Sie wissen, was wir gerade im letzten Jahre mit der Handlung verdient haben?"

„Ich weiß es, Alexander," erwiederte der Kaufmann, „aber Sie wissen auch, daß in der Handlung nur mein Geld arbeitet, daß ich mich um das Geschäft gar nicht bekümmert habe, daß Sie nach unserem Vertrage ganz selbstständig in gewissen Grenzen verfahren können und es auch thun. Nun, das eben bestärkt mich in meinen Befürchtungen, Sie haben Glück, darum haben Sie auch Muth, ich

habe mit dieser Frau das Unglück in mein Haus geführt, ich habe keinen Muth mehr!“

Die letzten Worte sagte der Kaufmann scheu und fast tonlos; Pillersberg stand auf, ging zweimal mit großen Schritten auf und ab in dem Comtoirzimmer, blieb dann, die Arme kreuzend, vor seinem Compagnon stehen und sprach: „Herr Rost, gestatten Sie mir eine Frage?“

„Fragen Sie?“ entgegnete der Kaufmann aufblickend.

„Hatten Sie irgend eine Absicht, ich meine irgend einen bestimmten Zweck dabei, als Sie sich in diese Papierspeculationen einließen?“

Pillersberg lauerte sichtlich mit großer Spannung auf die Antwort; der Kaufmann schlug die Augen nieder und war sichtlich verlegen.

„Ich kann von Ihnen keine Antwort erpressen, Herr Rost,“ nahm Alexander das Wort wieder, „vielleicht aber wäre es gut, wenn Sie mir meine Frage beantworteten? Sie können sich denken, daß es mir auffallen mußte, als ich von Dritten zuerst von Ihren Speculationen hörte!“

„Ich will Ihre Frage beantworten,“ sprach der Kaufmann, sich zusammennehmend, „Sie können darum nicht schlechter von mir denken. Als Sie meiner seligen Frau auf dem Wege nach Verona das Leben gerettet hatten, fand ich's natürlich, daß sie Ihnen ihre Dankbarkeit bezeigen wollte, ich war auch damals mit andern Dingen sehr lebhaft beschäftigt —“

Ein faunisches Lächeln umflog Pillersberg's Züge, als der Kaufmann auf die Leidenschaft anspielte, die er damals für die schöne Susanna hegte, aber er sagte kein Wort, und Herr Rost fuhr fort: „Meine selige Frau hatte mir gesagt, daß sie Ihnen ein Legat in ihrem Testamente vermachen würde, sie hatte mir auch die Summe genannt, ich hatte gar nichts dagegen, denn einmal war sie ja Herrin über ihr Vermögen, und dann dachte ich, das Geld bleibt doch in der Handlung. Als sie nun gestorben war, wahrhaftig Alexander, ich beneidete Sie nicht um die zwanzigtausend Thaler, da noch dazu die Clausel dabei war, daß die Summe noch zehn Jahr im Geschäft bleiben und erst dann Ihnen zur freien Verfügung gestellt werden sollte, dennoch sagte ich mir: du hast zwanzigtausend Thaler weniger, als du haben könntest, und ich sagte mir das so oft, daß ich unruhig wurde und bald überzeugt war, daß ich meine Ruhe nicht eher wiederfinden würde, bis ich diese Summe ersetzt. Ich begann jene Papierspeculationen, und diese kosteten mich dreißigtausend Thaler, dazu mein Vertrauen auf's Glück. Jetzt wissen Sie Alles!“

Mit unverhehltem Hohn schaute der jüngere Compagnon nieder auf den ältern; er besann sich lange, endlich sagte er ziemlich gleichgültig: „Herr Rost, ich bin nicht im Stande, zu begreifen, warum Sie so traurig sind, nehmen Sie mir das nicht übel, aber wenn ich wie Sie wäre, wenn ich wie Sie die Zuversicht und den Glauben an meine Einsicht und mein Glück verloren hätte, so würde ich es eben aufgeben,

zu speculiren; ich würde mich mit dem bedeutenden Gewinn begnügen, den Ihnen das Capital abwirft, welches Sie in der Handlung stehen haben; ja, wenn mir auch das noch zu gefährlich schiene, so würde ich noch einen Theil herausziehen, es in Hypotheken anlegen und als Rentier leben. Das ist so einfach, daß ich in der That nicht begreife, wie Sie sich so quälen können!"

„Sie sind ein Kaufmann," fragte Rost verdrießlich, „und rathen mir, mit einem solchen Verlust abzuschließen?"

Alexander zuckte die Achseln und schwieg.

„Und wenn ich weiter speculire?" fragte Rost nach einer kleinen Pause ungeduldig.

„So werden Sie wahrscheinlich bald fertig sein," erwiederte Alexander kalt, „denn wer mit Angst und Furcht speculirt, der kann nicht gewinnen, sondern muß verlieren! Aber Sie haben auch gar nicht den Trieb zur Speculation, Herr Rost, Sie haben viele Jahre lang eine respectable Firma mit Umsicht und Thätigkeit gehalten, aber Sie haben sich nie auf so halsbrechende Operationen eingelassen und sind als ordentlicher Kaufmann mit mäßigem Gewinn zufrieden gewesen; es ist etwas anderes, was Sie zu diesen Geschäften treibt."

„Was meinen Sie, Alexander?" fragte der Kaufmann ängstlich und scheu.

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Rost," antwortete Pillersberg ernsthaft, „Sie haben eine junge schöne Frau geheirathet, Madame liebt den Luxus und die Freuden, die der Reichthum geben kann; daran thut sie sehr recht, es wäre unnatürlich, wenn sie nicht Putz und Schmuck und Glanz und Gesellschaft liebte, aber Sie, verehrter Herr Compagnon, übertreiben die Sache, Sie können mit den Mitteln, welche Ihnen die Handlung abwirft, den Aufwand nicht bestreiten, den Sie machen, um Ihrer Frau gefällig zu sein, darum wollen Sie speculiren, schnell Geld, viel Geld gewinnen; habe ich Recht oder nicht?"

„Sie haben Recht, Alexander," entgegnete der Kaufmann heftig, indem er aufstand und verzweifelt in das glaue Gesicht des Compagnons starrte; „ich habe keine ruhige Stunde gehabt, seit ich diese Frau gesehen, ich weiß nicht, ob ich sie mehr liebe oder mehr hasse; es treibt mich fort und fort, ihr Gold in den Schooß zu werfen, mit Gold und blitzenden Steinen ihre Augen zu verblenden, daß sie meine grauen Haare nicht sieht, daß sie meine welke Wange nicht bemerkt, daß ihre blühende Jugend sich nicht schaudernd abwendet von meinem Alter, Sie haben Recht, ich muß Geld haben, viel Geld!"

Es kam jetzt wirklich eine mitleidige Regung in die Seele Pillersberg's, denn der alte Mann bot in der That ein unbeschreibliches Bild des Elends dar in seiner Aufregung.

„Ich bitte Sie, lieber Herr Rost," rief Alexander, „Sie ruiniren sich vollständig!"

„Das will ich, Mann!" schrie der Alte und seine Augen funkelten über den fieberisch brennenden Wangen.

„Herr Rost, beruhigen Sie sich!" bat Pillersberg.

„Ich will mich ruiniren, aber nicht beruhigen!" brach der Kaufmann in ungebändigter Leidenschaft los, „ich will mich ruiniren, sehen Sie, wenn ich mich ruinirt habe für sie, dann wird mir diese Frau wohl glauben müssen, daß ich sie liebe —"

„Und wird sie dann mit Ihnen betteln gehen?" fragte Alexander schneidend, dessen gemeiner, aber schlau verständiger Sinn solche Raserei der Leidenschaft nicht mehr ertragen konnte.

Der Kaufmann stutzte vor dieser barschen Frage.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Rost," fuhr Pillersberg fort, „Sie sind wahnsinnig; wenn Sie sich ruinirt haben, dann hat Madame vielleicht die Ueberzeugung, daß sie das Glück hat, von Ihnen geliebt zu werden, aber den Bettler können Sie dann allein spielen, eine schöne Frau hat das nicht nöthig, verstehen Sie mich, Herr Rost? Eine schöne Frau hat nicht nöthig zu betteln; wollen Sie dann Almosen von ihr empfangen? Ha!"

„Tod und Hölle!" fluchte der Kaufmann, aber doch schon in ganz anderm Tone redend, als zuvor, Pillersberg konnte wohl hören, daß seine Worte Eindruck gemacht hatten auf den verliebten Alten. Er benutzte seinen Sieg meisterhaft, indem er fortfuhr: „Was ist das für eine entsetzliche Einbildung, Herr Rost, wie können Sie glauben, daß eine Frau, die den reichen Kaufmann Rost nicht liebt, daß die den schmutzigen Bettler Rost lieben würde? Seien Sie kein Narr, Herr Rost, verzeihen Sie, wenn ich so zu sagen grob werde gegen Sie, aber ich bin nun einmal keiner von den Leuten, die ihre Freunde ohne ein Wort zu sagen in's Verderben stürzen sehen können; so lange ich den Mund noch aufthun kann, werde ich nicht aufhören, Sie zu warnen. Hören Sie, Herr Rost, Ihre Frau hat Sie niemals geliebt, was machen Sie für große Augen? Sie wissen das so gut, Sie wissen das viel besser als ich; es ist eine schöne, sehr schöne Frau, aber auch sehr leidenschaftlich, sehr wunderlich, sehr launisch —"

Jedes Epitheton bekräftigte der Kaufmann durch mehrfaches Kopfnicken.

„Sie haben bisher versucht, das Herz Ihrer Frau zu gewinnen durch demüthige Unterwerfung unter jede Laune, durch glänzende Geschenke, durch Schmeichelei und Feste, damit sind Sie nicht zum Ziele gekommen, das haben Sie selbst zugestanden?"

Der Kaufmann bejahete.

„Nun," meinte Pillersberg lächelnd, „und wie Sie damit nicht zum Ziele gekommen sind, so werden Sie damit auch die Liebe Ihrer Frau nicht gewinnen, sondern lediglich Ihren Ruin, denn wissen Sie, eine Frau, wie Madame ist, gewinnt man eben weder durch Geschenke,

noch durch Nachgiebigkeit gegen ihre Launen, ich kenne die Frauen etwas, Herr Rost!"

Die Selbstgefälligkeit, mit welcher Herr Alexander das sagte, war eben so abscheulich als albern. Er kannte allerdings die Frauen, aber freilich nur die Frauen, mit denen Männer wie er Einer war, überhaupt in Berührung kommen können.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Rost," fuhr er im Tone der vollsten Ueberlegenheit fort, „lassen Sie die verlorenen Dreißigtausend schießen, Sie bleiben mit Sechszigtausend immer noch der reiche und angesehene Herr Rost, die Conjuncturen sind nicht schlecht, Sie wissen, was ich im vorigen Jahre im Geschäft gemacht habe, es soll noch besser kommen, sage ich Ihnen, lassen Sie mich nur machen und ich verspreche Ihnen, in ein paar Jahren haben Sie Ihre Dreißigtausend wieder, aber handeln Sie wie ein verständiger Mann!"

„Wie meinen Sie das, sprechen Sie sich näher aus!" drängte der Kaufmann, halb bittend, er war sich der Abhängigkeit noch gar nicht bewußt, in die er mehr und mehr gerieth.

„Sie sollen leben, wie Sie müssen," antwortete Pillersberg bestimmt, „das heißt, wie ein reicher Kaufmann, der kein Jüngling mehr ist. Sonst hielten Sie etwas auf einen guten Tisch, Ihre selige Frau sorgte musterhaft dafür —"

„Das ist wahr!" warf Rost bekümmert ein.

„— es war in ganz Berlin bekannt, daß man bei Herrn Rost vortrefflich esse, und die angesehensten Leute waren gern Ihre Gäste, jetzt haben Sie gar keine Küche, Madame läßt das Mittagsessen wie das Abendessen aus einem Speisehause holen, das ist miserabel, davon werden Sie auch mit krank, könnte Madame nicht wenigstens eine gute Köchin halten, wenn sie's denn einmal nicht versteht, Ihnen Leckerbissen zu bereiten, wie die selige Frau? Der Keller ist noch nicht ganz in Unordnung gerathen und ich werde dafür sorgen, daß er sich bald wieder im alten Flor zeigt, wenn Sie mir versprechen, eine gute Köchin zu engagiren und Ihr Haus überhaupt wieder auf einen respectabeln bürgerlichen Fuß zu setzen."

„Ich will es, lieber Alexander," antwortete der Kaufmann, „aber ich sehe nicht ein, wie das in der Hauptsache —"

„Hören Sie mich an, lieber Herr Rost," dieser gute Alexander wurde in dem Maße, als er seine Ueberlegenheit fühlte, freundlicher und zutraulicher, „hören Sie mich an, Sie sollen erst Ihr Haus wieder einrichten und eine Weile gut essen und trinken, wie sonst, dann aber sollen Sie ein anderes Regime Madame gegenüber einführen. Bleiben Sie ruhig, übereilen Sie nichts, Sie haben Madame bis jetzt nur den zärtlichen Liebhaber gezeigt, zeigen Sie ihr einmal, daß Sie auch der reiche Kauf- und Handelsherr, Inhaber der hochgeachteten Firma Rost und Pillersberg, sind. Wie? Sie glauben das nicht zu können? ich sage

Ihnen, Sie werden es können, denn ich will Ihnen ein Geheimniß mittheilen: die Frauen mögen oft das, was ihnen lieb ist, nicht, sie mögen nur das, was ihnen schwer wird zu erreichen, und das, was ihnen verboten ist, das mögen sie am liebsten. Nun denn, führen Sie Madame nicht mehr zu Concerten und Bällen, fahren Sie nicht mehr mit ihr spazieren, schicken Sie ihr Morgens keine Blumen mehr, machen Sie ihr nicht Tag für Tag kostbare Präsente. Einige Tage wird das keinen Eindruck auf Madame machen, aber Geduld, Mann, wir können's abwarten, wir essen gut zu Mittag, spielen Nachmittag bei Theerbusch in der Ressource unsere Partie und essen zu Abend recht anständig. Was wetten wir, lieber Herr Rost, daß ehe viele Tage vergehen, wird Madame sich nach einiger Abwechselung sehnen und dann verlangen, was sie jetzt wie eine Königin hochmüthig ohne Dank hinnimmt. Verlangt Madame auszufahren, so haben wir leider ein wichtiges Geschäft, befiehlt Madame ein Concert, so sind wir gerade bei einer Inventur, kurz, auf die Befehle und Wünsche von Madame antworten wir stets mit der Pflicht und dem Geschäft, wie es sich ziemt. Dann wird Madame sehr böse werden, sehr böse werden, ich sehe das kommen, aber wir werden ihrer übeln Laune aus dem Wege gehen und sie allein lassen. Ruhig, ich bitte Sie, Herr Rost, wir lassen sie allein, und eines schönen Tages geht Herr Alexander Pillersberg hinauf und sagt als besorgter Hausfreund: Ich begreife Sie gar nicht, Madame, kennen Sie denn Ihren Herrn Gemahl gar nicht? Sie wollen den Kaufmann Rost mit Trotzen, Schelten und Zürnen zwingen? Da kennen Sie ihn schlecht, werden Sie freundlich, gefällig gegen ihn, schmeicheln Sie ihm, sorgen Sie als gute Hausfrau für seine Küche, und ich versichere Sie, er schlägt Ihnen nichts ab. So machte es die selige Frau und sie erreichte Alles von ihm! So werde ich reden und ich wette hundert gegen eins, lieber Herr Rost, Madame wird Ihnen schmeicheln, gefällig und freundlich gegen Sie sein, um den zehnten Theil nur von dem zu erlangen, was sie jetzt hochmüthig und ohne Dank hinnimmt. Dann aber rechne ich darauf, daß Sie sich nicht durch die Schmeicheleien der schönen Frau den Kopf wieder verdrehen lassen, nein, ich fürchte das nicht einmal, Sie sind ein zu guter Kaufmann, wenn Sie erst den reellen Gewinn meiner Rathschläge gesehen haben, dann werden Sie nicht mehr in die alten Fehler zurückfallen, sondern Sie werden sich stets erinnern, daß man die Liebe einer launischen schönen Frau am besten durch angenommene Gleichgültigkeit erlangt, und daß es viel angenehmer ist, sich das, was man geben will, abschmeicheln zu lassen, als es ohne Dank und Gruß hinzugeben. Nun, wie ist's, Herr Rost, wollen wir's versuchen?"

Der alte Mann ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, langsam auf und nieder in dem Comtoirzimmer und gab lange keine Antwort. Pillersberg wußte gar nicht, in welchem Grade seine gemeinverständige Redeweise auf diesen Mann gewirkt hatte, er hatte mit sei-

nen Worten den Kaufmann aufgeweckt in der Seele eines Mannes, welcher der Leidenschaft als Opfer gefallen schien, aber mit dem Kaufmann hatte er auch das Mißtrauen und die Vorsicht geweckt. Im selben Augenblick, wo Pillersberg den höchsten Sieg wirklich errungen hatte und die Abhängigkeit seines Compagnons von sich begründet zu haben glaubte, hatte er demselben seine Unabhängigkeit wieder gegeben. Das klingt seltsam und ist doch vollständig richtig. Das Raisonnement Pillersberg's, klar und gemein, hatte den von Leidenschaft Berauschten ernüchtert, aber mit seinem ersten nüchternen Blick erkannte Rost auch ganz deutlich, daß der theure Compagnon einen Zweck verfolge, daß er ihm nicht ohne Eigennutz so guten Rath gebe.

Der alte Kaufmann war entschlossen, den ihm von Pillersberg vorgeschlagenen Plan zu befolgen, denn er hatte im Allgemeinen keine bessere Meinung von den Frauen, wie sein würdiger Compagnon, obwohl er doch eine bessere Natur war, als dieser gemeine Mensch, der wohl über die Leidenschaft und Liebe des alternden Mannes zu der jungen schönen Frau spotten konnte, aber mit all seiner Jugend überhaupt keiner Leidenschaft fähig war. Der alte Kaufmann also wollte den Plan Pillersberg's befolgen, aber ohne diesen; das „wir" in der Rede des jungen Mannes hatte vielleicht mehr als alles Uebrige dazu beigetragen, ihm die Augen zu öffnen.

Langsam ging Herr Rost auf und ab und wurde einig mit sich; wohl zitterte er bei dem Gedanken, daß er kalt und gleichgültig dem vergötterten Weibe gegenüber stehen solle, aber er war darum nicht weniger entschlossen dazu, und als er endlich wieder zu seinem jüngern Compagnon trat, da sagte er in einem Tone, der sonderbar gegen das klägliche Wesen, mit dem er zuvor gesprochen, abstach, indem er sich aufrichtete und den Kopf hochmüthig in den Nacken warf: „Sie haben mir einen sehr großen Dienst geleistet, lieber Alexander, wahrlich heute haben Sie die Zwanzigtausend vollständig abverdient, die Ihnen meine Selige vermacht hat. Lassen Sie mich jetzt nur handeln und versprechen Sie mir, mich nur dann an diese Stunde zu erinnern, wenn Sie mich der alten Schwäche fröhnen sehen sollten; daß ich diese Stunde nicht vergessen werde, das werde ich Ihnen beweisen!"

Trotz seiner großen Schlauheit war Meister Alexander viel zu wenig fein, um den Doppelsinn zu fühlen, der in den Worten des Kaufmanns lag; er schlug ein in die dargebotene Hand und versprach, am selben Tage noch einige gute Weine für den Keller des Hauses zu besorgen.

Nach einigen Tagen schon speiste Herr Rost wieder sehr gut in seinem Hause, bald nachher sah er zu Mittag einige alte Geschäftsfreunde bei sich und war nicht wenig stolz auf die Anerkennung, welche die Schönheit seiner Frau bei diesen Männern fand. Uebrigens hatte er in der That mit ungeheurer Anstrengung sich enthalten, den Liebhaber

bei Madame zu spielen, er war gleichgültig freundlich gewesen, und so wie es Pillersberg vorausgesehen, Susanna hatte gar keine Notiz von diesem veränderten Benehmen genommen, sie hatte mit den Herren gescherzt und kokettirt und sich um ihren Gemahl nicht bekümmert. Rost bekämpfte seine Aufwallungen mit festem Willen und gutem Madeira, und Meister Alexander rieb sich die Hände, indem er sich selbst für den höchsten Schlaukopf hielt.

An einem Morgen waren die Blumen verwelkt in dem Zimmer der Frau vom Hause, sie liebte frische Blumen, es war ihr ärgerlich, daß sie keine hatte; in dem Augenblicke gerade, als sie sich über diese Vernachlässigung, wie sie es nannte, ärgerte, trat ihr Gemahl mit Hut und Stock ein und sagte freundlich: „Liebe Susanna, ich habe einen Geschäftsgang zu machen, vielleicht komme ich erst spät zurück, sei doch so gut, und arrangire den Tisch, ich habe einige Freunde gebeten, und möchte Alles in guter Ordnung finden bei meiner Rückkehr!“

Ohne auf diese Bitte zu antworten, trat Susanna ihrem Gemahl einen Schritt entgegen und sprach verdrießlich: „Für mich scheint hier Niemand zu sorgen, da sitze ich unter lauter verwelkten Blumen, ich kann verwelkte Blumen nicht leiden, das weißt Du, warum hast Du mir seit zwei oder drei Tagen keine frischen gebracht?“

O ja, sie sah allerliebst aus die schmollende schöne Frau, ihre üppige wilde Schönheit hat sich noch kräftiger entwickelt in den letzten zwei Jahren, Susanna war das rechte Bild einer sinnlichen Schönheit, das schwarze Kleid von schwerem Seidenstoff hob die Weiße ihrer klassisch schönen Formen, das blaue Auge, einst so sanft und fromm, glühte leidenschaftlich auf bei dieser kleinen Veranlassung, und zugleich gab der schmollend verzogene Mund dem ganzen Gesicht doch etwas Kindliches; dem armen Rost versagte das Wort fast, die Leidenschaft packte ihn, und beinahe wäre er diesem Sturme schon erlegen, aber er faßte sich zusammen, streckte seine Hand aus und streichelte mit seinem Finger die glühende Wange der Frau, die sich heftig abwendete, und sagte dann ruhig: „Ja, liebes Kind, das wird wohl noch öfter passiren, das Geschäft nimmt alle meine Zeit in Anspruch, wo es sich um den Verlust von Tausenden handelt, da kann ich nicht an das Verwelken einiger Blumen denken!“

„Und das sagst Du mir?“ fuhr Susanna auf.

„Gewiß, liebes Kind,“ entgegnete der Gemahl, der eine Prise nahm, um an sich zu halten, „aber warum bist Du böse? Laß Dir doch Blumen holen; ich will Dir den Hausknecht schicken, der kann diese verwelkten forttragen und frische dafür holen; er bekommt sie bedeutend billiger, wenn er die alten Töpfe wieder abgiebt. Adieu, mein Kind, vergiß nicht, den Tisch hübsch einzurichten, adieu!“

Der Kaufmann ging hinaus; als die Thür hinter ihm ins Schloß fuhr, sagte er hoch aufathmend: „Gott sei Dank! das ist mir redlich

schwer geworden, oh! wie schön sah sie aus! oh! wie schön! abscheulich von mir, aber nothwendig!"

Damit ging er entschlossen die Treppe hinunter, und zwar so schnell, als fürchte er, daß ihm seine Leidenschaft einen Streich spielen und ihn zurückführen könne in das eben verlassene Zimmer.

In dem Zimmer aber stand Susanna, sie hatte drohend den Arm ausgestreckt nach der Thür, aber sie ließ ihn sinken, der Ausdruck des Zorns wich aus ihrem Gesicht und machte dann einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz: „Ich habe mich ihm verkauft," sagte sie leise, „er ist ein Kaufmann, er hat mich gekauft, d'rum kann er mit mir machen, was er will. Er sagte mir, daß er mich liebe, ich habe es ihm nie geglaubt, er ist ein unverschämter alter Narr und ich bin ein schönes Weib; er ist lange meiner Launen Sclav gewesen, ich habe ihn mißhandelt, jetzt ist er's müde, mit mir als wie mit seinem Spielwerk zu spielen, er wird jetzt den Herrn zeigen, den Herrn der Sclavin gegenüber!"

Susanna trat an's Fenster; es war ein schöner klarer, wenn auch kalter Märzmorgen draußen, sie achtete nicht darauf, ihre Gedanken waren wo anders, wenn auch ihre Augen durch die Scheiben blickten. Da sah sie ihren Gemahl über die Straße gehen, sie folgte ihm mit ihren Blicken, so lange sie ihn sehen konnte, dann kehrte sie um und setzte sich still nachdenklich nieder.

„Ich habe es!" rief sie endlich ganz laut und ihre Augen blitzten, dann setzte sie leiser hinzu, „muß ich denn Sclavin sein, so will ich wenigstens eine Sclavin sein, die ihren Herrn beherrscht; ja, Kaufmann, gehe Deinen Geschäften nach, sammle Geld, viel Geld, scharre zusammen, aber Du sollst für mich sammeln, für mich zusammenscharren, denn Du bist alt und ich bin jung, und wenn Du stirbst, dann bin ich nicht nur frei, sondern auch reich!"

Die schöne Frau stand auf und kokettirte vor dem Spiegel, sie zog die Bänder der Haube fester zusammen, sie lächelte, sie war zufrieden mit ihrem Aussehen: „Mein gestrenger Gebieter," lachte sie leise vor sich hin, „wir wollen einmal sehen, ob Ihr meiner Freundlichkeit, meiner Schmeichelei eben so gut Widerstand leisten könnt, wie meinem Schmollen. Oh! ich werde Euch nicht hindern, Geld für mich zu sammeln, aber das werden diese Augen, diese Schultern verhindern, daß Ihr eine andere Erbin habt, als mich. Wahrlich, ich werde das Musterbild einer guten Hausfrau, einer zärtlichen Pflegerin des alten Mannes sein, diese Stadt soll mich bewundern in meiner Rolle; doch vorsichtig, Susanna! nicht zu viel auf ein Mal. Indessen ein Anfang muß gemacht werden, ich werde mich in der Küche umsehen, er ißt gern gute Bissen, das wird gehen! Ich werde mich nicht mehr langweilen, Beschäftigung ist allein schon etwas werth!"

Die schöne Frau eilte in ein Nebenzimmer, sie kehrte mit einer weißen Schürze zurück, sie band dieselbe um vor dem Spiegel und kokettirte

anmuthig damit, es war ein seltsamer Uebermuth über die Frau gekommen, sie schien wieder völlig Kind.

„Ah!" rief sie, „wie klug diese tölpelhaften Männer sind, wie klug sie sich dünken und wie sie doch nur unsere Diener sind!"

So plauderte die Dame eine Weile mit sich selbst vor dem Spiegel, da drangen plötzlich ernste Klänge in ihr Ohr, sie horchte einen Moment, es war ein von Blasinstrumenten getragener Choral, der von der Straße zu ihr heraufscholl.

Susanna trat an's Fenster und blickte hinunter. Eine große Menschenmasse drängte sich auf beiden Seiten eines Leichenzuges, den ein Musikcorps eröffnete, das ein frommes Lied blies. Susanna schauderte und zitterte, aber sie verließ das Fenster nicht. Dem Musikcorps folgten Schulknaben singend, zwei und zwei in langer Reihe. Es war eine große Leiche, wie man damals in Berlin sagte. Der Sarg war mit Blumen bedeckt, Trauer-Marschälle traten demselben vor, dicht hinter dem Sarge folgte ein Stabsoffizier in Parade-Uniform, aber in tiefer Trauer, zwei Geistliche begleiteten ihn, nach ihm folgte paarweise ein Leichengefolge in schier endlosem Zuge.

Nachdem Susanna den ersten Schauer überwunden, blickte sie neugierig wie ein Kind auf den Leichenzug nieder. Die Gesichter der Leute waren ihr unbekannt, nur Einen kannte sie, das war der alte Kriegs- und Domainenrath Scheffer, bei dem sie drei Jahre zuvor einmal gewohnt, er ging tief betrübt neben einem Herrn, der nur einen Arm hatte.

Der Leichenzug war vorüber, Susanna hatte ihn fünf Minuten später vergessen und erschien zur Verwunderung der Köchin in der Küche. Ihr einschmeichelndes Wesen hatte die Köchin bald gewonnen. Susanna wollte eine Speise bereiten, eine einfache Speise, deren Bereitung sie sich halb und halb aus ihrer Heimath erinnerte. Die Köchin half ihr gern und willig.

Aus der Küche eilte Susanna in das Speisezimmer und besorgte die Tafel. Die Blumen, die der Hausknecht brachte, ließ sie nicht in ihr Zimmer bringen, sondern arrangirte sie geschmackvoll auf dem Tisch. Dann aber — die Zeit vergeht schnell unter solcher Thätigkeit — hastete sich Susanna, sich in einer wahrhaft verführerischen Weise anzukleiden. Die Mode von damals, welche sehr schlicht abfallende Roben von geringem Umfang erheischte, kam ihr bei ihrem tadellosen Wuchs sehr zu statten, und wenn sie sich auch gegen allen guten Geschmack mit Schmucksachen der verschiedensten Art behängte, so stand gerade ihr das doch nicht schlecht und gab ihr einen Reiz mehr.

Als der Kaufmann ganz kurz vor der Tischzeit nach Hause kam, hatte er Mühe, sein Erstaunen zu bergen, denn er fand das Arrangement der Tafel vortrefflich und den Anzug seiner Frau unbeschreiblich schön; glücklicher Weise für seine Vorsätze war bereits vor ihm ein

Gast gekommen, der sich sehr eifrig mit der strahlend schönen Hausfrau unterhielt.

„Ich hoffe, daß Dir das so recht ist!“ sagte Susanna in halb gleichgültigem, halb mürrischem Tone zu ihrem Gemahl und deutete durch die offene Thür auf die im Nebenzimmer gedeckte Tafel.

Sie wußte sehr gut, daß es Alles in Ordnung war, aber sie war doch etwas betreten, als der Kaufmann nur so nebenbei und obenhin sagte: „Ja, es ist gut!“

Sie hatte eine jubelnde Anerkennung erwartet, diese Gleichgültigkeit schlug sie etwas nieder, aber sie war nicht entmuthigt. Wie würde sie triumphirt haben, wenn sie in das Herz des Kaufmanns hätte sehen können!

Die Gesellschaft war sehr heiter, und wenn sich Herr Rost auch nicht rühmen konnte, daß die Dame ihm mit besonderer Freundlichkeit entgegenkomme, so zeigte sie gegen ihn doch keine Spur mehr von der verletzenden Gleichgültigkeit, mit der sie ihm sonst oft begegnet war.

Zum zweiten Male ließ sich Herr Rost die Schüssel mit den gespickten Kalbfleischroulladen reichen, „ganz ausgesucht das!“ sagte er, „essen Sie, lieber Commerzienrath, die Citrone macht sich ganz vorzüglich dabei!“

„Dir schmecken diese Fleischschnitte?“ wendete sich Susanna an ihren Gemahl, indem sie zu sich selbst sagte, „das ist also der Punkt, wo ich ihn fassen kann; nun, mit ein paar Kochbüchern und einigem guten Willen kann ich da weit kommen, wie ich sehe.“

„Ganz vorzüglich!“ antwortete der Kaufmann offenherzig.

„Nun, da werde ich Dir diese Schüssel öfter bringen,“ nahm Susanna das Wort wieder, „es war das eins unserer Gerichte in der Heimath, ich wollte den Herren gern ein westpreußisches Nationalgericht vorsetzen, und ich freue mich sehr, daß meine Kochkunst Beifall findet!“

Die Herren erschöpften sich in Lobeserhebungen, nur der Gemahl blieb still, und gerade er war am meisten entzückt; Alexander winkte ihm bedeutsam mit dem Finger, er aber schleuderte dem Compagnon einen wüthenden Blick zu.

Susanna war mitten in einem heiteren Gespräch, da sagte einer der Herren plötzlich zu Rost: „Haben Sie die selige Präsidentin von Lohmeier gekannt?“

Dieser bejahte und Susanna horchte auf.

„Vortreffliche Frau,“ rief der Commerzienrath, „viel Geld da!“

„Das war heute auch ein Leichenzug, wie ihn Berlin nicht oft sieht!“ sagte ein Anderer.

„Die Lohmeier's sind immer sehr angesehene Leute hier gewesen,“ bemerkte der Commerzienrath, „der selige Präsident ist zwar erst geadelt worden, aber er war von Mutterseite her schon mit dem ganzen Adel verschwägert, und dann die Präsidentin, sehr kluge Frau, sehr vornehm!“

„Aber auch sehr wohlthätig und sehr patriotisch!“ meinte Herr Rost.

„Das ist wahr,“ bestätigte der Commerzienrath und schenkte sich ein, „ich freue mich sehr, daß die edle alte Dame doch noch zuletzt ihren höchsten Wunsch erreicht hat; Sie wissen, drei Tage vor ihrem Tode kam ihr Neffe, der Major von Krummensee, aus Paris zurück, sehr braver Offizier, wurde blessirt auf der Verfolgung nach der Schlacht bei Belle-Alliance, lag lange in Paris krank, kurz er kam noch zur rechten Zeit an, und an ihrem Todestage hat die Präsidentin ihn mit ihrer Tochter Waldemare, mit welcher er längst verlobt war, an ihrem Bette trauen lassen. Macht eine reiche Partie!“ schloß der Commerzienrath.

„Kann's auch brauchen,“ meinte ein Banquier, „der Papa hat sehr lustig gelebt, das Gut nicht groß und sehr verschuldet, mit der Majorsgage würde er's nicht in die Höhe bringen!“

„Die hat er nun nicht mehr nöthig!“ sagte Herr Rost, und sah einem sehr zierlichen Spiele der Finger zu, denn Susanna schälte einen Apfel, dabei bemerkte er nicht, daß seine Frau mehrmals die Farbe wechselte bei der Erzählung. Artig, auf der silbernen Klinge, mit der sie geschält, bot Susanna ihrem Gemahl den Apfel, ihre Hand zitterte nicht, trotz der Nachricht, die sie da empfangen. Sie freute sich ihrer Stärke und sagte zu sich selbst: „der Offizier, der zunächst hinter dem Sarge ging, war also Philipp, mein Auge hat ihn nicht erkannt, mein Herz sagte mir nichts; man erzählt da, daß er mit dem blassen Mädchen verheirathet ist, und meine Hand zittert nicht einmal so wenig, daß der Apfel von der Klinge gleitet, es ist aus!“ Laut aber fragte sie den Kaufmann: „Du ißt gern Reinetten?“

„Ist mir der liebste von allen Aepfeln!“ antwortete Rost, der den Apfel entzückt empfing und sich dankend vor seiner Frau neigte, um sie sein von Glück strahlendes Antlitz nicht sehen zu lassen.

„Aber, lieber Herr Rost,“ rief Alexander dazwischen, „das ist ja keine Reinette, sondern eine Calville!“

„Calville esse ich noch lieber!“ antwortete der Kaufmann, seinen Compagnon zum zweiten Male nicht eben freundlich anblickend.

„Geschmackssache!“ brummte Alexander, über diesen Blick etwas aus der Fassung gerathen.

„Wenn Sie Reinetten vorziehen, Herr Pillersberg, hier, darf ich bitten!“ Susanna präsentirte ihm die silberne Schale mit einer etwas spöttischen Anmuth, denn sie fand es nicht in der Ordnung, daß sie der Compagnon ihres Gemahls corrigirte.

„Ich danke, Madame,“ antwortete Pillersberg ärgerlich, „ich liebe Aepfel nicht, ich würde sie nur essen, wenn sie von schöner Hand geschält mir geboten würden.“

„Dem ist leicht abzuhelfen!“ erwiederte Susanna mit ihrem verführerischen Lächeln.

Das Antlitz Alexander's verklärte sich.

„Sie brauchen nur eine recht schöne Frau zu heirathen," fuhr Susanna fort, „dann können Sie es wohl auch so gut haben, wie Ihr Compagnon!"

Rost wagte nicht aufzusehen von seinem Teller, er hätte in diesem Augenblick seiner Frau zu Füßen fallen mögen.

Die Herren lachten laut, und der große Alexander Pillersberg war wirklich klug genug, mit zu lachen.

Sechszehntes Capitel.

Das von Lohmeier'sche Erbhaus.

„Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Sei ein guter Muth beschieert,
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistlich ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."
(Goethe.)

Unter den Linden wogte ein Strom von Spaziergängern dem Brandenburger Thore und dem Thiergarten zu; der sonnige Märztag lockte zu mächtig, und Jeder, der nicht eisern fest an sein Zimmer gefesselt war, beeilte sich, dem schönen Wetter und dem Frühling die erste Huldigung darzubringen. Das Berlin von **1816** bot freilich noch nicht jenen Anblick, der heute die Augen schier verblendet; der Luxus von **1816**, in der Kleidung namentlich, war ein sehr bescheidener gegen den unserer Tage. Die Einfachheit war damals Mode in Berlin, sie war eine Mode, die aus der Nothwendigkeit hervorgegangen war, denn der Krieg hatte nicht nur dem Staat, sondern allen Ständen, allen Familien, ja, jedem Einzelnen, große Opfer abverlangt, und die Beschränkung auf das Nöthigste war vielfach geboten. Die Einfachheit aber, die damals überall sichtbar wurde, war eine edle Einfachheit, und der natürlich gute Geschmack, den Berlin selten verläugnet hat, gab ihr oft einen Reiz, der niemals bei Prunk und Pracht bestehen kann.

Quer durch den Strom der Spaziergänger schreiten zwei junge Männer, Philipp und sein Cousin Rudolph, der seinen Arm gelassen auf dem Culmer Siegesfeld; die Mienen der beiden Vettern sind ernst, man sieht ihnen wohl an, daß sie den Verlust fühlen, den sie durch den Tod der Tante Präsidentin erlitten, aber man sieht auch, daß die Jugend in ihnen die Trauer trägt, wie sie muß, und daß der Odem des Frühlings, der sie umweht, jenen Frühling begrüßt, den sie in ihren Herzen fühlen.

Als die Vettern in die stillere Wilhelmsstraße eingetreten waren, sagte Rudolph zu seinem Cousin, indem er ihn durch eine Handbewegung einlud, langsamer zu gehen: „Ich bewundere Dich, lieber Philipp; es muß Dir doch sehr schwer geworden sein, um Deinen Abschied zu bitten, bei Deiner Liebe für den Soldatenstand, bei Deinen glänzenden Aussichten, bei dem schönen Avancement, was Du schon gehabt hast in den letzten drei Jahren; ich wußte wohl, daß Du thun würdest, was Du der seligen Tante versprochen, aber ich glaubte nicht, daß Du so pünktlich einhalten würdest und so gar nicht klagen!"

„Mein guter Rudolph," entgegnete Philipp ernst, „ich verdanke der seligen Tante so viel, sie hat mich so überhäuft mit Glück und Gut, daß mir oft ängstlich wurde bei dem Gedanken daran; ich bin eigentlich recht froh, daß ich für Alles, Alles, wenigstens ein Opfer bringen konnte, ein Opfer, das mir schwer wird, so schwer, daß es allenfalls einen Vergleich aushält meinem Glück gegenüber; wahrlich, mir ist es so schwer geworden, um meinen Abschied einzukommen, daß ich jetzt glaube, mein Glück, mein Weib, meinen Reichthum, wenigstens zum guten Theil, wirklich verdient zu haben."

„Waldemare hat sich lange gegen dieses Verlangen der seligen Tante gesträubt," bemerkte Rudolph.

„Sie weiß Alles," lächelte Philipp, „sie wußte natürlich auch, wie blutsauer es mir werden würde, den Ulanen auszuziehen; übrigens muß ich doch, um nicht ungerecht gegen die selige Tante zu sein, bemerken, daß ihr Verlangen nicht auf einer Abneigung gegen des Königs Rock, denn sie war eine sehr gute Patriotin, beruhte, daß sie auch nicht nur einer Laune folgte, sondern, daß sie gute Gründe hatte, denen ich auch nichts entgegenzustellen hatte, als eben meine Lust am Waffenhandwerk. Wahrlich die selige Tante hatte Recht, ich habe meine Pflicht gegen den König im Felde erfüllt, es ist Frieden, jetzt muß ich die Pflichten erfüllen, die ich als Landedelmann habe gegen das heruntergekommene Erbgut meiner Familie, gegen die guten Leute, welche seit Menschenaltern die Hintersassen meiner Ahnen waren, die aber weder meinen Vater, noch mich je gesehn haben und seit meines Großvaters Tode so zu sagen verwais't sind. Ich will mich auf das alte Haus Schorlibbe setzen und Landwirthschaft treiben, für meine Hintersassen, für meine Bäume und meine Felder sorgen. Das ist denn freilich nicht so lustig wie zu Roß durchs Leben zu traben, und wenn nicht Waldemare wäre, so wüßte ich in der That auch nicht, wie ich's aushalten sollte, mit Waldemare aber kann ich Alles!"

Rudolph sah seinem Vetter erst lächelnd in's Gesicht und bemerkte dann wieder ernst: „Lieber Philipp, ich fürchte, daß Ihr, diese liebe Waldemare und Du, ein tüchtig Lehrgeld werdet bezahlen müssen, denn ich wüßte wahrhaftig nicht, wo Ihr etwas von der Landwirthschaft ge-

lernt haben könntet, Du müßtest denn Deinen langen Aufenthalt in Frankreich also nützlich für diesen Zweck angewendet haben!"

Philipp warf einen raschen Blick auf seinen Vetter, es war in diesem Blick Unmuth und selbst Zorn, die Anspielung auf seinen langen Aufenthalt in Frankreich verdroß ihn, weil er fühlte, daß derselbe nicht ganz gerechtfertigt gewesen sei und weil ihn wirklich die Erinnerung an Paris jetzt noch verletzte; da überdem Waldemare nie ein Wort darüber gegen ihn gesagt, so schien ihm Rudolphs Anspielung doppelt verdrießlich, als er aber in das freundlich gutmüthige Gesicht seines einarmigen Verwandten sah und darin höchstens etwas Neugierde entdecken konnte, so beruhigte er sich sofort und entgegnete: „Lieber Rudolph, was meinen langen Aufenthalt in Paris und Frankreich betrifft, so kann ich Deiner Neugierde in Bezug auf die Veranlassung zu demselben in diesem Augenblick keine Satisfaction geben, denn —"

„Discretion ist Parole bei Ulanen, nicht?" fragte Rudolph unterbrechend und lachte vergnügt listig.

Diese Erinnerung an seine alte Lieutenants-Redensart, die in der Familie stereotyp geworden war, deren sich selbst die alte Tante Präsidentin bei Gelegenheit bedient hatte, stimmte Philipp noch trüber und sehr ernst erwiederte er: „Ich bitte Dich, Vetter, mich nicht nach meinem Aufenthalt in Paris zu fragen, es knüpfen sich daran so viele Erinnerungen der schmerzlichsten Art für mich, daß ich jetzt in der That noch nicht stark genug bin, ruhig darüber zu sprechen; ich habe aus Frankreich ein schweres Schuldbewußtsein mit in die Heimath gebracht; das Andenken an Paris, so viel Schönes und Herrliches ich dort auch gesehen, so viele edle Menschen ich dort auch kennen gelernt, so stolze Siegesfreude ich dort auch erlebt, es wird, so lange ich lebe, doch ein überwiegend schmerzliches sein, deshalb, guter Rudolph, bitte ich Dich herzlich, nicht mit mir von Paris zu sprechen, vielleicht kommt die Zeit, da ich Dir selbst Mittheilungen darüber machen werde."

„Wahrhaftig," entgegnete der Vetter mit bekümmertem Gesicht, „es ist mir sehr leid, daß ich ganz unwissentlich Dich verletzt habe, gewiß, Du sollst von mir nie auch nur eine Anspielung darüber wieder hören; wir sprachen aber eigentlich auch gar nicht von Paris, sondern von Deiner Selbstbewirthschaftung von Schorlibbe."

„Was diese betrifft," versetzte Philipp, dem's herzlich lieb war, rasch auf einen andern Gegenstand zu kommen, „so hat Waldemare einen vortrefflichen Plan gemacht, über den ich nicht genug mich freuen kann. Du hast den Lieutenant Vollring bei uns gesehen, der hat vier unerzogene Kinder und kein Vermögen. Er war der Verwalter eines Grafen Bassewitz in Mecklenburg und hatte sich ehrlich ein Stück Geld erspart, als der Krieg ausbrach. Als guter Preußischer Patriot eilte er gleich beim Aufruf des Königs zu den Fahnen, hielt sich überall wacker und wurde 1814 nach dem Kampfe im Walde von Etôges

Offizier; vor Paris schwer blessirt, mußte er sich einen Fuß abnehmen lassen, er lag lange im Lazareth und fand, als er endlich, zwar gesund aber mit einem Stelzfuß, in die Heimath zurückkehrte, seine Frau im Grabe, seine Kinder in den Händen fremder Leute. Nun, dieser brave Mann wird mit uns hinaus nach Schorlibbe ziehen und die Wirthschaft dort führen, das Ganze leiten und ich werde von ihm lernen, Waldemare aber ihm dafür seine Kinder erziehen. Was meinst Du, hat da Waldemare nicht wieder einen vortrefflichen Gedanken gehabt?"

Der Major war ganz entzückt von diesem Plane seiner Gemahlin, und auch Rudolph konnte denselben nur billigen.

Während dieses Gespräches waren die beiden Herren in den oberen Theil der Wilhelmsstraße gekommen, und Rudolph deutete auf ein sehr unbedeutendes einstöckiges Haus, das nur wenige Fenster Front hatte neben der Thorfahrt, die mit einer kleinen Thür zum gewöhnlichen Gebrauch versehen war.

„Ich glaubte das Haus größer!" meinte Philipp.

„Komm nur, Du wirst schon sehen!" entgegnete Rudolph, und trat durch die kleine Thür in die Thorfahrt.

Durch dieselbe gelangten die Herren auf einen sehr geräumigen Hof, wo ein stattliches Haus, von hohen lombardischen Pappeln umgeben, ihnen entgegentrat.

„Das ist das von Lohmeier'sche Erbhaus!" sagte Rudolph nicht ohne Stolz, „über welches Dir und Deinen Nachkommen in directer Linie die Verfügung zusteht nach der Stiftungsurkunde, lieber Vetter; es ist, wie Du weißt, zum größten Theil aus dem Vermögen unseres Oheims Hermann erkauft, das Fehlende und die Einrichtung aber hat die selige Tante Präsidentin dazu gegeben, und sich dafür nur bedungen, daß es den Namen von Lohmeier'sches Erbhaus führe zur Erinnerung an sie, obwohl es richtiger das von Krummensee'sche Erbhaus genannt würde. Doch komm erst in die Wohnung des Castellans, er hat seine Wohnung in diesem Vorderhause. Nach der Stiftungsurkunde hast Du diese Stelle mit einem Manne zu besetzen, der sich durch seinen Patriotismus, seine Hingebung an den König verdient gemacht hat. Pensionirte Königliche Beamte, denen die freie Wohnung, die kleine Besoldung und die andern Emolumente wesentliche Erleichterungen gewähren, sollen den Vorzug haben. Die anderen Zimmer in diesem Vorderhause sind für Diener und Dienerinnen bestimmt, welche alt und dienstunfähig im Dienste der Familie geworden sind, Du hast allein über die Aufnahme solcher zu entscheiden."

Rudolph klopfte an und trat mit dem Major in ein Zimmer, wo ihnen der alte Kriegs- und Domainenrath Scheffer mit ungeheuchelter Freude entgegenkam und sie herzlich bewillkommnete.

„Ich bin Ihr Castellan hier, Herr Major," rief der alte Mann, „wollte mich neulich Ihnen schon als solcher vorstellen, aber Fräulein

Waldemare, bitte um Entschuldigung, die gnädige Frau thaten mir's verbieten und meinten, es müßte eine angenehme Ueberraschung für den Herrn Major sein, ein altes schon bekanntes Gesicht hier zu begrüßen!"

„Ja, wahrhaftig," entgegnete der Major herzlich, „da hat mir meine liebe Waldemare in der That eine rechte Freude gemacht, aber ich muß doch auch erklären, daß ich in dem Moment, da mir mein Vetter unten im Hofe von dem Castellan des Erbhauses sprach, gleich an Sie gedacht habe, lieber Herr Kriegs- und Domainenrath!"

Der eisgraue Patriot rief jetzt seine Frau und seine Schwiegertochter herein, und es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, mit welcher Rührung die Kriegs- und Domainenräthin sowohl, als auch die gute Antonie den Major begrüßten, den Mann, der ihren Wilhelm einst im Lazareth gefunden und getröstet.

Unter Führung des Kriegs- und Domainenraths, der sehr stolz auf sein Amt als Castellan des Erbhauses war, begaben sich die Herren nun nach dem eigentlichen Stiftungshause, das zur Zeit nur von einem greisen Diener des verstorbenen Präsidenten von Lohmeier bewohnt war, der hier sein Gnadenbrot in Ruhe und Behaglichkeit verzehren sollte bis an sein Ende.

Mit einer eigenthümlichen Empfindung trat der Major in das Erbhaus ein mit seinen Begleitern. Schon in dem einfachen Vorsaale, in welchem die Treppe nach dem oberen Theil des Gebäudes führte, fühlte er sich angeweht von jenem Hauch vornehmer Einfachheit, welcher der Stifterin des Hauses, der Tante Präsidentin, eigen war bei Lebzeiten. Nirgend Prunk, nirgend Pracht, nichts von jenem Bequemlichkeits-Luxus unserer Tage. Die Bänke, die da an den Wänden hin standen, waren von Holz, aber von Eichenholz, wie die Treppe und die Thüren, es war Alles auf die Dauer von Menschen-Altern berechnet.

„Hier rechts", nahm der Castellan das Wort, „ist nach dem Willen unserer seligen Wohlthäterin, der Stifterin dieses Hauses, die bestimmte Wohnung des jedesmaligen Hauptes der Familie, welches auch zugleich als Herr des Erbhauses betrachtet wird. Diese Wohnung darf nie vermiethet werden, sie steht leer, wenn das Haupt der Familie nicht in Berlin anwesend ist; dies ist das Geschäftszimmer, wo auch die Papiere und Documente aufbewahrt werden."

Vom Flur aus, durch ein kleines Vorzimmer, führte der Castellan die Herren in ein ziemlich großes Gemach, das mit soliden Schränken, Repositorien und einem mächtigen Schreibtisch versehen war. Noch vier große und einige kleine Zimmer bildeten die stiftungsgemäße Wohnung des Familienhauptes im Erbhause. Alle Zimmer waren in der angedeuteten Weise solide, aber sehr einfach meublirt, überall Nußbaum- oder Eichenholz. Philipp betrachtete Alles mit eben so viel Rührung, als Aufmerksamkeit; in jedem einzelnen Stück trat ihm der vorsorgliche

Sinn seiner klugen und wohlwollenden Tante entgegen. Durch die Küche, welche nach hinten hinaus die Wohnung abschloß, traten die Herren mit ihrem Führer wieder auf den Vorplatz. Sie besuchten nun zunächst die Wohnung zu ebener Erde gegenüber, sie war ganz ähnlich wie die des Familienhauptes eingerichtet, und der Castellan gab die Erklärung, daß diese Wohnung an eine dem Lohmeier-Krummensee'schen Hause verwandte Familie vermiethet zu werden bestimmt sei, jedoch zu einem Miethpreise, der unter dem sonst in Berlin herkömmlichen sein müsse; die nähere Feststellung desselben sei, wie Alles, dem Familienhaupte überlassen.

„Tante Niedlich hat um diese Wohnung gebeten," bemerkte Rudolph, „die selige Tante hat sie an Dich verwiesen, lieber Philipp, sie wolle Dir nicht in zu vielen Stücken vorgreifen, meinte sie lächelnd noch am Tage vor Deiner Ankunft hier."

„Es versteht sich von selbst," erklärte Philipp eifrig, „daß Tante Niedlich die Wohnung bekommt!"

Die Herren gingen jetzt hinauf, und durch die geöffneten Flügelthüren traten sie in einen kleinen Saal, der trotz der auch hier herrschenden Einfachheit doch einen schönen und auch reichen Anblick bot, denn das Sonnenlicht, das durch die großen Fenster einfiel, beleuchtete eine Anzahl von Familien-Portraits, welche in blank polirten Ebenholz-Rahmen die Wände schmückten.

Philipp eilte dem wohlgetroffenen Portrait seiner Tante zu, das, mit dem Louisen-Orden geziert, neben dem Bilde ihres Gemahls, des Präsidenten, der Thür gegenüber zwischen den Fenstern hing; lange stand er vor dem schönen Gemälde, milde blickte das große graue Auge der edeln Stifterin nieder auf ihren Liebling. Auch die anderen Bilder waren, wenn auch keine Meisterstücke, so doch immerhin sehr anerkennenswerthe künstlerische Leistungen. Sein eigenes Portrait fand Philipp in der Ulanen-Lieutenants-Uniform, daneben aber ein Bild seiner Waldemare, das vorzüglich gelungen war; beide Bilder waren Kniestücke. Waldemare war in Blau und Weiß gekleidet, einen heiter sinnenden Ausdruck in den feinen Zügen. Auch ein Bild Rudolph's war da im grünen Collet mit dem kornblumenblauen Kragen der freiwilligen Jägerschwadron des brandenburgischen Kürassierregimentes und mit dem eisernen Kreuz und dem russischen Sanct Georg geschmückt.

„Dieser Saal," erklärte der Castellan, „ist für die Feste bestimmt, welche etwa hier gegeben werden, zu Versammlungen der Familie und größeren Gesellschaften, doch dürfen diese Räume, denn auch diese beiden anstoßenden Zimmer gehören dazu, nicht ohne Erlaubniß des Familienhauptes benutzt werden, wenn dieses im Hause anwesend."

Aus diesem Saal, der mit den beiden anstoßenden Zimmern ein Ganzes für sich bildete und keine Communication mit den anderen Räumlichkeiten der oberen Etage hatte, gingen die Herren nach der Woh-

nung rechts, die über der des Familienhauptes belegen, auch ganz ähnlich eingerichtet und ausgestattet war. Nach der Mittheilung des Castellans war sie ebenfalls dazu bestimmt, an eine mit den Krummensee's oder Lohmeier's verwandte Familie vermiethet zu werden, und Rudolph erhielt natürlich keine abschlägliche Antwort, als er sich dieselbe von dem Familienhaupte ausbat. Auch ihn hatte die selige Tante Präsidentin abgewiesen und mit seiner Bitte an Philipp verwiesen. Die Zimmer links vom Saale sollten, nach den Bestimmungen der Stiftungsurkunde, nicht im Ganzen vermiethet werden, sondern als gemeinschaftliche Gast- und Logirzimmer dienen; überall kam der leitende Gedanke der Stifterin zum Vorschein, daß dies Haus ein Eigenthum der ganzen Familie sein solle. Auch sollten sie benutzt werden, wenn ein außerhalb Berlin's wohnendes Familienmitglied etwa in Geschäften auf längere oder kürzere Zeit nach Berlin kommen, oder einmal einen Theil des Winters in der Residenz zubringen wolle. Die alte Dame hatte mit der ihr eigenen Umsicht an alle möglichen Verhältnisse gedacht und dieselben vorgesehen.

Eine Treppe höher fanden die Herren vorn heraus vier sehr hübsche Mansardenzimmer, jedes mit einer kleinen Kammer versehen, noch einfacher als die bisher gesehene Wohnung ausgestattet. Das waren nach der Erklärung des Castellans Zimmer für einzelnstehende ältere Mitglieder der Familie weiblichen Geschlechts, die hier im Hause der Ihrigen eine freie Wohnung finden sollten. Durch besondere Wände war der Theil des Corridors, auf dem die Thüren dieser Zimmer sich öffneten, abgeschnitten. Das hatte die selige Präsidentin bei ihrem letzten Besuche im Erbhause noch angeordnet. Rudolph und Philipp lächelten sich zu, als sie den Grund dieser Absperrung erkannten, und sie erkannten ihn augenblicklich, als sie hörten, daß die vier kleinen Mansardenwohnungen auf der Rückseite des Hauses für jüngere Mitglieder der Familie männlichen Geschlechts bestimmt waren, die nach Berlin geschickt würden, etwa um zu studiren, oder um ihr Offizier-Examen zu machen, oder die Kriegsschule zu besuchen, kurz, für junge Leute, für die es ganz nützlich wäre, wie die selige Präsidentin meinte, daß sie sich auch alleinstehend bewußt blieben ihrer Zusammengehörigkeit mit der Familie.

Philipp hatte Alles sehr aufmerksam betrachtet und den waltenden, ordnenden Sinn der Tante Präsidentin erkannt in hundert kleinen Einzelnheiten; er war zum ersten Male in dem Hause, aber heimathlich wehete ihn Alles an, denn Alles, was er sah, war hervorgegangen aus dem festen, starken Gefühl der Familien-Zusammengehörigkeit, dessen mächtige Trägerin die Stifterin dieses Hauses gewesen bei Lebzeiten, dem sie in diesem Hause ein fruchtbares Denkmal gesetzt hatte.

In jeder der kleinen Mansardenwohnungen lag auf dem Tischlein am Kopfende des Bettes eine Bibel, auf dem Deckel mit den verschränkten Wappen der Krummensee und der Lohmeier reich verziert.

„Gott gebe,“ sagte Philipp zu Rudolph, als sie hinunter gingen, mit tiefer Rührung, „daß der Geist, in welchem die selige Tante dieses Haus gestiftet, daß der in die spätesten Zeiten lebe in demselben; was an uns ist, Vetter, wir wollen Alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten!“

Die Vettern reichten sich die Hände und blickten sich tief bewegt in die Augen.

Philipp mußte unwillkürlich an seinen Pariser Freund, den Grafen Raucourt denken, der auch nur für die Wiederherstellung seines Hauses und für dessen Flor lebte, auf weit hinaus gewaltige Pläne machte und je mehr er erreichte desto höher hinaus wollte. Wie bescheiden auch die Stiftung der Tante Präsidentin war, gegen des Franzosen hochfliegende Pläne gemessen, es wollte Philipp bedünken, als ob das Erbhaus doch auf festern Grundlagen beruhe.

Aber noch war der Kriegs- und Domainenrath nicht fertig; der alte Mann war wirklich so kindlich stolz auf seine Würde als Castellan des Erbhauses, daß er den Herren nichts erließ, sie mußten wieder mit ihm in den Hof, und mit ganz eigenthümlicher Freude deutete er auf die im Hintergrunde desselben angelegte Wagenremise und Pferdeställe.

„Das ist so ein wenig mit mein Werk,“ sagte er zu Philipp. „Sehen Sie, Herr Major, als die selige Frau Präsidentin einmal hier war, erlaubte ich mir zu bemerken, daß doch vielleicht das Familienhaupt, oder sonst einer der Herren Vettern genöthigt sein könne, Wagen und Pferde zu halten, und sofort befahl die selige Frau den Bau der Remise und der Ställe. Sie war erst ein wenig böse, daß sie das vergessen hatte, dann aber wurde sie sehr freundlich und dankte mir, daß ich sie daran erinnert, ach, Herr Major, was war das für eine Frau!“

Philipp drückte dem wackern Alten schweigend die Hand, danach aber ertheilte er die nöthigen Aufträge für den Empfang der Familie, denn am andern Tage sollte die feierliche Uebergabe des von Lohmeier-schen Erbhauses an ihn im Beisein aller in Berlin zur Zeit anwesenden Mitglieder der Familie stattfinden. Die Tante Präsidentin hatte nicht nur für diese Feierlichkeit jetzt, sondern auch für die spätern Uebergaben ein förmliches Ceremoniell angeordnet. Der Seelsorger der Familie eröffnete den Actus, wenn alle Mitglieder der Familie und die Diener des Hauses in dem Saal des Erbhauses versammelt waren, mit einem Gebet und einer passenden Ansprache, darauf erfolgte die Verlesung der Stiftungs-Urkunde durch den rechtlichen Beistand, dann die Uebergabe an das neue Familienhaupt und dessen feierliche Erklärung, daß er den Bestimmungen der Stifterin gemäß den Brauch des Hauses aufrecht erhalten wolle. Danach beglückwünschten die Anwesenden das Familienhaupt und versprachen dabei, ihm zu helfen bei Aufrechterhaltung der Stiftung. Bis in's kleinste Detail hatte die selige Tante Präsidentin Alles vorgeschrieben, auch die Gerichte und Weine bestimmt, welche bei

dem darauf folgenden Festmahl gereicht werden sollten. Ihrer Aeußerung nach müßten ganz feste Bestimmungen für dergleichen Dinge getroffen werden, nichts der Willkür und der persönlichen Ansicht überlassen bleiben, nur dann ließe sich eine solche Stiftung aufrecht erhalten dem veränderten Urtheil der wechselnden Geschlechter gegenüber. Ueberall war ganz besonders darauf Rücksicht genommen, das Familienhaupt nicht nur gegen unberechtigte Ansprüche, sondern auch möglichst gegen ungerechte Beurtheilungen zu schützen. Fast alle Fälle, in denen es zu Collisionen zwischen Haupt und Gliedern der Familie hätte kommen können, waren in der Urkunde vorgesehen und im Voraus durch klare Bestimmungen entschieden. Es ist nicht aus der Acht zu lassen, daß das Erbhaus auch noch mit drei kleinen Geldstiftungen dotirt war; mit einem Fonds für die Reparaturbauten und die Ergänzung des Mobiliars, mit einem Fonds zur Bestreitung der Abgaben und endlich mit einem Fonds, dessen Zinsen für die Hausarmen bestimmt waren.

Als Philipp das Erbhaus verlassen hatte und Rudolph mit ihm wieder die Wilhelmsstraße hinabschritt, sagte er, plötzlich stehen bleibend: „Ich muß Dir bekennen, Rudolph, daß ich erst jetzt, wo ich das Haus gesehen, den rechten Respect vor der Stiftung der seligen Tante bekommen habe. Bis heute Morgen bin ich der Ansicht gewesen, das bedeutende Capital hätte auch im Interesse der Familie weit vortheilhafter angelegt werden können; ich erkannte zwar den edeln Sinn der seligen Tante in der Stiftung, ich wußte auch, was sie eigentlich damit wollte, jetzt aber weiß ich, daß sie nicht nur edel, sondern auch klug gewesen; das Haus mit seinen Einrichtungen ist der größeste Vortheil für die gesammte Familie, den ich mir denken kann; es ist uns Allen in demselben ein Mittelpunkt gegeben für alle Zeiten, um die uns weder die leichtsinnige Wirthschaft eines Einzelnen, noch die Theilung, noch sonst etwas bringen kann; mir ist es unerklärlich, daß nicht Andere schon früher auf die Idee einer solchen Stiftung gekommen sind!"

„Nun," entgegnete Rudolph, „man hat ja ähnliche Stiftungen, die Tante Präsidentin hat selbst eine ziemliche Anzahl von Abschriften solcher Urkunden, die ich ihr besorgen mußte, benutzt; bei vielen Majoraten sind ähnliche einzelne Stiftungen, das Hauptverdienst der unsrigen liegt aber darin, daß so viele gute Gedanken zu einem schönen und wohlthätigen Ganzen vereinigt sind."

„Nein, Vetter, darin liegt nicht das Hauptverdienst," versetzte Philipp lebhaft, „der Hauptvorzug unserer Erbhausstiftung ist der, daß von derselben kein Familienglied, welches bemittelt ist, einen nennenswerthen pecuniairen Vortheil hat, daß die pecuniairen Vortheile derselben lediglich den wirklich Bedürftigen zukommen, daß ihnen auch die Miethserträge, welche in die Reservekasse fließen, bestimmt sind; es sind lediglich geistige, oder moralische, ich weiß nicht, welches das richtige Wort ist, sittliche Vortheile, welche die Familie aus die-

sem Erbhause zum Besten ihrer ärmeren Verwandten und ihrer alten Diener zieht."

„Du hast Recht, mein theurer Philipp, es ist wunderbar, wie fein und richtig die selige Tante Alles berechnet hat, es ist vielleicht nie einer Familie so leicht gemacht worden, für ihre unbemittelteren oder ganz armen Verwandten so zu sorgen, und diesen doch das demüthigende Gefühl zu ersparen, daß sie Almosen von ihrer Familie begehren und empfangen, denn das ärmste Familien-Mitglied hat ein Recht auf die Wohlthaten der Stiftung, und vergilt durch seinen Genuß derselben, weil es dadurch das Familien-Bewußtsein stärkt, das, was es empfängt."

„Und die wohlhabenderen Familien-Mitglieder," setzte Philipp eilig hinzu, „zahlen für ihre Wohnung nicht mehr an Fremde, sondern an die ärmeren Familien-Mitglieder, erzeigen denen dadurch Wohlthaten, ohne sich derselben rühmen zu können, selbst wenn sie nicht durch das Leben innerhalb der Familie auch ihrerseits einen geistigen Vortheil hätten, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Ich bin begeistert für die Stiftung und will gewiß Alles thun, sie im Sinne der Stifterin zu leiten und zu befestigen."

Rudolph war entzückt über die Begeisterung, welche sein Vetter für das Erbhaus zeigte, denn er war der Tante Präsidentin bei der Stiftung zu Hülfe gekommen mit Rath und That, auch mit Geld, viel mehr, als er in seiner bescheidenen Weise verrieth.

„Ueber einen Punkt," sagte er, „bin ich noch nicht ganz beruhigt, wie wird es, wenn unter den das Erbhaus bewohnenden Familienmitgliedern Streitigkeiten ausbrechen, vielleicht gar Feindseligkeiten entstehen? Ich erlaubte mir eines Abends die Tante Präsidentin darauf aufmerksam zu machen. Sie sah mich groß an, nahm eine Prise und schwieg eine Weile, Du weißt, wie ihre Weise war, dann sagte sie freundlich: Mon neveu! ich bin nicht eitel genug, um zu glauben, daß meine Stiftung vollkommen ist, aber ich hege das feste Vertrauen zu Gott, daß er ein Werk, das ich in seinem Namen für eine ganze Familie und für kommende Geschlechter unternommen, nicht zu Grunde gehen lassen wird an der Elendigkeit einzelner Familienmitglieder! Das sagte sie und ich wagte nicht weiter gegen diese Zuversicht anzukämpfen!"

„Daran hast Du sehr wohl gethan," entgegnete Philipp, „glaube mir, der Mensch muß nicht Vorsehung spielen wollen, ich hab's an mir selbst erfahren, daß der nicht schlecht fährt, der Gott sich und sein Werk anheimstellt!"

Rudolph sah Philipp etwas verwundert an, er hatte wohl bemerkt, daß Philipp viel ernster geworden war in den letzten Jahren, auffallend ernster, aber er war kaum fähig, die Veränderung, die mit seinem Vetter vorgegangen war, völlig zu begreifen. Practisch, wie er war, fuhr er

fort: „Nimm einmal an, der Vetter August wäre nicht nach Breslau versetzt worden, da ich ein reicher Mann bin, er aber wenig Vermögen hat, so würde ich ihm jedenfalls die Wohnung im Erbhause überlassen haben, wie ich dieselbe überhaupt nur so lange beanspruche, als kein Familienmitglied da ist, dem sie auch zugleich eine materielle Erleichterung bietet; Du weißt, daß August's Frau und Tante Niedlich sich nie vertragen konnten, sich hassen, wie man so sagt, selbst die Kinder beider durften nicht mit einander umgehen."

„Und doch," rief Philipp, „habe ich die beiden Frauen so oft zusammen bei der Tante Präsidentin gesehen, sie unterhielten sich mit einander und wagten nicht, ihre gegenseitige Abneigung sehen zu lassen."

„Ja, das war in Gegenwart der seligen Tante, da hätte ich ihnen auch nicht rathen mögen, aber —" Rudolph schüttelte den Kopf.

„Du willst sagen, die Tante Präsidentin ist todt," unterbrach Philipp mit blitzenden Augen, „aber ich sage Dir, noch ist die Tochter der Tante da, und das versichere ich Dir, die Majorin von Krummensee wird sich in Respect zu setzen wissen, darauf kenne ich sie."

„Ich bezweifle es nicht," lächelte Rudolph, „wie aber, wenn diese Respects-Person in Schorlibbe ist und die feindlichen Verwandtinnen in Berlin?"

„So wird Kriegslist gebraucht," lachte Philipp, „Vetter, Du kennst den Geist, der im Ulanen lebt, noch nicht; wenn das würdige Familienhaupt nach Schorlibbe geht, so würde er die beiden Damen zum Abschied besuchen; der Einen würde er sagen: Liebe Tante, Dir übertrage ich für die Zeit meiner Abwesenheit die Sorge für das Haus, denn ich kann mich auf Niemanden so gut verlassen, wie auf Dich und Deinen Mann, thu mir den Gefallen und sei recht aufmerksam und zuvorkommend gegen August und seine Frau, der wird's schon übel nehmen, daß ich ihm nicht die Schlüssel übergebe, und Ihr steht nicht ganz gut zusammen, thu mir zu Liebe Dein Möglichstes — und ich wette, Tante Niedlich wird die Artigkeit und Zuvorkommenheit selbst sein gegen ihre Gegnerin. Zu der Andern aber würde ich sagen: Cousine, ich habe der Tante Niedlich die Sorge für's Haus übergeben; sie ist die Aeltere; es kommt ihr zu, aber die gute Tante versteht nicht, zu repräsentiren, und ich möchte doch, daß sich die ganze Familie zuweilen versammelt im Saal; Ihnen gebe ich die Schlüssel zum Saal, Sie werden dort das Familienhaupt würdig repräsentiren; aber ich bitte Sie, sein Sie recht aufmerksam und freundlich gegen Tante Niedlich und die Ihrigen, damit Erstere nicht darüber zürnt, daß ich ihr den wichtigsten Theil ihrer Rechte entzogen habe, und zweitens, damit sie nicht eine persönliche Gegnerschaft vermuthet; doch ich brauche Ihnen das nicht zu sagen, es weiß ja Niemand so gut wie Sie zu repräsentiren. So würde ich sprechen, Vetter, und hundert gegen eins, Tante Niedlich wird von ihrer Gegnerin mit einer Rücksicht behandelt werden, wie kein anderes Familienmitglied, das

wird dann, wie ich überzeugt bin, in der Folge eine wirklich freundschaftliche Annäherung der beiden Frauen bewirken. Was sagst Du nun?"

„Das nennst Du eine Kriegslist?" entgegnete Rudolph ebenfalls lachend.

„Nun, ist's keine?" fragte der Major.

„Wahrhaftig," versicherte Rudolph, „das ist Diplomatie, feinste Diplomatie, Du bist ein geborener Diplomat, Philipp!"

„Sage ein geborener Verwalter der Erbhausstiftung, und ich stimme Dir bei," versetzte der Major, „als solcher fühle ich mich jetzt wirklich, heute Morgen noch glaubte ich's nicht und das will viel sagen, da mir's meine Waldemare mehrfach versicherte, jetzt weiß ich, daß sie Recht hat, wie immer, und daß sich die kluge Tante Präsidentin auch in diesem Punkte nicht getäuscht hat. Wahrlich, jetzt thut's mir nicht halb so weh mehr, daß ich habe um meinen Abschied einkommen müssen!"

„Nun," meinte Rudolph, „wenn dem so ist, dann kann ich freilich weiter nichts thun, als dem Erbhause Glück wünschen zu einem so eifrigen und umsichtigen Verwalter, möchten alle seine Nachfolger den gleichen Sinn zeigen!"

„Und ich," antwortete Philipp, „wünsche meinen Nachfolgern immer einen so treuen Vertreter in ihrem Ehrenamt, wie Du mir sein wirst, höchst ausgezeichneter Vetter, denn während ich in Schorlibbe sitze mit meiner Waldemare, wirst Du mit Deiner Anna im Erbhause Familienvater und Mutter vorstellen in vorzüglicher Weise."

„Oh weh!" rief Rudolph, komisch die Achseln zuckend, „das wird gut werden!"

„So wird es, Vetter," erwiederte Philipp bestimmt, „es kann gar nicht anders, denn die selige Tante hat das gleich so festgesetzt."

„Da gilt freilich keine Appellation," meinte der Einarmige, obwohl er sich innerlich höchst geschmeichelt fühlte.

Sie standen an der Thür des Hauses unter den Linden, wo Philipp mit seiner Gemahlin noch die Wohnung der Präsidentin bewohnte.

„Du kommst doch heute Abend mit Deiner Frau?" bat der Major, „bringt den Jungen mit, Du weißt, Waldemare liebt das Kind so sehr!"

„Ich würde kommen, Vetter," erklärte Rudolph, „selbst wenn ich Geschäfte darüber verschieben müßte, Du weißt gar nicht, welche bittersüße Gefühle es in mir erregt, wenn ich Waldemare auf dem Sophaplatz der Tante Präsidentin sitzen sehe, sie ist da so ganz wie ihre Mutter und doch auch wieder so ganz anders."

„Erinnere Dich, Vetter," nahm Philipp sehr ernst das Wort, „daß die selige Tante keine Lücke im Kreise leiden konnte; mußtest Du doch auch gleich nach dem Tode unsers wackern Oheims Hermann dessen Stuhl einnehmen, Waldemare würde gewiß nicht den Ehrenplatz der

Tante Präsidentin beanspruchen, wenn es ihre Mutter nicht noch am letzten Tage ausdrücklich befohlen hätte."

„Wahrhaftig, Philipp," betheuerte Rudolph, „Du hast mich ganz falsch verstanden, es kam mir nicht in den Sinn, darin eine Anmaßung Deiner Frau zu sehen, nein, wahrhaftig nicht, Du weißt gar nicht, wie ich Waldemare liebe."

„Laß gut sein, lieber Vetter," begütigte der Major lächelnd, „und werden Deine Gefühle beim Anblick meiner Frau Majorin gar zu bittersüß, was ich wohl begreifen kann, so blicke auf mich, ich nehme mich auf dem kleinen Stuhl neben dem Sopha, auf dem Waldemare sonst saß, gewiß nicht bittersüß aus. Uebrigens kann ich Dir im Vertrauen mittheilen, daß ich in Schorlibbe als patriarchalischer Hausherr auf dem Ehrenplatz thronen werde; hier in Berlin und in dieser Wohnung namentlich lasse ich meine Würde aus gewissen Rücksichten, die Du nicht tadeln wirst, bei Seite. Ich sitze auf dem kleinen Stuhl gewissermaßen incognito, verstehst Du mich?"

Philipp sah sehr würdevoll aus, Rudolph drückte ihm lächelnd die Hand und entfernte sich mit raschen Schritten, die immer größer wurden, je näher er seiner Wohnung kam und je mehr ihm in's Bewußtsein trat, daß es eigentlich schon sehr spät sei, und daß Frau Anna wahrscheinlich schon auf ihn warte seit einer ziemlichen Weile.

Siebenzehntes Capitel.

Der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Schorlibbe.

„Glücklich der, welcher fern von der Welt, den ersten Menschen ähnlich, der Väter Erbe ackert mit eigenem Vieh . . . . der mit Lust die junge Rebe der hohen Pappel vermählt, taube Aeste mit scharfem Schnitt entfernt und fruchtverheißende dafür aufpfropft, der die brüllenden Heerden durch das abgelegene Thal wandeln sieht . . . . der an seiner Seite eine keusche Frau sieht, die für das Haus sorgt, und die süßen Kinder! . . . .“

(Horaz.)

Ein heißer Sommertag war's, die tiefste Stille herrschte rings um das bescheidene Herrenhaus in Schorlibbe, ein kleines Dorf, das seit undenklichen Zeiten den Herren von Krummensee erb- und eigenthümlich zugehörte; die Leute waren fast alle auf dem Felde beschäftigt, auch auf den Höfen und in den Gärten vernahm man keiner menschlichen Stimme Laut.

Mit raschen Schritten kommt ein stattlicher Mann, dessen alter blauer Ueberrock trotz der Hitze militairisch zugeknöpft ist, auf dem Fahrwege, der durch das letzte Gewitter arg mitgenommen ist, von der großen Lehmgrube herauf, und nähert sich dem mit einer niedrigen Lehmwand umschlossenen Garten, der auf der Rückseite das Herrenhaus umgiebt. Einige von den breiten Steinen, mit denen die Lehmwand oben belegt ist, um sie dadurch etwas gegen das Wetter zu schützen, hat der Regen abgeschwemmt, oder der Wind hinunter geworfen, im Vorübergehen hebt sie der Mann auf und legt sie wieder sorglich fest auf der alten Stelle.

Nur das Auge des Herrn sieht solche Kleinigkeiten, und nur die Hand des Herrn hilft solchen Dingen sofort ab, und wirklich, der Mann mit der breitgeschirmten Mütze und dem tüchtigen Stock am schwarzen Lederriemen ist der Herr selbst, der Königliche Major a. D. Herr Philipp von Krummensee, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Schorlibbe.

Der Herr ist bis zur schmalen Gartenpforte gelangt, er wirft noch einen aufmerksamen Blick rückwärts auf den Weg, den er gekommen, er sieht in der Ferne seine Leute auf dem Felde beschäftigt, dann prüft er den Himmel, und ruhig wendet er sich um, zieht den hölzernen Riegel mit dem Riemchen zurück und tritt in den Garten, für den die Kunst der Gärtnerei eben nicht viel gethan hat, der aber doch ganz anmuthig aussieht. Der Garten ist von oben nach unten, so wie von rechts nach links durch zwei breite Wege, die sich in der Mitte kreuzen, in vier gleiche Theile zerschnitten. Der Langweg ist auf beiden Seiten mit Spike, der Querweg mit Federnelken eingefaßt, lustig bunt und wohlduftend. Auf den schmalen Rabatten dahinter wachsen und blühen Büsche von Feuerlilien und Löwenmaul, Sonnen-Rosen und Studentenblumen, Salbei, Malven und sonstigen sehr einfachen, aber doch zierlichen, oder wohlriechenden Gewächsen; hier und dort stehen auch wohl Fruchtbäume und Fliedersträucher mitten in den Rabatten. Hinter den Rabatten schließt sich das Nützliche dicht an das Schöne, da kriechen Gurken und Kürbisse am Boden hin, da ranken sich Erbsen und Bohnen an den schlanken, zu zwei und zwei oben zusammengebundenen Stangen empor, da giebt es Erdbeerenbeete und Gemüsepflanzungen aller Art, und wie grüne Federbüsche weht es über den Beeten, wo man den Spargel in Samen schießen läßt. Die häßliche Lehmwand aber ist auf der inneren Seite des Gartens versteckt durch Himbeer-, Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche und dicken Hollunder mit den schwarzen, vielfach nutzbaren Beeren.

Mit zufriedenem Blick schreitet Philipp durch den einfachen Garten; er hat sichtlich Freude daran, und bald hier, bald dort bleibt er stehen einen Augenblick, hier sich einer schönen Blume freuend, dort einige dürre Blätter entfernend. So gelangt er durch die hohe Geisblattlaube, die sich da erhebt, wo sich die beiden Wege kreuzen, endlich auf einen kleinen, halbrunden Platz an der Rückseite des Herrenhauses, wo auf der einen Seite einige alte Rüstern eine schattige Laube bilden, während auf der andern eine Anzahl nicht sehr werthvoller, aber gut gehaltener Topfgewächse zierlich auf einem terrassenartigen Blumenbrett thronen. Auf der kleinen Freitreppe, die zur Hinterthür führt, stehen vier Sandstein-Figuren, denen der Regen nach und nach den Oelfarben-Anstrich und mehr genommen hat. Eigentlich sind sie scheußlich anzusehen, aber sie machen sich doch ganz gut, denn sie tragen auf ihren Köpfen Urnen, über denen die lilafarbenen Dolden der Hortensia reich und prächtig hin und her schwanken. Unter der Rüsternlaube stehen einige hölzerne, grün angestrichene Stühle und Tische.

Auf dem einen Stuhl bemerkt Philipp ein Arbeitskörbchen; er lächelt und schaut sich schnell um, dann tritt er näher und kramt in dem Körbchen, darauf nimmt er einen Fingerhut, steckt ihn in die Tasche und eilt vergnügt in das Haus.

„Ich werde sie suchen lassen!“ sagt er zu sich selbst.

Auch in dem Hause herrschte tiefe Stille, nur das Ticlac der großen Uhr auf dem Flur empfing den Hausherrn, und der alte Hund, der an der Treppe lag, begnügte sich, ihn zärtlich anzusehen und leise mit dem Schwanz zu wedeln. Die Stille und Kühle im Hause waren erquicklich, dennoch wurde Philipp's Angesicht verdrießlich, als er in das große Zimmer trat, aus dessen Fenstern man den Hof übersehen konnte.

Philipp lehnte seinen Stock in eine Ecke, wo drei oder vier ähnliche standen, lauter ehrliche Jungeichen- oder Weißdornstöcke mit gewaltigen Zwingen und Stacheln, denen des Drechslers geschickte Hand nichts von ihrer Wucht und Stärke genommen, um ihnen eine künstlerische Form zu geben. Mit verdrießlichem Gesicht, mit einer Art von Scheu näherte sich Philipp dem großen Schreibbureau, das zwischen den beiden Fenstern an der Wand stand; er schloß sehr langsam auf und warf einen wirklich sehnsüchtigen Blick auf den sonnebeglänzten Hof, wo um den eirunden Rasenplatz ganz junge, eben eingesetzte Acazien standen.

„Wahrhaftig,“ sagte er zu sich selbst, indem er die Klappe niederließ und sich in den mit braunem Leder beschlagenen Lehnstuhl fallen ließ, „wahrhaftig, ich bin müde genug, bin alle Mal müde, wenn ich mich an diesen Fleck setze, wenn ich schreiben muß; es ist heiß draußen und hier ist's so schön kühl, aber ich wäre doch lieber draußen geblieben. Was hilft's! Es muß sein!“

Mit großer Entschlossenheit kramte der Gutsherr einige Papiere zusammen und nahm die Feder. Da flog's plötzlich wie Sonnenschein über sein Gesicht, während sich zugleich eine Art von Rührung in seinem ehrlichen Gesicht zeigte. „Richtig,“ sagte er, „an den Aarons hat sie geschrieben, an den Eisenhändler auch, und wahrhaftig auch an Rudolph, ich brauche nur meinen Namen darunter zu schreiben und zu siegeln; diese liebe Frau von Krummensee!“

Philipp las die Briefe, sein Gesicht verklärte sich. „Nichts vergessen,“ sagte er entzückt, „gar nichts, ich hätte das nicht halb so gut zu Stande gebracht, wo sie nur die Zeit hernimmt?“ Er unterzeichnete die Briefe, und wenn man sah, mit welcher Umständlichkeit er dabei verfuhr und mit welcher Befriedigung er die großen steifen Buchstaben seiner Unterschrift betrachtete, mit welcher Zärtlichkeit er die unterschriebenen Briefe hin und her schwenkte, damit die Schrift desto schneller trocknen sollte, während er gar nicht an die Hülfe der Streusandbüchse dachte, die vor ihm stand, dann konnte man wohl begreifen, eine wie saure und verdrießliche Beschäftigung das Schreiben für ihn sein mußte.

„Nun gehen wir an die Couverts,“ sagte der ehrliche Major, als seine Unterschriften trocken waren, „das ist auch ein kitzliches Stück Arbeit,

möchte wohl wissen, ob ich's je fertig bekomme, sie hat's mir schon zehnmal gezeigt und sie macht das so hübsch mit ihren kleinen geschickten Fingern — na, ja," unterbrach er sich fast ärgerlich, denn er hatte bei der Scheere drei fertige Couverts gefunden, die überdem auch schon mit den Adressen der Briefe versehen waren, „das geht doch zu weit, ich muß mich ja schämen, ich wundre mich nur, daß sie die Briefe nicht auch schon gesiegelt hat, damit mir gar nichts zu thun übrig bleibt." Er siegelte jetzt die Briefe und sah mit einer unendlichen Befriedigung auf sie hin, als sie alle drei sauber und zierlich vor ihm lagen.

„Ungeheuer vornehm, auf Ehre," rief er lachend aus, „Secretair schreibt die Briefe, ich unterzeichne nur, ganz wie unser allergnädigster Herr der König, ungeheuer vornehm, auf Ehre; indessen würde ich meinen Secretair nicht umtauschen und wenn mir Seine Majestät seine sämmtlichen Secretaire für den einen anbieten thäten und seine geheimen Secretaire sämmtlich noch obendrein! Es lebe der Guts-Secretair von Schorlibbe! Uebrigens laß doch sehen, ob ich dieser kleinen Frau von Krummensee nicht eine kleine und wäre es auch nur eine ganz kleine Freude machen könnte!"

Mit ganz jugendlicher Heiterkeit sprang der Major auf und eilte an das Fenster, er öffnete das, legte sich hinaus und rief: „Herr Lieutenant, Herr Kamerad! einen Augenblick!"

„Was befehlen der Herr Oberstwachtmeister?" fragte mit tiefer rauher Stimme der Lieutenant Vollring, der erste Minister des Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn, der eben auf Stock und Stelzfuß in den Hof kam und sich nun dem Fenster näherte.

„Was haben wir denn morgen vor, lieber Vollring?" fragte Philipp zum Fenster hinaus.

„Hm, morgen," entgegnete der Lieutenant, der den Aufenthalt benutzte, um seine Blicke über den Hof und den Rasenplatz forschend hinschweifen zu lassen, wehe dem Knecht, oder der Magd, die da etwas unterlassen hätte, zu thun, was befohlen! „Ja, Herr Oberstwachtmeister," fuhr der invalide Offizier fort, nachdem er sich überzeugt, daß Alles in Ordnung, „ich denke, wir müssen uns jetzt ein paar Tage um das bischen Holz bekümmern, was Sie noch haben, damit's nicht ganz alle wird, sondern im Gegentheil sich ein wenig vergrößert; auch auf die Jagd müssen wir ein Auge haben, ein Edelmann muß Jagd haben, es gehört mit dazu, ganz nothwendig. Glauben Sie mir, Herr Major, alle diese kleinen Junker, diese Muttersöhnchen, es würde Lebtage nichts daraus, blieben Marzipanpüppchen und würden niemals Männer, wenn die Jagd nicht wäre. Habe das gesehen, wo der Adel keine Jagd mehr hat, da ist's aus mit ihm in der dritten Generation längstens. Ich habe auf heut Abend den Jäger bestellt, Herr Oberstwachtmeister, ich denke, wir sehen mal zu morgen, ob wir ein paar junge Enten kriegen können, wir müssen doch sehen, was vorkommt; auch muß mehr

Raubzeug vertilgt werden, als bisher geschehen ist, die Leute klagen, der Jäger ist ein ganz geschickter alter Kerl und auch soweit ehrlich, aber das wird nach und nach selbst beim besten Willen lahm, wenn das Auge des Herrn zu lange fern ist. Auf die Stubendressur versteht sich der Alte meisterhaft, ich bin vorgestern bei ihm draußen gewesen, die beiden braunen Hühnerhunde werden capitale Thiere!"

„Wie ist's, lieber Vollring?" fragte der Major, sich weiter zum Fenster herauslegend, „können wir nicht zum Sonntag ein paar junge Hasen für meine Frau schießen lassen, sie liebt das!"

„Ei warum denn nicht, Herr Oberstwachtmeister, wenn's für die gnädige Frau ist? Die Jäger thun's zwar nicht gern, ich weiß es wohl, aber die Jagd ist sehr gut besetzt und die gnädige Frau muß ihr junges Häschen haben, das versteht sich! Die Hauptsache ist aber das Holz, Herr Oberstwachtmeister, und ich denke, wir gehen morgen nach jungen Enten und besuchen dabei den Erlenbruch, ich habe da pflanzen lassen, wollen sehen, ob mir die Leute die Pflanzen ordentlich angetreten haben, denn da fließt das Wasser erst jetzt ab. Oben in der kleinen Schonung bei dem Sandkrug müssen wir wahrscheinlich, wenn die Dürre so fortdauert, die frisch eingesetzten Pflanzen gießen lassen, auch weiß ich nicht, ob wir nicht droben den Saamen der Unkräuter abschneiden lassen, ehe er reif wird, bei Graf Bassewitz haben wir das immer machen lassen; der alte Graf hielt das für sehr nützlich! Was meinen Sie, Herr Oberstwachtmeister?"

„Wir wollen morgen hinauf, Herr Lieutenant, finden Sie es dann für nöthig, so machen wir's natürlich wie Graf Bassewitz, die Künste, die Sie in Mecklenburg gelernt, lieber Vollring, werden hier keine Dummheiten sein?"

Der Major lachte herzlich; man mußte ihn nur in diesem kurzen Gespräch beobachten, und gewiß war man dann der Ueberzeugung, daß der wilde Ulan in wenigen Wochen schon ein eifriger Landwirth geworden war. Es hat sich die alte Sage von der nahen Verwandtschaft zwischen dem Schwert und der Pflugschaar in neuerer Zeit oft bestätigt gefunden.

„Ich habe auch ein paar junge Füchse gefunden," berichtete der Lieutenant. „Im Getreide, in Roth-Bauen, drüben an der Holzecke nach Trabbuchen zu — halt, was ist das?"

Der Stelzfuß drehte sich um.

„Was soll's denn sein?" fragte der Major, „ich höre nichts?"

„Das macht, weil Sie in der Stube stehen, Herr Oberstwachtmeister, ich höre Pferdegetrappel!"

„Nun, ist denn das so merkwürdig, Sie närrischer Mensch Sie?" lachte der Major.

„Bitte um Entschuldigung, Herr Oberstwachtmeister," entgegnete der Lieutenant, unerschütterlich ernst seinen grauen Kopf horchend vor-

streckend, „kommen zwei Pferde im Trabe, noch eins, zwei feine und starke Offizier-Pferde, ich sage, der Herr Oberstwachtmeister bekommen Besuch!"

„Nun, ich verstehe mich auch auf den Tritt eines Pferdes," neckte der Major in heiterster Laune, „so weit aber habe ich's noch nicht gebracht, aus dem Tritt der Pferde heraus zu hören, daß ein Gast darauf sitzt. Können Sie mir nicht sagen, lieber Vollring, ob mir die Gäste angenehm sind, oder nicht?"

„Ja, das kann ich auch!" versetzte der Lieutenant mit unerschütterlicher Ruhe, hielt aber doch einen Augenblick inne und blickte scharf nach dem Thorwege.

„Nun?" fragte Philipp ungeduldig.

„Die sind Ihnen immer angenehm, die im blauen Rock des Königs!" sagte der Stelzfuß plötzlich und wendete sich um gegen den Major.

Zwei Ulanen-Offiziere in voller Uniform preschten von einem Lanzenreiter gefolgt auf den Hof.

„Hurrah!" schrie Philipp mit Donnerstimme.

„Hurrah!" antworteten die an das Haus sprengenden Offiziere.

„Falkenhayn!" rief der Major und war mit einem Satze zum Fenster hinaus.

Eben so schnell war der zierliche und gewandte Offizier aus dem Sattel und herzlich umarmten sich die beiden Kameraden, die beim combinirten Ulanen-Regiment den russischen Feldzug zusammen mitgemacht.

„Kennen mich wohl nicht mehr, Herr von Krummensee?" fragte jetzt der andere Ulanen-Offizier, der ebenfalls abgesessen war.

„Eine Minute besann sich der Major, dann rief er freudig: „nein, ich kenne Sie wohl, Herr von Lüderitz! Freut mich herzlich, willkommen! Tausendmal willkommen! Lieber Vollring, sorgen Sie für die Pferde, wenn ich bitten darf? kommt!"

„Entschuldige, lieber Krummensee," widersetzte sich der Rittmeister von Falkenhayn, „Du kennst meine alte Gewohnheit, ich muß sehen, wo mein Pferd bleibt!"

„Ich weiß, ich weiß, lieber Bruder," beeilte sich der Major zu antworten, „aber hier, Herr von Falkenhayn, Herr von Lüderitz, stelle Ihnen meinen Lehrer in der Landwirthschaft vor, alten Kriegskameraden von uns, Bein bei Panthin verloren, Lieutenant Vollring, diesem Kameraden kannst Du Dein Pferd getrost überlassen, versteht sich auf Pferdefleisch gewiß eben-so gut wie Du!"

von Falkenhayn, der erst einen ziemlich mißtrauischen Blick auf den Stelzfuß geworfen, blickte plötzlich sehr freundlich, als er sah, wie derselbe mit dem Pferde umging.

„Sie verstehn sich auf Pferde, Herr Lieutenant!" sagte er zufrieden, „man sieht das gleich."

„Nun und auf dieses ganz besonders, Herr Rittmeister!" antwortete Vollring lachend.

„Wie so?" klang die verwunderte Frage.

„Ist ja von uns, das Pferdchen, von Graf Bassewitz!" rief der Lieutenant.

„Ah! Sie sind bei Graf Bassewitz gewesen, nun dann verstehn Sie sich auf Pferde!" meinte von Falkenhayn.

„Na Du kannst nachher noch genug mit dem Lieutenant schwatzen," unterbrach Philipp den Kameraden, „jetzt komm in's Haus, lieber Bruder!"

„Werde also die Ehre haben, heute der Frau von Krummensee meinen Respect zu bezeugen?" fragte Lüderitz.

„Gewiß, meine Frau wird sich sehr freuen, so brave, liebe Kameraden zu begrüßen!" erwiederte Krummensee, indem er die Thür zu dem großen Zimmer öffnete, die Gäste eintreten ließ und sämmtliche Hunde, die sich nachdrängen wollten, mit grimmiger Drohung zurückjagte bis auf den alten, grauen Hühnerhund, den Frau von Krummensee dem Oheim Hermann zu Ehren fütterte. Dieser kümmerte sich auch weiter nicht um den grimmigen Drohruf des Hausherrn, vor dem alle andern Vierfüßler scheu zurückfuhren, er wußte, daß ihn dieser Ruf durchaus nicht angehe, und schritt ruhig hinter den Gästen her in's Zimmer, als gehöre er mit dazu.

Der Rittmeister von Falkenhayn hatte erst aufmerksam durch's Fenster zugesehen, wie man sein Pferd nach dem Stall brachte, und der Major hatte einem Diener den Auftrag ertheilt, die gnädige Frau zu benachrichtigen, daß Besuch gekommen sei, denn die gnädige Frau war auf der Wiese, wo sie Leinwand bleichen ließ.

„Wahrhaftig, lieber Krummensee," begann der Rittmeister von Falkenhayn, der nur so lange sich mit Menschen zu beschäftigen schien, als er keine Pferde sah, „capitaler Mensch, auf Ehre, dieser Dein Amtmann, oder was er ist, weiß wahrhaftig mit Pferden umzugehen, viel schwerer mit Pferden umzugehen als mit Menschen, aber kein Wunder, wenn er bei Graf Bassewitz gewesen!"

Während der Rittmeister den „Pferdeverstand" des guten Lieutenants Vollring bewunderte, hatte von Lüderitz dem Hausherrn die Veranlassung zu ihrem Besuch mitgetheilt. Auf einem vier Meilen von Schorlibbe entfernten Gute hatte Lüderitz den Rittmeister getroffen, der dorthin förmlich als Schiedsrichter geholt war, um eine Wette zu entscheiden über ein Pferd. Lüderitz behauptete, direct auf dem Wege nach Schorlibbe gewesen zu sein und Falkenhayn habe sich ihm sogleich als Begleiter angeboten, als er ihm das Ziel seiner Reise genannt.

Nach einigem Zureden Philipp's nahmen die Herren einen kleinen

Imbiß und tranken ein Glas Wein, das ihnen die gnädige Frau schickte, und machten dann in dem Nebenzimmer, das zur Aufnahme fremder Besuche eingerichtet war, ein wenig Toilette; ein Soldat braucht gewiß nicht viel Zeit, um sich zu putzen; auf dem Lande verlangt man auch nicht viel, aber der Tag war sehr heiß und ein scharfer Ritt über die sandige Scholle der Mark Brandenburg verbessert keine Toilette. Die Herren putzten also mit Hülfe ihres Ulanen und des Dieners vom Hause ziemlich lange an sich herum; es machte sich auch Alles ganz bequem, und Philipp stand beständig in der Thür, mit gutem Rath beispringend und fortwährend mit den Kameraden plaudernd. Er hatte sich nur zwei Mal entfernt, um ein paar kurze Conferenzen mit seiner Gemahlin und dem Lieutenant Vollring zu halten, welche einige junge Hühner, die für den folgenden Mittag bestimmt gewesen waren, schon am Abend in's Feuer brachten und mehrere Flaschen von verschiedenen Weinen an's Tageslicht förderten, die ohne die Ankunft der Herren Kameraden vielleicht noch lange im weißen Sande des Hauskellers ein stilles, dunkles, wenn auch nicht ganz ungekanntes und unbeachtetes Leben der Verborgenheit gelebt hätten.

Als die Officiers unter Scherz und Lachen endlich ihre Toilette beendet hatten, war Philipp ordentlich stolz, zwei so schmucke Kameraden seiner Gemahlin vorführen zu können; von Falkenhayn war nicht groß, aber elegant, zierlich und gewandt, und man bemerkte es kaum, daß ihm der Hieb eines Sichelschwertes, wie es die Mameluken von der Garde Napoleon's führten, den linken Flügel etwas lädirt hatte, wie sich der tapfere Reiter selbst auszudrücken pflegte; von Lüderitz war groß, mager, vierkantig, eine echte Ulanenfigur mit heiterm, sorglosem Gesicht, dem man's ansah, daß sein Besitzer eben so fröhlich der Bataille wie der Bouteille entgegen gehe und dem Feinde gegenüber viel mehr Courage habe, als einer schönen Frau.

Man hatte, der Gäste wegen, heute im Herrenhause zu Schorlibbe früher zu Abend gespeist als gewöhnlich; ein kleines Gewitter war heraufgezogen und hatte mit einigen sanften Regengüssen die Hitze etwas abgekühlt, es war ein wunderschöner Abend geworden.

Wir finden Philipp mit seinen Gästen in dem Zimmer der Frau von Krummensee; es ist, wie sich von selbst versteht, das beste im Hause, aber es ist trotzdem ganz ungemein einfach und höchst altväterisch. Das Zimmer ist mit wenigen ganz nothwendigen Veränderungen durchaus so geblieben, wie es Philipp's Großvater hat einrichten lassen, als er etwa fünfzig Jahre früher das Haus mit einer jungen Gemahlin bezog und es kurze Zeit bewohnte.

Die Vergoldung der geschnörkelten Tische und Stühle ist sehr erblindet, die einst glänzenden Farben sind meist unscheinbar geworden, der Firniß hat sich abgeblättert, und auf der Tapete, die einst chinesisch bunt gewesen, hatte das zarte Grau des Grundes den Sieg über alle ande-

ren Farben davon getragen. Die hohen Spiegel, welche zwischen den Fenstern hingen, waren dunkel geworden, kurz, es war keine Pracht, kein Glanz mehr in dem ziemlich großen Gemach, und dennoch sah's stattlich und vornehm darin aus. Die mächtigen Potpourris von Meißener Porcellain auf den Consolen und eine Reihe von großen Portraits, sehr gut in Oel ausgeführt, so wie mancherlei alte köstliche Waffen, welche mit großer Umsicht und gutem Geschmack vertheilt waren, machten einen wirklich imponirenden Eindruck, und Frau Waldemare von Krummensee hatte sehr gut gethan, in diesem Gemach, das sie ihren Prunksaal zu nennen pflegte, nichts zu ändern.

Unter diesen seltenen Bildern zeichnete sich vorzüglich ein Bildniß des großen Friedrich aus; es war aus der Zeit kurz nach dem zweiten schlesischen Kriege und stellte den Einzigen dar mit noch jugendlichem Gesicht und einer Uniform von blauem Sammet; das bekannte Antlitz mit den mächtigen Augen noch nicht so eckig scharf wie auf den spätern und häufigern Bildern, sondern runder in den Formen, näher den Gesichtern anderer Sterblicher, war nach vorwärts gewendet mit kühnem und entschlossenem Ausdruck. Die erhobene Rechte, den Degen in der Hand, deutete rückwärts. Offenbar war es die Intention des Malers gewesen, einen vorwärts strebenden Heldenkönig darzustellen, der mit dem Schwert auf die Siege zurückwies, die ihm schon die Lorbeerkrone um die Stirn gewunden. Das Bild war vortrefflich ausgeführt, und von Friedrich dem Großen selbst an den General von Krummensee, den Urgroßvater des Majors, geschenkt worden; es hing allein in der Mitte der Hauptwand, ein gebührender Ehrenplatz, rechts und links davon Waffen aller Art. Unter diesen befand sich auch der Degen des edlen Barons von Batz mit einem kleinen silbernen Schild darunter, dessen Inschrift, von Waldemare verfaßt, besagte, welche Bewandtniß es mit dieser merkwürdigen Waffe habe und wie das letzte Schwert, das für das alte französische Königthum gezogen worden, in das Schloß des märkischen Edelmanns gekommen sei.

Die andern Bilder stellten die Großältern und Urgroßältern des Majors dar, von dessen Vater und Mutter kein Bild vorhanden war. Philipp glich weder seinem Großvater noch seinem Urgroßvater, wohl aber seinem Aeltervater, der in Harnisch und Perruque über der Thür hing und Einer von den Paladinen des großen Churfürsten gewesen war. Das alte Bild des Ahnen zeigte dieselben guten, frischen, kecken Züge da oben, wie das Gesicht des Enkels unten, doch hatte der alte Herr da noch einen Zug, der dem Nachkommen fehlte, der Alte war ein ehrgeiziger Edelmann gewesen, was Philipp gar nicht war, vermuthlich aber war ihm, vielleicht seiner unbestreitbaren Gutmüthigkeit wegen, nicht Alles geglückt im Leben, und darum stand auch unter seinem Bilde: „Zu viel ward mir zu viel, Gott steckt das Ziel!" In der ersten Zeile redet der halb unzufriedene, vielfach getäuschte Ehr-

geiz, in der zweiten der resignirende Edelmann aus der Mark Brandenburg.

Charakteristisch waren die Bilder der Großmutter und der Urgroßmutter des Majors; beide Frauen waren nicht mit ihren Männern zu gleicher Zeit gemalt worden, sondern neben dem im Alter gemalten Urgroßvater, hing die in der Jugend gemalte Urgroßmutter; ihre etwas leichtsinnigen Airs paßten weit besser zu dem jugendlichen Bilde ihres genialen Sohnes, wie das alte, gute, fromme Gesicht der Großmutter unseres Helden.

Es wehte eine köstlich frische, kühle leise Abendluft durch die geöffneten Fenster herein, und spielte mit den schweren Damastvorhängen, dieselben nur in der Mitte leicht auseinanderziehend, während sie nicht Kraft genug hatte, die schweren Säume zu bewegen, und verstohlen schlich sich durch diese Vorhänge zuweilen ein sanfter Strahl des Mondes in das nur matt erhellte Gemach.

Auf dem schmalen hochlehnigen Sopha saß die Frau vom Hause, Frau Waldemare von Krummensee.

Waldemare ist nicht schöner geworden, seit wir sie in Berlin zum letzten Male gesehen, im Gegentheil, für den Geschmack unserer Tage sah sie gewiß zu wohl, zu gesund, zu heiter aus, eine rosige Farbe lag auf ihrem Antlitz, keine Spur mehr von der interessanten Bläße von ehedem; die üppig vollen Lippen lächelten und zeigten die Perlen ihrer Zähne, beinahe kokett lag das zierliche Häubchen mit den azurblauen Schleifchen und Bändern auf den dunkelblonden Locken, welche sich an die vollen Wangen, nach der Mode des Tages dreifach gestuft, anschmiegten. Die ganze Gestalt hatte an Fülle gewonnen, ohne eigentlich an Zartheit zu verlieren; kräftiger, man könnte vielleicht sagen derber, war aus dem interessanten und dabei schönen Fräulein wohl eine sehr hübsche Frau geworden, aber von jener Schönheit von höchst distinguirter Art, welche Fräulein Waldemare in den letzten Jahren vor ihrer Verheirathung gezeigt, war wenig geblieben, außer dem seelenvollen und klugen Blick der großen grauen Augen; selbst die Hände verriethen, obwohl ihre edle Form noch geblieben, nicht nur eine starke Neigung zum Embonpoint, sondern in ihrer höhern Färbung auch den Einfluß der Landluft und der Arbeit.

Der Aesthetiker mochte manchen Verlust beklagen, Philipp war seiner Ansicht nicht, der gute Major fand seine Waldemare alle Tage schöner, und seine Kameraden, die das Fräulein Waldemare gar nicht gekannt hatten, waren hingerissen von der Anmuth der reizenden Gemahlin ihres Kriegskameraden.

Waldemare trug ein sehr einfaches Sommerkleid, blau beblümelt auf weißem Grund, und auch das leichte Tuch, welches um ihre glatten Schultern lag, war blau mit weißem Saume, denn blau war die Lieblingsfarbe Philipp's.

„Blau ist der Himmel und blau ist das Wasser und blau ist des Königs Rock!“ pflegte der Major mit einem Anfluge von Poesie zu sagen. Blau und weiß aber waren auch die Wappenfarben der Krummensee, und blau und weiß war auch die jugendliche Urgroßmutter da an der Wand gekleidet. Blau blickten die Augen unter den gepuderten Locken hervor, weiß war das Gewand und blau der Leibgürtel mit dem silbernen Schloß, das ein brennendes Licht zeigte.

Philipp war ein Fanatiker für blau und weiß, und Frau Waldemare würde die Farben getragen haben, auch wenn sie ihr nicht so vorzüglich zu Gesicht gestanden hätten.

Frau Waldemare saß auf dem schmalen Canapée, in ihrem Schooß lag der weiße Strickstrumpf, denn selbst vornehmere Damen strickten damals noch Strümpfe, und lauschte den lustigen Schwänken, die der Rittmeister von Falkenhayn erzählte, dieselben zuweilen mit einem Wort unterbrechend, das die Lachlust der Hörer steigern mußte. Der Rittmeister saß der Dame zunächst, schrecklich beneidet von dem tapfern Lüderitz, der innerlich sich zwanzig Mal versicherte, der Rittmeister würde ihm nicht zuvorgekommen sein, wenn es sich um die Erstürmung einer französischen Batterie und nicht um den Stuhl zunächst einer schönen Dame gehandelt hätte. Das mochte ein Trost sein, aber gewiß ein schlechter, denn der neidlose, gutmüthige Lüderitz wurde fast verdrießlich, wenn Frau Waldemare über die doch wirklich lustigen Geschichten und Schwänke Falkenhayn's lachte. Je mehr sich der brave Lüderitz ärgerte über das unsinnige Glück seines Kameraden, wie er es nannte, desto mehr trank er, und er that wohl daran, denn der Wein war vortrefflich, und er that das mit solcher Ausdauer, daß der tapfere Lieutenant Vollring, als er, wie gewöhnlich, des Abends eintrat, um die letzten Stunden des Tages nach gethaner Arbeit mit seiner „Herrschaft“, wie er sich selbst ausdrückte, obwohl er Offizier gewesen war, zuzubringen, gleich noch einmal in den Keller mußte, um eine neue Batterie Flaschen zu commandiren. Uebrigens unterstützte Philipp den guten Lüderitz lebhaft beim Trinken. Er rauchte auch mit ihm, denn Frau Waldemare hatte erklärt, daß sie nur dann bei den Herren bleiben würde, wenn sie auf gut soldatisch Tabak rauchten. Nur von Falkenhayn nahm keine Pfeife an, gern hätte er sich ein Verdienst aus dieser Enthaltsamkeit der Frau vom Hause gegenüber gemacht, und Philipp war auch gutmüthig genug, zu schweigen, von Lüderitz aber war nicht im Stande, auch dieses Uebergewicht dem Rittmeister zu gönnen und verrieth kurz und gut, daß von Falkenhayn überhaupt nicht rauche. Wenn er indessen geglaubt hatte, den Herrn Kameraden in Verlegenheit zu setzen, so hatte er sich schrecklich getäuscht, denn von Falkenhayn betheuerte jetzt mit Aplomb als Wahrheit, daß er sehr gern rauche, daß er sich aber die Pfeife längst abgewöhnt habe, lediglich um den Damen nicht lästig zu fallen.

Im Gefolge des Lieutenants Vollring waren frische Flaschen ge-

kommen, auf Einladung der Frau Waldemare rauchte auch dieser Brave, Lüderitz hatte im Grunde seines Glases nach und nach einigen Muth bekommen, er hatte Frau Waldemare einige Male sogar angeredet und, unterstützt von der Güte und der Liebenswürdigkeit der edeln Frau, so wie durch den Beifall, den ihm die andern Herren zollten, selbst von Falkenhayn war kameradschaftlich genug, ihm zu helfen, einige Geschichten erzählt, die er gern zum Besten gab, wenn er in Gesellschaft war, und es war Alles im besten Zuge, als Lüderitz plötzlich wieder abbrach und trotz der freundlichsten Aufforderungen Waldemare's schweigsam weiter trank und rauchte.

„Hol den Kerl der Teufel!" dachte von Falkenhayn, „diese reizende Frau macht ihm wahrhaftig Avancen und er wird nun völlig zum Stockfisch; ich muß mich wirklich für ihn in's Feuer stürzen. Dieser rohe Krieger!" er drehte die Schnurren seines hübschen blonden Bärtchens keck in die Höhe, leerte das vor ihm stehende Glas auf einen Zug und begann auf's Neue eine jener Unterhaltungen mit der Gemahlin seines Kameraden, in denen die Preußischen Offiziere von jeher Meister waren, die, ohne eben gerade besonders geistreich zu sein, oder tiefer auf bedeutendere Gegenstände einzugehen, doch immerhin jenen flüchtigen Reiz und jenes Interesse erwecken, das vielleicht das Haupt-Ingredienz einer Geselligkeit ist, welche bestimmt ist, Stunden freundlichen Beisammenseins auszufüllen, den Geist zu erheitern, ohne ihn anzustrengen, die Sitte in leichtester Weise zu fördern und sicher zu stellen und so der Gesellschaft in der anspruchslosesten Weise wichtige Dienste zu leisten. Das ist der Geist der alten französischen, der guten Gesellschaft; in Frankreich ist er verloren gegangen, erstickt unter dem furchtbaren Griff revolutionärer Leidenschaften, erdrückt unter der Last commercieller Rasereien, der Gewinnsucht und der Wuth, reich zu werden, unter dem Einfluß von Verhältnissen, die dem Edelmann nicht ziemen, die ihn auch nie glücklich, wenn auch zuweilen reich oder einflußreich machen. In die Preußischen Offizier-Corps hat sich ein Rest jener guten altfranzösischen Gesellschaftsbildung gerettet, möchte er diese Burg halten und von da die Gesellschaft wieder erobern, die zwischen genial-gemeinen Frauenzimmern und gemein-verständigen Männern hin und her schwankt, und bald nach hier, bald nach dorthin das Gleichgewicht verliert.

Philipp befand sich ungemein behaglich, und mit ähnlicher Freudigkeit, mit der er, als man sich zu Tisch setzte, gerufen hatte: „Falte Deine Hände, lieber Bruder, ich will das Tischgebet sprechen!" fragte er jetzt ein paar Mal hinter einander: „Nun, meine liebe Waldemare, was sagst Du zu diesem lieben von Falkenhayn? nicht wahr, ich habe Dir nicht zu viel gesagt von ihm, ausgezeichneter Mensch, wird noch der Stolz der Königlichen Armee!"

Und dabei streckte er dem alten Kameraden so herzlich die Hand

entgegen, daß der nicht im Stande gewesen wäre, einen Hohn hinter dieser derben Anerkennung zu finden, selbst wenn ihn sein Mißtrauen dahin gebracht hätte.

So behaglich sich Philipp befand, fast eben so unbehaglich befand sich von Lüderitz, jedoch nicht in Folge der Heiterkeit seiner Kameraden, sondern in Folge eines officiellen Auftrags, dessen er sich zu entledigen hatte, und für den er weder die rechte Form, noch die nöthige Einleitung finden konnte. Mit dem festen Vorsatz war er zu Tisch gegangen, seinen Auftrag sofort auszurichten, sein fester Vorsatz war seiner Schüchternheit, die ihn jedesmal bei Frauen befiel, gegenüber zu Schanden geworden, und je mehr die Zeit vorrückte, desto unmöglicher schien ihm die Ausführung dessen, was ihn nach Schorlibbe geführt hatte. Glücklicherweise stand er auf in demselben Moment, da sich der gute Lieutenant Vollring erhob; Beide wollten sich mit Pfeifen versehen, welche wohlgestopft in einer Etagère an der Thür standen. Beide traten zu gleicher Zeit an die Etagère.

„Herr Kamerad," sagte der von Lüderitz leise, „ich bin in einer verzweifelten Verlegenheit."

„Kann ich dienen, Herr Lieutenant?" antwortete der brave Mensch, der was ganz Anderes vermuthete, gefällig und freundlich.

„Ich habe von meinen Kameraden," flüsterte Lüderitz, „etwas an die Frau von Krummensee zu übergeben, und weiß nicht, wie ich's anfangen soll!"

Der ehrliche Mensch starrte dem Ulanen-Offizier verdutzt in's Gesicht.

„Das verdirbt mir den ganzen Abend," fuhr Lüderitz verdrießlich fort, „hatte mich so drauf gefreut! Sagen Sie mir doch, wie ich's anfangen soll."

Der erste Minister des Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn von Schorlibbe sah den Offizier noch einen Augenblick an, dann sagte er lächelnd: „Die Sache ist gemacht, stecken Sie sich eine Pfeife an, Herr Lieutenant, und kommen Sie hinaus."

Beide Männer gingen hinaus.

„Was haben die?" fragte der Major, ihnen verwundert nachblickend.

von Falkenhayn fuhr in seiner Erzählung fort, ohne viel darauf zu achten, er hörte auch nicht, daß draußen dicht vor der Thür streitende Stimmen laut wurden. Die Stimmen wurden immer lauter.

„Du solltest wohl nachsehen, was Deinen Herren Kameraden fehlt!" sagte Waldemare zu ihrem Gemahl ernst und freundlich zugleich.

Philipp wollte sich so eben erheben, da flog die Thür auf und Lieutenant Vollring rief mit Stentorstimme in's Zimmer: „Deputation von der Königlichen Preußischen hochlöblichen Garnison zu Valsaigne

in Frankreich an Ihre Hochwohlgeboren die Frau Waldemare von Krummensee auf Schorlibbe."

Waldemare erhob sich, ebenso die beiden Herren, und von Lüderitz, der nun einmal im Feuer war, schritt stattlich vor und beugte endlich mit ritterlichem Anstande das Knie vor der Schloßfrau: „Gnädige Frau," sagte er, „verzeihen Sie mir, daß ich erst jetzt den Auftrag ausrichte, der mich hierher geführt hat, ich habe keine Courage Frauen gegenüber —"

„Stehen Sie auf, Herr von Lüderitz!" bat Waldemare freundlich.

„Bringen Sie mich nicht aus dem Text, gnädige Frau!" entgegnete von Lüderitz bittend, „der Herr Oberstlieutenant von Arenstorff, ein alter Freund und Kriegskamerad Ihres Gemahls, zur Zeit Commandant der Preußischen Garnison in der französischen Stadt Valsaigne, und die Offiziere der dortigen Garnison bitten Sie, gnädige Frau, dieses Armband als ein Zeichen der Liebe, die wir Alle für Ihren Gemahl hegen, anzunehmen und uns zu Ehren zu tragen."

Eine tiefe Rührung zeigte sich in dem Gesicht der edeln Waldemare, denn sie wußte wohl, daß nur der Aufenthalt weniger Stunden hingereicht hatte, ihrem Philipp die Liebe all der ritterlichen Freunde zu gewinnen. Sollte sie nicht stolz auf ihn sein? Sie warf ihm einen Blick zu, einen von jenen Blicken voll Glanz und Herrlichkeit, wie sie nur in besonders gesegneten Stunden den Frauen eigen, und der Major beugte sein Haupt vor diesem Blicke, als sei ihm solche Fülle von Seligkeit zu schwer.

Der Lieutenant von Lüderitz stand auf und sagte halblaut: „Gott sei Dank, ich habe es gethan!"

Stolz blickte er um sich, da legte Waldemare ihren weißen, weichen Arm um seinen Hals, zog ihn an sich und sprach: „Diesen Kuß gebe ich all' den ritterlichen Herren, die meines Gemahls und meiner gedacht haben auf eroberter Erde in fremdem Lande, ich danke ihnen allen, allen!"

Sie drückte ihre zarten Lippen leise auf die des Lieutenants, der stand wie vom Donner gerührt.

„Champagner!" rief der Major, außer sich vor Glückseligkeit, „Champagner, liebster Vollring, ich bitte Sie, Champagner!"

Leise lächelnd legte Waldemare das Armband, das mit himmelblauen Saphiren und Perlen reich besetzt war, um ihren schönen Arm.

„Nein," sagte sie freundlich zu dem Rittmeister von Falkenhayn, „hier hat Herr von Lüderitz den Vorrang vor Ihnen; Herr von Lüderitz, ich bitte, schließen Sie das Band, das mich durch besonderes Dankgefühl noch inniger der Armee des Königs verknüpfen soll."

Hoch beglückt schloß der Herr von Lüderitz das Band.

„Mein Philipp!" rief jetzt Waldemare, sie weinte Thränen der Rührung am Halse des geliebten Mannes. „Das verdanke ich nur Dir, solches ist nur Deiner Frau geschehen, mein theurer Philipp!"

Die drei Männer waren stumm, da brachte Lieutenant Vollring den Champagner, der Pfropfen sprang und perlend schäumte der edle Wein. Waldemare nahm ihr Glas, hob es und sprach laut: „Unser allergnädigster Herr, der König, soll leben und sein Heer, hoch! hoch! bis an's Ende!"

„Hoch! hoch!" wiederholten die Herren begeistert, „der König hoch! bis an's —

Ende!"

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.